







Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker

Neunzehnter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1933

Printed in Germany

Das Goethe-Jahr 1932 ist vorüber; es steht in unserer Erinnerung wie ein leuchtender Gipfel, zu dem wir, weiter schreitend, immer wieder die Blicke zurücklenken. Das Bild des scheidenden Großen, das dieses Jahr beherrscht hat, bleibt in Weihe und Erhabenheit tief in die Seele gesenkt, um unsere Gedanken noch für lange Zeit zu sich zurückzubannen. Dem Vorstellungskreise, der mit Goethes Tode verbunden ist, entnimmt auch das vorliegende Jahrbuch auf weite Strecken hin seinen Inhalt: es läßt den Dichter seiner ästhetischen Weisheit letzten Schluß vor einem empfänglichen Jünger entwickeln, es führt sein letztes lyrisches Gedicht, das Bekenntnis seiner Weltbejahung, das Türmerlied des 'Faust', in überraschender Feststellung auf seine Quelle zurück, es mißt an seinen klaren Begriffen von geistig-sittlicher Volksentwicklung die verworrenen Zustände eben versunkener Gegenwart, und das brechende Auge des Sterbenden schwebt uns vor bei der Abhandlung: „Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne."

Und weitere Kreise zieht die Betrachtung: wie Goethe selbst, er, der Dichter, den Tod als tragendes Motiv einer Dichtung behandelt hat, wird an dem Meisterwerk seiner 'Wahlverwandtschaften' dargestellt, und ist der Tod nur der sinnenfälligste Ausdruck allgemeinen Erdenleidens, so erhebt sich die Frage, wie Goethe sich zu dem alten Rätsel von Schmerz und Leid verhalten habe: er, der in seiner geistigen Fortwirkung den Tod glorreich unter sich gelassen, hat auch die Qual des Daseins in philosophischer Deutung und praktischer Tätigkeit überwunden.

Das Jahrbuch will aber auch der vorschreitenden Zeit gerecht werden. Ist das Jahr 1932 ein Jahr stolzen Trauergedächtnisses gewesen, so hat das Jahr 1933 die Goethe-Gesellschaft zu heiterem Geburtstagsfeste aufgerufen: es galt, den Liebling der Grazien zu feiern, Wieland, den Bekenner anmutig-maßvollen Lebensgenusses: auch das Jahrbuch bringt ihm nach seiner Weise den Zoll der Erinnerung dar.

Eng benachbart dem Kulturkreise, in den uns Wieland führt, ist der Bezirk um Jacobis Pempelfort. Aus den beschwingten Plauderbriefen der liebenswürdigen Fritze Jacobi erhebt sich vor unsern Augen noch immer der Geist hochgebildeten, kunstverständigen Bürgertums, wenn auch die Putten, die hier in Haus und Garten ihr ernst-fröhliches Spiel getrieben haben, aus den lieben Räumen längst geschieden sind: durch die geistverklärte Lebensfreude bricht immer stärker der gewaltsame Klang hindurch, der über dem neuen Jahrhundert schweben wird, der Klang der Waffen, der Ruf der Völkerzwietracht, der Schrei gallischer Raub- und Ruhmsucht. In jene Tage der Vergangenheit, die uns Fritze Jacobi schildert, blicken wir hinein wie in einen warnenden Spiegel; in der Gewißheit des erneuerten Deutschland, dessen wir uns heute freuen, blicken wir ungeschreckt hinaus in die Zukunft.

Weimar, August 1933.

Max Hecker.

An 'Alceste'



An
Madame Koch

Den 17ten Februar 1774.

Nein, länger länger kann ich nicht
Alceste, deinen Werth in meiner Brust verschließen!
Das Herz ist voll, der Damm zerbricht,
Der lang verhaltne Strom muß endlich sich ergießen.
Wenn Thränen dir zum Opfer von jeder Wange fließen;
Entzückung jedes Aug' erfüllt;
Wenn, holde Zaubrin, wie du willt
Die Seelen, die du lockst, dir nachempfinden müssen;
Wenn selbst der Neid, von deinem Glanz geblendt
Und aufgelößt, aus innerm Zwang bekennt
Daß du Alceste bist; wenn jede schwarze Schlange
Auf seinem Haupt bey deinem rührenden
Unwiderstehlichen Gesange
Entschlummert, und den Furien
Die Geißeln aus den Händen fallen:
Sollt' ich allein von deinen Hörern allen,
Ich, der so viel dir schuldig bin, allein
Zu deinem Lobe sprachlos seyn?

Nimm, Freundin, dieses Lied, die Sprache meines Herzens,
Nimm die Ergießungen des wollüstreichen Schmerzens
Der unsre Seelen schmelzt, wann du dein zärtlich Ich
Mit einem Tone rufst, den, wann der Vorhang dich
Verbirgt, wir lange noch tief in der Seele hören;
Nimm jede dieser edlen Zähren
In deren schönem Thau die Augen sich verklären
Wann dein bezaubernd Weine nicht
Mit Engelstönen Trost in unsre Seele spricht;
Nimm unsre wallenden Entzücken,
Wenn wir so wahr, so unnachahmlich schön,
Elysiums Glück in deinen Wonneblicken
Und deiner schwebenden entzückten Stellung sehn;
~~[illegible]~~
Und Nimm, da ich keine andre Gabe
Die deiner würdig ist dir anzubieten habe,
Die Wunder die du selbst gethan,
O Nimm, Alceste, sie von mir zum Opfer an!

Dir dank ich es, daß, wann ich längst im Grabe
Der Sorgen Ziel gefunden habe,
Daß dann ein Abdruck noch von meinem Herzen lebt,

Alceste dann noch lebt, und unsre Enkelinnen
der Tugend Reiz in ihr empfinden, liebgewinnen!
Dir dank ich es, wenn dann in einer frommen Welt
der schönen Unschuld eine Thräne
Auf deines Dichters Grab entfällt.
Und wenn dereinst, sey wie Alceste,
der Segen ist, der jede Braut
Zur Gattin weyht, so ists, ich sag' es laut,
So ists dein Werk! Durch dich entstand das beste
Was je mein Genius erschuf.
Dich hören, Freundin, war Beruf,
Dich sehn, Begeisterung! — Und wißt es, künftge Töchter
Von meinen Töchtern, wißts, ihr kommenden Geschlechter,
Ihr Weisen und Ihr Guten, wißt:
Sie war (: was stets so selten ist :)
Sie war das was sie schien! — Ihr Anblick überraschte
(Des) Kenners Geist; er sah ~~[illegible]~~ was untern Mond zu sehn
Unglaublich ist — ein Weib, das den Göttinnen
des Phidiasse gleich, von Wuchs und Bildung schön,
Und, wie von außen, schön von innen.
Den keuschen Grazien war ihre Brust geweyht
Ihr Aug' ein Widerschein der innern Heiterkeit,

Ihr Leben ~~war mit Tugend und~~ stets mit unbefleckter Ehre,
Wie mit dem Gürtel der Cytheren
Ihr Leib, geschmückt. Der Künste Genius
Und die Natur, in seltner Eintracht, hatten
Den Bund gemacht, mit jedem Reiz in ihr
Alcestens Tugenden zu gatten.
Sie ist Alceste — riefen wir
Beym ersten Blick, bey ihren seelenvollen
Accenten der Natur, bey jedem schönen Zug,
Bey jeder Stellung! Niemals wollen
Wir etwas anders sehn! Stets thut sie uns genug!
Wir fühlten es, sie ist Alceste!
Dieß ist ihr Ton! ihr Anstand dieß!
So muß sie seyn! So war sie ganz gewiß!

O! Freundin! fahre fort, und ~~bleibe stets~~ sey die
beste
die Liebenswürdigste der Musentöchter! Sey
Die Zierde deiner Kunst! ersteige
Den Gipfel, dem du nahst, und, immer größer, zeige
Dir selbst dich immer gleich! Verzeih
Dem Neide, der dich haßt, weil du geliebt zu werden

Zu sehr verdienst; und wenn du von der Erden
Einst wiederkehrst in dein Elysium,
So sieh dich, statt Admets, nach deinem Dichter um!



Wieland an „Alceste“

(Zu dem vorstehenden Faksimile)

Die Originalhandschrift des diesem Bande im Faksimile beigegebenen Gedichtes befindet sich im Besitze des Herrn Ernst Kellner in Bremen, dessen Güte uns die Wiedergabe ermöglicht hat. (Vgl. 'Sammlung Ernst und Theone Kellner, Bremen. Geleitwort von Rudolf Alexander Schröder. Herausgegeben von Hans Kasten.' Bremen 1932. S. 71—76.)

Am 28. Mai 1773 war die erste deutsche Oper, Wielands 'Alceste' in der Komposition des Kapellmeisters Anton Schweitzer von der Seylerschen Truppe auf der Weimarer Schloßbühne in der alten Wilhelmsburg zum erstenmal aufgeführt worden. In der Titelrolle wirkte Franziska Romana Koch, geb. Gieraneck (geb. 1748 in Dresden). Als Tänzerin hatte sie ihre Bühnenlaufbahn begonnen, sich dann zum Schauspiel gewandt und war 1771 unter Schweitzers Leitung Sängerin geworden. Als solche wurde sie für das Weimarer Hoftheater gewonnen und erzielte durch ihren Gesang, durch die Anmut ihres Spiels und nicht zuletzt durch ihre schöne Figur große Erfolge. Wieland, der an allen Proben teilnahm, war von der Künstlerin entzückt und äußerte seine Begeisterung für sie lauter, als der Herzogin Anna Amalia lieb war. Der Dichter erzählt[1]): „Einesmal war es im (damaligen) Hoftheater bei der Probe sehr dunkel. Ich stehe hinter einem Pfeiler und rufe der Alceste-Koch, die sich in einer Stelle selbst übertrifft, zu: 'O du Engel!' (eine Phrase, die ich bei jedem mir lieb gewordenen weiblichen Wesen ohne alle Beziehung brauche). Unglücklicherweise hat die Herzogin, die, mir unbewußt, auf einer andern Seite des Theaters uns behorcht, dies gehört. Vier Wochen lang war ich aus aller Gnade gefallen. Sie sah mich gar nicht an, oder, wenn sie dies nicht vermeiden konnte, warf sie mir Blitz und Flamme mit ihrem Blick zu. Endlich klärte sich das Rätsel (denn dies war es für mich durchaus gewesen) auf, und alles kam ins alte Gleis.“ Später gestand Wieland, daß er die Koch, als sie seine Alceste „so vortrefflich“ spielte, angebetet habe[2]): „Da verlieh ihr meine

[1]) K. A. Böttiger, 'Literar. Zustände und Zeitgenossen', Leipzig 1838. I, 228 f.

[2]) Böttiger a. a. O. I, 190 f.

Phantasie alle Reize des Ideals, das ich meiner Alceste angedichtet hatte. Ich hatte damals erst drei Kinder, war noch heiter und heftiger. Da hielt ich in meinem Hause kleine Soupers fins, wo Seyler die besten Glieder seiner Gesellschaft mitbrachte." Durch häufige persönliche Begegnung scheint sich seine Leidenschaft für die Künstlerin mehr und mehr gesteigert zu haben. Während der elften Aufführung der 'Alceste' am 16. Februar 1774 erreichte sie offenbar ihren Höhepunkt. In der folgenden Nacht schrieb er sein Gedicht und sandte es der Angebeteten am andern Morgen „mit der ausdrücklichen Bitte, ja niemanden eine Abschrift davon zu geben". Wieland erzählt, daß er dennoch später zu seinem großen Erstaunen und Unwillen das Gedicht in Reichardts Gothaer 'Theaterkalender' (auf das Jahr 1777, S. 10—12) mit geringen Kürzungen gedruckt und sich „dadurch dem Spott der Herzogin, welche die Koch zuletzt gar nicht leiden konnte, ausgesetzt fand". „Dies hat auch gemacht, daß ich dies Gedicht nicht in meine Sammlung aufgenommen habe, ob ich es gleich für eins meiner besten halte. Nach meinem Tode mag es herauskommen und aufgenommen werden. Immer habe ich der Koch keine solche verliebte Geckereien vorgetändelt als Voltaire der Gossin."

'An Alcesten' fand ungekürzt Aufnahme in 'Wielands Ges. Schriften. Hrsg. von der Deutschen Kommission der Preuß. Akademie der Wissenschaften', Abt. I, Bd. 9, S. 439—441.

Werner Deetjen.

Vorspruch zu Wielands 'Alceste'

Von Heinrich Lilienfein (Weimar)

(Gesprochen von Max Brock bei der Aufführung der 'Alceste'
durch das Deutsche Nationaltheater in Weimar
am 9. Juni 1933)

Wie bann' ich dich, du fernentrückter Geist,
Daß du — jahrhundertweit von uns geschieden,
Geborgen in Elysiums Götterfrieden —
Auf Augenblicke nur uns nahe seist;
So nahe, daß wir wesenhaft dich spüren
Und dankbar grüßend deine Hand berühren?

Beschwörend sammle ich in meinen Ruf,
Was deine Phantasie in Schaffenswonnen
Entschöpft aus unerschöpflich reichem Bronnen;
Was immer spielend zu Gebilden schuf
Dein leichtentzündlich Herz, und formgebändigt
Witz, Weisheit, Anmut spielend verlebendigt.

Da drängen sich Gestalt und Gleichnis schon
Heran aus König Artus' Tafelrunde,
Hellenentum und Morgenland im Bunde,
Amadis, Danischmend und Agathon,
Weltkluge Grazien, Ritter ohnegleichen,
Gelächter rings von Abderitenstreichen.

Du zögerst noch? O wundersüßer Klang!
Aus Sommernacht frohlockend hergetragen
Das Elfenkönigspaar im lichten Wagen,
Von Liebesleid und -lust ein Überschwang —
Ich wußt' es ja! Das Wunder ist gelungen:
Es hat dich Hüons Zauberhorn bezwungen!

Seht ihr, wie es sich klar aus Nebeln hebt?
Das Antlitz, Käppchen überm Silberhaare,
Ein schelmenguter Glanz im Augenpaare,
Ein Lächeln, das um rege Lippen schwebt —
Und um den Nahenden mit Rosenketten
Ein ausgelaß'ner Schwarm von Amoretten.

Wieland! Die frohen Sinne fassen's kaum!
Die alten Gassen, Ilm und Park da draußen,
Sie rufen's mit! Ein sanftes Wipfelsausen
Von Tiefurt, und herüber wie im Traum,
Wie weiches, helles Vogelstimmenlocken,
Aus deinem Oßmannstedt die Willkommsglocken!

Verweile, trauter Gast, in unsrem Kreis!
Ein Größ'rer spricht beredt mit uns die Bitte,
Als Gastherr, unsichtbar in unsrer Mitte —
Ob dein Erinnern ihn zu raten weiß?
Dein Auge leuchtet, schüchtern stockt die Zunge —
Ja! Goethe selbst, der alte, ewigjunge!

In Goethes Namen setze dich herzu!
Das Werk, das einst in jugendtoller Laune
Der Unband dir geschmäht, — vernimm und staune! —
'Alceste' spielen wir dir vor! — Und du,
Du sollst am Jubeltag, mit freudenroten Wangen,
Durch unsern — seinen Dank in Wort und Ton empfangen!

Das Leiden im Weltbilde Goethes

Von Susanne Hampe (Bad Berka)

Und euch taugt einzig Tag und Nacht.
('Faust' I)

Es gibt ein fast peinliches Zugeständnis, das der Goethe-verehrer einer alles Erhabene in den Staub ziehenden Skepsis machen muß. Jedenfalls scheint es der oberflächlichen Betrachtung so. Die Tatsache ist nämlich nicht abzuleugnen, daß der alte Goethe seelische Erschütterungen scheute, daß er traurige Begebenheiten floh und sich vor äußeren unangenehmen Eindrücken in sein wohlgegründetes Lebenskunstwerk abschloß. Diese Feststellungen stützen sich in der Hauptsache auf Eckermanns Berichte über Goethes Verhalten beim Tode des Sohnes, bei des Großherzogs Karl August und der Großherzogin Luise Hinscheiden. Eckermann findet den Einundachtzigjährigen nach der Nachricht von Augusts fernem Tode „vollkommen heiter und ruhig" und fügt, nachdem er das weitere Gespräch niedergeschrieben, hinzu: „seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht". Als die Sterbeglocken für die Großherzogin-Mutter Luise am Mittag des 14. Februar 1830 läuteten, redeten die Tischgenossen absichtlich lauter, „damit die Töne der Todesglocken sein Inneres nicht berühren und erschüttern möchten; denn wir dachten, er empfände wie wir. Er empfand aber nicht wie wir, es stand in seinem Innern gänzlich anders. Er saß vor uns gleich einem Wesen höherer Art, von irdischen Leiden unberührbar". — Was hier von dem Getreuen als Seelengröße dargestellt wird, damit verfuhr die Weimarer Fama nicht so glimpflich. Als Christiane am 6. Juni 1816 nach furchtbaren Qualen verschieden war, schreibt Johanna Schopenhauer an Elise v. d. Recke vom einsamen Tode „der armen Goethe", die „allein unter den Händen fühlloser Krankenwärterinnen . . .

fast ohne Pflege gestorben" sei. Goethe habe „nicht gewagt", zu ihr zu gehen, niemand habe ihr die Augen zugedrückt. Und sicher wirkte in dieser Richtung auch Goethes Schreiben an Karoline v. Wolzogen vom 12. Juni 1805 nach Schillers Tode: „Ich habe noch nicht den Mut fassen können, Sie zu besuchen. Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll, so vermeidet man billig den Anblick derer, die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben." Auf diese und ähnliche Tatsachenberichte gründet sich die Meinung derer, die Goethe Leidensfähigkeit und Leidenswillen absprechen oder ihm gar Gefühlskälte vorwerfen. Die Frage wäre also die: Haben wir es in Goethe mit einer seltsam gebrochenen Persönlichkeit zu tun, die zwar in der Theorie das Leiden im Weltbild anerkennt, wovon in den Werken mannigfaches Zeugnis zu finden ist, die aber im täglichen Leben über die allzumenschliche Leidensscheu nicht hinauskommt, weil die Kraft zum Leben der Lehre nicht vorhanden war? Das stünde in starkem Gegensatz zu dem Bilde des Weisen von Weimar, der uns Nachfahren der Urtyp menschlicher Vollkommenheit und Ganzheit ist. Oder aber es behielten jene Verkleinerer alles Großen recht, jene Schnüffler in menschlichen Unzulänglichkeiten erhabener Geister, die mit hämischer Freude die Bruchstellen und verwundbaren Punkte im Lebensbild eines Heroen aufzeigen und ausrufen: „Seht, also auch der war nur ein Mensch — wie wir!" Das ist von jeher die Rache gewesen, die der Philister am Genie nimmt, daß er es herunterzerrt auf die eigene Stufe des Untermenschentums.

Es wäre töricht und würde einer überwundenen Goetheverhimmelung angehören, wollte man jene Abweisung leidbringender Ereignisse aus Goethes späterem Leben wegleugnen. Vergessen wir aber nicht, daß es ein langes, alle Höhen und Tiefen durchmessendes Leben war und daß die für unser Problem negative Einstellung sich erst bei dem alten Goethe bemerkbar macht, und zwar — darauf sei hier schon hingewiesen — auch nur dort, wo die Außenwelt den „Zirkel" seines Seins zu durchbrechen drohte. Was innerhalb dieses Kreises bei den oben erwähnten Gelegenheiten an tiefstem Seelenschmerz gelitten

wurde, das zeigen gleichzeitige Briefe an Freunde und an den Getreusten unter ihnen, an Zelter. An diesen heißt es nach Augusts Tode: „Es scheint, als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man seie nicht aus Nerven, Venen, Arterien und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten“ (21. November 1830). Und an Boisserée bekennt er am 24. Juni 1816 nach Christianens Tode, daß sein „Zustand an die Verzweiflung grenzt“. Nach einer allerdings zweifelhaften Quelle teilt der Arzt Huschke mit, daß Goethe, als man ihm das Ableben seiner Frau mitteilte, weinend in die Knie gesunken sei und ausgerufen habe: „Du sollst, du kannst mich nicht verlassen!“[1])

So ergibt sich für den ernster Suchenden die Aufgabe, das Leidensproblem als zutiefst in Goethes Leben und Denken begründet zu finden, für den „Glück und Unglück“ Gesang wurde und dessen Werke „Teile eines großen Bekenntnisses“ sind. Er, der über Menschenmaß hinauswuchs, muß auch auf diese größte menschliche Wirklichkeit, auf das Leiden seine eigne, besondere Antwort gehabt haben. Diese Antwort zu finden, will das Ziel vorliegender Untersuchung sein. Fördernd und hemmend zugleich erscheint dabei die Tatsache, daß sich in dem dreiundachtzigjährigen Leben Goethes der Betrachtung zwar ein in sich gerundetes Ganzes, ein geschlossener Entwicklungskreis entgegenstellt, daß aber im Bilde des alten, in sich vollendeten Goethe auf den ersten Blick starres Beharren, höchste Bewußtheit und ein nicht zu verkennendes bürgerliches Behagen den Blick in seelentiefes Erleben stört. Wir müssen also bei aller Ehrfurcht vor dem herrlichen Kunstwerk seines Lebens, das er bewußt gestaltet hat wie kaum ein Großer vor ihm, diese „geprägte Form“, zu der der Dichter mit Schicksalsmacht sich hinentwickelte, zu durchleuchten versuchen, um zu erspähen, wie sich im Seher und Weisen das größte Menschheitsproblem spiegelt. Diese Spiegelung wird das Bleibende für uns sein, wenn die äußere Daseinsform hinter dem Mythos Goethe, hinter seiner Geistpersönlichkeit, verschwunden sein wird. In

[1]) Geiger: 'Goethe und die Seinen', Leipzig 1908.

ihrem Leuchten wird die — zwar notwendige — Schale seiner menschlichen Beschränkung durchscheinend werden bis in die Tiefe ihres kostbaren Inhalts. Wie diese Beschränkung organisch sich bildete und notwendig so wurde, wie wir sie jetzt sehen und wie sie gerade einen Teil der Einstellung Goethes zum Leiden ausmacht, das soll sich im dritten Teile dieser Arbeit erweisen. Zunächst aber haben wir es mit dem Leidenserleben des werdenden Menschen Goethe zu tun.

I.

Der junge Goethe stürzt sich, wie es uns scheinen will, geradezu mit selbstzerstörerischer Lust in leidvolles Erleben. Im raschen Ergreifen und bitteren Scheiden spielt sich Drama auf Drama seiner frühen Jugend ab. Ja, er empfindet keine Zufriedenheit „als im Wiederkäuen" seines Elends und in der „tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben".[1] So bei dem Verluste Gretchens, und nicht anders, als er Kätchen Schönkopf aufgeben muß. Er überläßt sich mit jugendlicher Maßlosigkeit diesen ersten Seelenschmerzen, die in beiden Fällen seinen Körper in Mitleidenschaft ziehen und ihn aufs Krankenlager werfen. Der tiefe Einklang zwischen Körper und Seele, der Goethes späteres Menschentum bestimmt, zeigt sich schon im Jüngling. Ein Zeichen, daß diese Schmerzen wirklich in jener Tiefenschicht der Seele empfunden werden, in der die Grenze zum Körperlichen verschwindet.

Zunächst ist es das ewig alte Weh des Scheidens und Meidens, das keinem jungen Menschen erspart bleibt und ihn einweiht in die Mysterien des Lebens. Der geniale Knabe kostet den ersten Liebesschmerz in bitteren Tränen, Selbstvorwürfen und Zornesausbrüchen aus. Der Leipziger Student schafft sich Schwierigkeiten und Hemmnisse, erlebt Liebesfreude als Gegensatz zu grausiger Eifersucht und sieht — in einem Gedicht an die Mutter — seines „Lebens Strom vom Schmerz gepeitscht . . . stürmend" fließen. Dann wieder hadert er ('Elegie auf den Tod des Bruders meines Freundes', Werke 37, 34):

---

[1]) 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 26, 340).

O Gott, bestrafest du die Liebe,
Du Wesen voller Lieb' und Huld?

Das Problem der Verflechtung von Lieb' und Leid wird ihm schon früh zur fordernden Frage an die Gottheit. Aber auch die selbstquälerische Wollust des Schmerzes kennt er: „Liebe ist Jammer, aber jeder Jammer wird Wollust, wenn wir seine klemmende, stechende Empfindung, die unser Herz ängstigt, durch Klagen lindern und zu einem sanften Kützel verwandlen; ach, da geht keine Wollust über den Jammer der Liebe" (an Behrisch, 2. November 1767).

Eine zweite Wesensart des späteren Menschen Goethe offenbart sich in diesen Jugendträumen: er macht die unbelebte Natur zum Spiegel seiner Leiden. So heißt es in einem Brief an den Jugendfreund Riese (28. April 1766): „Und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephir, der mich zu erfrischen
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord
Und trägt entrissne Blüten fort.
Voll Zittern flieh' ich dann den Ort,
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern."

An die Brust des Freundes flüchtet er sich und stürmt in den Briefen an Behrisch seine „Fieberparoxismen" aus: „Ich riß mein Bett durcheinander, verzehrte ein Stückchen Schnupftuch und schlief bis acht auf den Trümmern meines Bettpalastes" (an Behrisch, 13. Oktober 1767). Fieberanfälle schütteln ihn nach einem Streit mit der Geliebten, und Tränenströme gewähren ihm bittersüße Erleichterung. Die Hölle eröffnet sich seiner Pein, um sich am nächsten Morgen in einen Himmel der Freude zu verwandeln, wenn die Aussöhnung erfolgt ist. So wechseln tiefster Schmerz und höchste Seligkeit, je nachdem der junge „Narr", wie er sich selber nennt, in übler oder heiterer

Laune ist. Aber er fühlt auch schon: „Ich muß fort, ich will fort“, und bringt den Herkulesmut zu einer Aussprache mit der Geliebten auf, wonach sich die wilden Wogen glätten und die beiden „als die besten Freunde“ scheiden (an Behrisch, März und 26. April 1768).

Das Ergebnis aber dieses wilden Treibens und Tobens ist seine Rückkehr ins Elternhaus als ein Siecher, dessen Körper dem drängenden Erleben nicht mehr standhalten kann und in weiser Unbewußtheit ihn zur Stille und Besinnung zwingt. In monatelanger Eingeschlossenheit in der Giebelstube des elterlichen Hauses ebbt das wilde Drängen allmählich ab. Rückblickend kann er nun im launigen Versbrief an Friederike Oeser (6. November 1768) sagen: „Denn ich bin schon im Leiden sehr geübt.“ Dem „Gefangenen der Krankheit“ (an Adam Friedrich Oeser, 14. Februar 1769) klärt sich das vergangene Schmerzerleben, und die unfreiwillige Beschränkung kehrt seinen Blick ins Innere. Die sanft führende Hand einer großen Leidenden eröffnet ihm Trost- und Kraftquellen, die ihm bis dahin verborgen waren. In Susanne v. Klettenberg tritt ihm ein leidender Mensch in tiefer Resignation und durchleuchtet von innerem Frieden entgegen. Leidüberwindung durch Glauben dämmert zum erstenmal in dieser edlen Frauengestalt vor ihm auf und läßt ihn die von ihr gewiesenen Wege gehen. Wie Faust wird er zur „sicheren Höhle“ geführt, und seiner „eigenen Brust geheime, tiefe Wunder öffnen sich“. So reift in diesen zwei Frankfurter Jahren, in der Einziehung aller wilden Kräfte, in der Beschäftigung mit Mystik und Alchemie, im Verkehr mit der Brüdergemeinde der Schmerz ihm zur Frucht. Ein Kreis seines Seins wird geschlossen, eine „Schlangenhaut“ (Eckermann, 12. Januar 1827) bleibt abgestreift am Wege liegen, und auf höherer Stufe steht ein neuer Mensch mit starkem Willen zum Dasein dem verlockend neuen Leben in Straßburg gegenüber.

Im Sesenheimer Idyll zeigt sich zum erstenmal jene Schicksalsbedingtheit in Goethes Leben, verbunden mit Verstrickung in Schuld. Unklar hatte er in Leipzig bereits gefühlt: „Ich muß fort, ich will fort“, und dabei war die Liebe dort nur das erste spielerische Anklingen der großen Melodie seines Lebens

gewesen. Bei Goethe wird diese Melodie, so reizvoll sie auch immer sein möge, doch nie beherrschend werden: sie schwebt, bald klarer, bald schwächer, bald gänzlich übertönt über den starken Grundakkorden seiner Tiefe. Sie bilden sein Gesetz, und dieses erkennt er bereits in Straßburg; ihm zu folgen entschließt er sich. Darum muß er Friederike lassen und die Schuld, eine so reine Seele zu verwunden, auf sich nehmen. Wenn Georg Simmel in seinem Goethebuch (S. 204) sagt: „Er war den Frauen untreu, weil er sich selbst treu war", so liegt darin eben die enge Verflechtung von innerem Gesetz und Schuld, so entspringen eben daraus die tiefen Leidenstöne seiner Lieder. Es packt ihn „der Menschheit ganzer Jammer" an beim Blick in die tränenden Augen des tapferen Mädchens, das ihm zum Abschied die Hand reicht. Die „himmlischen Mächte", die ihn schuldig werden ließen in Befolgung seines Lebensgesetzes, sie überlassen ihn der Pein, und erst dann wird er frei von Reue, als er Gretchens tragische Gestalt aus seiner leidenden Seele herausstellt und mit den rührenden Zügen des verlassenen Mädchens der Nachwelt das Bekenntnis seiner Schuld gibt. Er selbst muß vorwärts, bereichert um das vertiefte Wissen, „daß die Reihe von Glück und Unglück im Leben ineinander gekettet ist wie Schlaf und Wachen, keins ohne das andre, und eins um des andern willen, daß alle Freude in der Welt nur geborgt ist" (an die Großmutter, Februar 1771). Dieses Vertrauen in sein Schicksal und dessen Führung, das er später sein Daimonion und noch später das „Gesetz, wonach du angetreten" nennt, läßt ihn von nun ab alles ihm widerfahrende Leiden als gewollt und irgendwie zu seiner Ganzheit gehörig empfinden. „Noch immer auf der Woge mit meinem kleinen Kahn, und wenn die Sterne sich verstecken, schweb' ich so in der Hand des Schicksals hin, und Mut und Hoffnung und Furcht und Ruh' wechseln in meiner Brust" (an Herder, Juli 1772).

Als er so aus Wetzlar schreibt, steuert der Kahn seines Lebens bereits wieder neuen Leiden zu. Das Hohelied seiner Liebesleiden um die Braut des Freundes zeigt die ganze Leidensfähigkeit des Genies. Denn: „das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwer-

sten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln". So sagt er in 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 28, 310) und sieht in seinem produktiven Talent gleichsam ein Ventil der in ihm aufgespeicherten Leidensenergie. Weil er in seiner Poesie aber nach seinem eignen Zeugnis „nie affektiert" hat und nur dichtete und aussprach, was er „lebte" und was ihm „auf die Nägel brannte" (Eckermann, III., 14. März 1830), darum haben wir das Recht, im 'Werther' das Leidenszeugnis der Wetzlarer Zeit zu sehen. Hier scheint mir die für ihn schon früher bezeichnende Neigung, die Natur zum Spiegel seines Gefühls zu machen, sich zum wesentlichen Zuge seines Lebens vertieft zu haben. In seiner frühen Jugend wurde sein Körper krank, wenn die Fülle der Schmerzen sein Maß überstieg. Jetzt sucht Goethe-Werther für seine Seelenschmerzen eine Entsprechung in der unbelebten Natur. Er schweift in Sturmesnächten auf Feldern und Bergen umher. „Einen jähen Berg zu klettern ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser" ('Werther', Werke 19, 80). Es ist immer noch der heftig empfindende Jüngling, dessen Gefühl, allem Wissen um die Notwendigkeit des Leidens zum Trotz, sich verströmt im Schmerz um die Unerreichbarkeit des geliebten Wesens. Während aber Werther keinen andern Ausweg aus diesem Gipfel der Hingabe seines Selbst an ein anderes Selbst sieht als den Tod — worüber noch zu reden sein wird —, so führt den Dichter dieses Erleben nur tiefer in sich selbst hinein, und er überläßt sich willig dem geheimnisvoll wirkenden, unberechenbaren Gang seines Lebens ('Wanderjahre', Werke 25 I, 56. 57).

Es steht hier nicht zur Erörterung, warum auf das Lotten-Erlebnis Lili folgen mußte, es ist aber von Wichtigkeit, daß auch hier ein leidvoller Ausgang von Anfang vorgezeichnet war. Die Briefe an Gustchen Stolberg, die unbekannte Seelenfreundin, geben in leidenschaftlichem Langen und Bangen den Behrisch-Briefen nichts nach. Jetzt auch überträgt er sein Gefühl in die Natur und findet in Wind und Regen und Schnee, in weiten Nachtwanderungen Linderung seiner Pein. Aber er

erweitert sein Leid zum Leid der Welt und sieht überall einen schrecklichen Zustand der „Sinnlosigkeit“ (3. August 1775). Dazu steckt er selber noch zu tief in dieser Sinnlosigkeit, um aus ihr Ziel und Gesetz zu begreifen. Aber das Einzige seines Wesens, das Leben aus der Einheit heraus — vorläufig nur halb bewußt —, läßt ihn auch hier mit nachtwandlerischer Sicherheit den Schnitt ins eigne Fleisch tun, obgleich der Schmerz diesesmal ihn nicht minder heftig trifft. Doch er weiß jetzt, daß er nie ganz unglücklich sein kann, und schon, daß er seine Heftigkeit und Maßlosigkeit als ein unseliges Schicksal erkennt, „das ihm keinen Mittelzustand erlauben will“ (3. August 1775), das bedeutet den ersten innerlichen Schritt zu bewußtem Suchen nach diesem Gleichgewichtspunkt im eignen Sein. Darum kann er auch auf die Frage, ob er glücklich sei, antworten: „Ja . . . ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir“ (Januar 1775). Das Leid wird in seiner Weltschau, wie sie nun in ihm wächst, zur notwendigen Komponente alles Geschehens. Schon vorher schreibt er an Sophie v. La Roche (15. September 1774): „Ich muß die Welt lassen, wie sie ist, und, dem heiligen Sebastian gleich, an meinen Baum gebunden, die Pfeile in den Nerven, Gott loben und preisen.“ Aber indem er sich gläubig den „Sonnenpferden der Zeit“ mit seines „Schicksals leichtem Wagen“ ('Dichtung und Wahrheit', Werke 29, 192) anvertraut, weiß er jetzt, daß sie ihn zur Höhe seiner Bahn, zu neuen Ufern tragen werden. Er hat die tiefe Verflechtung von Glück und Leid erkannt und weiß auch beim Scheiden von Lili, das zugleich ein Scheiden von der stürmenden Jünglingszeit bedeutet:

> Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
> Die glühend herzauf quillet,
> Das mit unsäglich neuer Pein
> Sich schmerzvermehrend stillet.

Und betend fährt er fort:

> O laß doch immer hier und dort
> Mich ewig Liebe fühlen,
> Und möcht' der Schmerz auch alsofort
> Durch Nerv' und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach, diese lange tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Was er hier vom Schicksal erbittet, das wird ihm das Leben in reichstem Maße gewähren, freilich um den Preis äußerster Leidensbereitschaft.

Die Schicksalsbestimmtheit in Goethes Lebensführung tritt nirgends so stark zutage wie in seiner Wendung nach Weimar. Der Widerstand des Vaters gegen Fürstendienst mußte niedergekämpft werden und endete mit einer halben Versöhnung. Aber Goethe erkennt in dem verschlungenen Weg, der nach Süden führt, um dann nach Norden umzukehren, die Hand des lieben unsichtbaren Dinges, das „mich leitet und schult" (Reisetagebuch, 30. Oktober 1775). Der letzte Blick in Lilis erleuchtetes Fenster läßt ihn den Trennungsschmerz brennend empfinden, und wieder kommt ein Schuldgefühl dazu, das ihn im Reisetagebuch fragen läßt: „Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden?" Schuldig vor der Welt, aber unschuldig vor dem ihn führenden Schicksal, muß er zur Verlästerung der Menschen, zum Unverstehen des Vaters die harte Schule der Selbstvorwürfe durchmachen. Daß ihn dabei nie das Bewußtsein des Geführtwerdens auch in den bittersten Erfahrungen verläßt, wird ihm von nun an zu immer deutlicherer Hilfe in allen Widerwärtigkeiten des Lebens.

Gleich einem Schicksalsstern steht über seinen ersten Weimarer Jahren der Name der führenden, sänftigenden Freundin Charlotte v. Stein. Aber im Bilde seines Verhältnisses zu ihr, man mag es deuten wie man wolle, darf der Schatten nicht vergessen werden, den die ihm auferlegte Resignation auch über die hellsten Freudenstunden warf. Charlottens in sich ruhendes, reifes Frauentum gewährte ihm reinstes Glück des Verstandenwerdens. Aber menschliche Unzulänglichkeiten und Reibungen seiner Ecken und Kanten an der Außenwelt, die Grenze, die Charlotte vor ihm aufrichtete, lassen ihn oft genug in den Briefen klagen über den „seltsamen Druck" auf seiner Seele, verursacht durch Charlottens Betragen, und es beginnt für ihn

eine Schule der Überwindung. Alle Kräfte werden angespannt, um im Strome des Lebens, von dem er sich gepackt fühlt, nicht zu „ersaufen", sondern sich ans andere Ufer zu retten. Vorläufig hieß dieses Ufer für ihn Charlotte v. Stein. Ihr klagt er die Ruhelosigkeit seiner übeln Tage und Nächte, in denen er „für Hoffnung und Furcht nicht schlafen" kann, in denen der anhaltende Regen ihn toll macht und Dumpfheit ihn erfüllt (18. Juni 1776). Wenn auch alles, was die verehrte Frau tut, ihm recht ist, so macht es ihn doch traurig; trotzdem er weiß: „Das Plagen ist der Sommerregen der Liebe" (22. Juni 1776). Am 30. Juni 1780 seufzt er: „Mir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt. Wenn ich nicht wieder den Leichtsinn hätte und die Überzeugung, daß Glaube und Harren alles überwindet."

Zu diesem „Kreuz" kommt bei dem reifen Manne, der tätigen Anteil an der Führung eines Staates nimmt, nun auch der Blick in das Leiden der andern. „Ich hab' so vielerlei von Stund' zu Stund', das mich herumwirft; ehmals waren's meine eigne Gefühle, jetzt sind neben denen noch die Verworrenheiten andrer Menschen, die ich tragen und zurechtlegen muß" (an Kestners, 9. Juli 1776). Viel Menschennot lernt er kennen, vom Brande verwüstete Dörfer; viel Neid und Mißgunst schlägt in trüben Wellen zu ihm auf. Es beginnt sich um ihn eine Panzerschicht zu legen, die den Freunden als Kälte und Hochmut erscheinen muß. Der Jugendfreund Merck aber sieht durch den Mantel von Einsamkeit, wenn er an Lavater (September 1777) schreibt: „Goethe . . . hat nicht das Geringste, wie die Esel prätendieren, von seiner ehemaligen poetischen Individualität abgelegt, dagegen aber an Hunger und Durst nach Menschenkenntnis und Welthändeln und der daraus folgenden Weisheit und Klugheit wie ein Mann zugenommen." Er selbst spricht von seinem „gnomisch" verschlossenen Herzen (an Herder, 9. August 1776). Wollte er dem Drang und Fluten des Erlebens, das durch ihn hindurchging, standhalten, so mußte er sich „vor der Welt ohne Haß" verschließen, so mußte er von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit fliehen. Was sein Auge auf dem verschneiten Brockengipfel unter sich sah, mußte ihm zum Sym-

bol seines Lebens werden, die reine Höhe über allen Menschenqualen zum Ziel seines Strebens.

Doch wenn es auch in dem ersten Weimarer Abschnitt schon Augenblicke gibt, wo er glaubt, die Glückseligkeit gefunden zu haben, wo er „zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig klingender Existenz" schwebt, so muß er, seiner Vollendung zueilend, das alles doch aufgeben. Mit Tränen in den Augen fühlt er sich stark genug, das alles zu lassen. „Stark, das heißt dumpf" (16., 17. Juni 1776). Hier klingt die Gebundenheit an das Schicksal und seine gläubige Folgsamkeit wieder an, die ihn wie nach Weimar, so nun nach dem Lande seiner Vollendung, nach Italien führt. Hier findet die gewaltig angelegte Antithetik seines Lebens ihre Lösung und Überhöhung. Auf diesem Gipfelpunkt seines Daseins scheint nur Helligkeit zu herrschen. Alles Dunkle, Trübe hat er im „graulichten" Norden zurückgelassen. Die lichte Seite seines durchaus polar angelegten Seins hält dem dunklen, Faustischen Drängen die Wage. Der Zurückkehrende steht in seinem Leidenserleben unter diesem Zeichen und wandelt es so in ein Leidensbegreifen um.

II.

Gefühlsbedingt und auf das eigene Ich gerichtet war des jungen Goethe Erleben gewesen. Das Subjekt wollte sich aller Höhen und Tiefen der Welt bemächtigen; er fühlte den Mut, sich „in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen, mit Stürmen sich herumzuschlagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen". Die Reflexion schweigt noch oder redet nur selten, alles ist strömendes irrationales Erleben, das im All Antwort sucht auf das eigne Drängen und Fragen, das auch nicht zurückschreckt vor der Passion, die „der ganzen Menschheit zugeteilt ist" und die Goethe als Liebesleid erlebt. Er empfängt freudig die Pfeile des Leidens, wie St. Sebastian. Unbewußt übersteigert er seine Schmerzen bis zur Raserei, um nachher in der Reaktion des Körpers süßes Nachgeben, Sammlung der zerstreuten Kräfte und pflanzenmäßige Erneuerung zu spüren. Jedes Krankenlager der Jugendzeit läßt ihn wachsen und als ein Erneuter sich erheben. Dabei

ist festzuhalten: wie es seinem herrschenden Lebenstrieb in der Jugend rein um das Mitfließen in diesem Strom, um die Erhöhung des eignen Gefühls dabei zu tun war, so sind alle seine Aussprüche über das Leid, seine Reflexionen, ich-bezogen und einer noch gewußten Weisheit um letzte Zusammenhänge entsprungen. Das Leid gehört ihm zum Leben, wie die Freude; Kranksein ist gut, es verhilft zu neuer Lebensstufe. Zusammenbruch des Selbst vor allzu starkem Leid läßt ihn nur strahlender auferstehen mit noch unbändigerer Sehnsucht nach Erleben. Ein Leichtsinn, der, wie er sagt, ihm vom Schicksal zugegeben ist, wird nur eben stark genug, um ihn nicht zerbrechen zu lassen, und deutet vielleicht voraus auf die „Leidensscheu" des Mannes. Ich möchte diesen Leichtsinn Selbstschutz des Unbewußten nennen. Daß dieses „liebe Ding" ihm im allzu starken Treiben die Hand hinhielt zum Sprung ins Neue, das ist eben eine der unerhörten Fügungen dieses unerhörten Lebens. Leben, Erleben um jeden Preis: wo dieser Ruf in einer Jugend laut wird und am Willen zum äußersten Seelenleid der Heldenmut wächst, da baut das Leben unbewußt die „Pyramide" des Seins, bis der reife Mensch selbst Hand an deren Vollendung legen kann. (Die heutige Jugend verharrt in dem ersten Zustand und wirkt daher auf die Umwelt infantil, auf sich selbst nicht auf-, sondern abbauend, auf die Nachwelt — nichts.)

Bei Goethe liegt in der Mitte seines Lebens die heilsame Cäsur, der Schnitt ins Geschehen, die Umkehr vom Erleben zum Denken. Es ist die menschlich notwendige Verlagerung des Schwerpunkts vom Leben zum Wissen, ohne die alles Schaffen verfließt. Darum ist Goethe das vollkommenste Menschenbild, weil sich bei ihm diese Wendung zur rechten Zeit und im rechten Maß vollzieht. Von jetzt ab setzt er sich bewußt mit der Tatsache des Leidens in der Welt auseinander. In mannigfachen Äußerungen erscheint in ihm der Riß, der Menschen und Gottheit, Menschen und Natur, Menschen und Menschen voneinander trennt und überall namenloses Leid hervorruft. Er stellt sich dar als geschlechteralte Schicksalsschuld in dem von den Erynnien verfolgten Orest. Übermaß des Jammers, auf eine ganze Familie gehäuft, der Mensch ohnmächtig der fühl-

losen Macht der Götter anheimgegeben, äußerste Pein der Gottesferne, sie werden gelöst und gesühnt durch das Prinzip edler, reiner Menschlichkeit. So begreift Goethe in 'Iphigenie' das Leid. Aber auch die Verflechtung von Glück und Unglück, der „tief erschütternde Übergang" „von der Freude zu Schmerzen und von Schmerzen zur Freude", beides wird in 'Iphigenie' gestaltet. Die enge Gebundenheit des „sterblichen Geschlechts", dem es auf „ungewohnter Höhe" schwindeln muß und das in Gottesferne schmachtet, „die Tränen, die unendlichen, der überbliebenen, der verlassenen Frau", die keine Nachwelt zählt und von denen der Dichter schweigt, dies alles wird jetzt als notwendige Form menschlichen Daseins erkannt. Und wenn Arkas sagt: „Die Schmerzen sind's, die ich zu Hülfe rufe; denn sie sind Freunde, Gutes raten sie" (Vers 1489), so klingt darin schon eine werthafte Einordnung des Leidens in das Gefüge der Welt an. Immer mehr strebt der erkennende Geist, der die Führung in Goethes Leben ergriffen hat, nach ordnendem Begreifen des Weltgeschehens. Schon im 'Ewigen Juden' (1774) weiß er es, „wie das reinste Glück der Welt schon eine Ahndung von Weh enthält". Und die zwei weltbeherrschenden Mächte stellt er einander gegenüber mit den Worten (Werke 38, 60, Vers 140):

> O Welt voll wunderbarer Wirrung,
> Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
> Du Kettenring von Wonn' und Wehe,
> Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar!

So verschwindet in Goethes Werken meist die Tragik des einzelnen vor dem Urleid der Welt oder erweitert sich zu diesem. Noch in den 'Maximen und Reflexionen' (Nr. 193 nach Max Heckers Ausgabe) heißt es: „Die Welt ist eine Glocke, die einen Riß hat; sie klappert, aber klingt nicht." Aber sein Einheitsstreben läßt ihn nicht nur die tragischen Zusammenhänge sehen; aus tiefster Leidverstrickung bringt sein Erkennen „ungeschreckt" vorwärts, und „mit Ehrfurcht" sieht er die ewigen Sterne „oben ruhen und unten die Gräber" ('Symbolum', Werke 3, 61). Damit reiht er alles leidvolle Geschehen in den großen kosmischen Kreislauf ein, und nur selten klingen reine Verzweiflungstöne an wie

der vom Riß in der Weltglocke. Immer geht sein Streben nach Wertung, ja nach Nutzung aller Lebenserscheinungen, also auch der dunklen Seite des Daseins. Prüfungen und Leiden seiner Helden sind stets Teile ihres Daseins: allgemeines Los, gegen das es kein Auflehnen gibt, auch wenn die bittere Klage ertönt ('Pandora', Werke 50, 321, V. 498):

> Ach, warum, ihr Götter, ist unendlich
> Alles, alles, endlich unser Glück nur!

Werther empört sich zwar gegen das „ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer", ihm „untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte" (Werke 19, 76). Er weiß, daß auch der Mensch in jedem Augenblick „ein Zerstörer" ist, ja, daß das, „was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends" wird. Aber er kennt auch das Menschenschicksal, dem es bestimmt ist, „sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken" ('Werther', Werke 19, 130). Werthers Resignation und endliche Verneinung des Lebens stehen gegen des Prometheus Titanentrotz, der tätig die Grenzen der Menschheit, vor denen Werther sich besiegt erklärt, überwinden und erweitern will. „Leiden oder triumphieren, Amboß oder Hammer sein" (Werke 1, 131), das ist die Wahl, vor die der Mensch gestellt wird. Werther findet „keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte", die ihn wie eine Krankheit angefallen haben, darum muß er sterben (Werke 19, 71). Ihm fehlt die Lebenskraft, er kann das Maß seiner Leiden nicht ausdauern.

Gerade dieses Zerbrechen im Jammer und der Widerhall, den der 'Werther' zu seiner Zeit gefunden hat, mögen den Wesenszug in Goethe wachgerufen haben, der ihn zur begreifenden Schau der leidvollen Weltzusammenhänge treibt. Nur was dumpf und unbegriffen im drängenden Leben den Menschen stößt und verwundet, das wird zu unerträglichem Leiden, dem er unterliegt. Begriffenes Leid ist gebanntes Leid — nicht aus der Welt gebannt, sondern innerhalb derselben einem Bereich zugewiesen, der als notwendig und zum Weltganzen gehörig erkannt und damit überwunden wird.

Goethe läßt also das Leid in seiner ganzen Schärfe und Bitternis bestehen, wenn er sich auch entschieden gegen die wendet, die „der Gotteserde lichten Saal" in ein Jammertal verdüstern ('Zahme Xenien', Werke 5^{I}, 102). Er nimmt dem Leiden nicht in leichtem Optimismus seine Wucht und zerstörende Kraft, er klagt über die Vergänglichkeit des Menschen in ergreifenden Worten: „Wirst du doch immer aufs neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes, und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen oder von außen" ('Wanderjahre', Werke 25^{I}, 297 f.). Und im Tagebuch (13. Mai 1780) bekennt er: „Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch."

In einer Weltschau wie der Goethischen, der an Umfang und Inhalt sowohl wie auch an klassischer Formung keine andere gleichkommt, wird auch das von ihrem Schöpfer erlebte und erkannte Leid seinen Platz finden. Den Ort der Leidenstatsache im Weltgeschehen, wie es sich Goethe darstellt, aufzufinden, soll unsere nächste Aufgabe sein. Dabei mag uns die tiefste Weisheitsschöpfung Goethes, der 'Faust', führen, in der die Lösung unserer Frage implizite gegeben ist, wie sie explizite in den Schriften über die Naturwissenschaften als oberster Grundsatz alles Naturgeschehens in mannigfachen Abwandlungen erscheint.

Neben dem oft zitierten Ausspruch, daß alles Geschehen einem Aus- und Einatmen gleichkäme, seien hier als besonders deutlich zwei Stellen angeführt: aus dem kleinen Aufsatz 'Die Natur' von 1783, der, wenn auch nicht von Goethe verfaßt, doch nach seinem eignen Zeugnis seine eigenste Weltanschauung der achtziger Jahre enthält[1]), und aus der 'Erläuterung' dazu von 1829 (Naturwiss. Schriften 11, 10). „Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr [der Natur], und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. . . . Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer

---

[1]) Vgl. Robert Hering: 'Der Prosahymnus Die Natur und sein Verfasser' ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 13 [1927], 138).

wieder auf." Unter welchen Gesetzen vollzieht sich dieser ewige Wechsel von Bewegung und Ruhe, Dumpfheit und Licht? und wieweit steht der Mensch unter ihrem Gebot? Die 'Erläuterung' gibt Aufschluß. Dort spricht Goethe von den „zwei großen Triebrädern aller Natur: dem Begriff von Polarität und von Steigerung; „jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerwährendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen". Trennen und Verbinden machen für Goethe die Denktätigkeit aus, und das Urphänomen des Magneten wird ihm „ein Symbol für alles übrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu suchen brauchen" ('Maximen und Reflexionen', Hecker, Nr. 434).

Das schweigend sich Entfaltende braucht auch keine begrenzenden Namen. Das Symbol der Polarität weist mit größter Eindringlichkeit auf Urzusammenhänge hin, in die der Mensch sowohl seiner Natur als auch seinem Geiste nach gestellt ist. Unter diesem Symbol faßt Goethe alle einander widersprechenden Ereignisse in seinem Leben und im Weltgeschehen. So spricht er von sich und Schiller als von zwei Geistes-Antipoden, zwischen denen mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, die aber „beiderseits als Pole gelten mögen, aber deswegen in eins nicht zusammenfallen können", zwischen denen aber doch ein „Bezug" bestehe ('Glückliches Ereignis', Naturwiss. Schriften 11, 16). Dieser „Bezug" ist eben die „Grundeigenschaft der lebendigen Einheit, sich zu trennen, sich zu vereinen" ('Maximen und Reflexionen', Hecker, Nr. 571). Trennen bedeutet aber die von Leiden begleitete Lösung aus der Einheit.[1]) Zu den Gegensatzpaaren Trennen und Verbinden werden im Vorwort zur 'Farbenlehre' noch hinzugefügt: „ein Mehr ein Weniger, ein

---

[1]) Vgl. Sus. Hampe, 'Vom Sinn des Leidens' ('Tatwelt' Jahrg. VI, Heft 4).

Wirken ein Widerstreben, ein Tun ein Leiden, ein Vordringendes ein Zurückhaltendes, ein Heftiges ein Mäßigendes, ein Männliches ein Weibliches . . ., und so entsteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichnis, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar passendes Wort anwenden und benutzen mag." Goethe selbst hat diese Anwendung in allen seinen Werken gemacht, ob er nun wie in 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 28, 294) vom „Himmlischen, Ewigen" spricht, das in den Körper eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen wird, oder ob er seinen Helden einen Gegenspieler polar zuordnet.

Im großen Weltgedicht des 'Faust', in dem, wie Gundolf ('Goethe' S. 752) sagt, Faust und Mephistopheles als Weltkräfte gedacht sind und das Seelendrama sich zum kosmischen Mysterium erweitert, ist der Kampf um Wiedervereinigung des Getrennten, der uralte Streit der Licht- und Dunkelmächte zur Sinndeutung des diesen Streit begleitenden Leidens geworden. Das Fundament, auf dem diese Kosmologie errichtet ist, umfaßt ja Himmel, Welt und Hölle, also die metaphysischen Pole alles Geschehens und ihren Berührungspunkt: die Welt. Mit den Augen seliger Geister gesehen, unter die sich der Dichter im 'Prolog im Himmel' mischt, offenbart sich diese Welt als ewiger Wechsel von „Paradieseshelle" und „tiefer, schauervoller Nacht", wo Stürme um die Wette brausen und blitzende Unwetter dem sanften Wandeln des Tags weichen. In dieses mit geistigem Auge geschaute kosmische Fluten sieht der Dichter den Menschen gestellt und — nun von unten her, d. h. mit den Augen des Mephistopheles betrachtet — sich abmühen im ewig unentschiedenen Kampf gegen die Mächte der Finsternis, in ewiger Sehnsucht nach den Quellen des Lichts. Diese Sehnsucht beherrscht den Menschen Faust, sie ist ihm mit jenem „Schein des Himmelslichts" mitgegeben; sie treibt ihn durch Höhen und Tiefen der Wissenschaft zum Bund mit den Allgeistern; sie läßt ihn der Geisterwelt zujauchzen und im nächsten Augenblick die engen Grenzen erdgebundener Menschlichkeit verzweifelnd erkennen. Wenn er sich nun zur Erde wendet, so weiß er, daß auf ihr „Geburt und Grab", Glück und Weh

das ewig flutende Lebensmeer bilden, daß, wenn er sich dem „Taumel“, dem „Genuß“ weiht, er damit auch die bittersten Leiden ergreift, eben das, „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“. Er ist so tief durchdrungen vom „ungewissen Menschenlos“, wo „Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert“ und die Sorge im tiefsten Herzen nistet und geheime Schmerzen schafft, daß er sie unter tausend Maskierungen heraus erkennt: „Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen, als Feuer, Wasser, Dolch und Gift“. Durchsetzt, durchdrungen ist ihm die Welt von Leid und Weh, daß er nicht nur „Schmerz und Genuß“, „Gelingen und Verdruß“ miteinander wechseln sieht, sondern in den Gegensatzbegriffen „schmerzlicher Genuß“, „verliebter Haß, erquickender Verdruß“ keine Widersprüche mehr erblickt. Wohl aber erfüllt ihn tiefe Hoffnungslosigkeit, der das „Entbehren sollst du, sollst entbehren“ als ewiger Gesang in den Ohren klingt.

Sein Gegenpol Mephistopheles — der rechnende Intellekt, doch auch er ein Teil der Gotteskraft, der dabei war, „als noch da drunten siedend der Abgrund schwoll und strömend Flammen schlug“ (‘Faust’ II, Vers 10107) — er gibt dem Verstehen suchenden Menschen Faust den ersten Schlüssel zum Begreifen in den Worten (Vers 1780):

> Glaub’ unsereinem, dieses Ganze
> Ist nur für einen Gott gemacht!
> Er findet sich in einem ew’gen Glanze,
> Uns hat er in die Finsternis gebracht,
> Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Diese Teufelserkenntnis — in allem Erkennen verleugnet sich nie die alte Schlange —, die höhnend und neidvoll den Gott in seinem ewigen Glanze für alles Menschenleid verantwortlich macht und Faust hämisch auf den Abstand zur Gottheit weist, sie wird von Goethe-Faust zu leidüberwindender Weisheit gewandelt.

Ob Goethe vor die Entzweiung die Finsternis, die Mutter Nacht setzt, wie es Mephistopheles ausspricht, und aus ihr das stolze Licht entspringen läßt, oder ob er, wie in ‘Dichtung und Wahrheit’ (8. Buch), in neuplatonischer Weise das Böse als äußersten Abfall vom Lichte des Guten darstellt, als Konzentration, die

ohne Expansion zum Unheil ewig verdammt war — hier kommt es darauf an, zu zeigen, daß Goethe die polare Zuordnung beider Mächte zueinander innerhalb der großen Einheit Welt als Grund aller Lebensbewegung ansieht. Die erste Ansicht ist die spätere und darum wohl Goethes wahre Meinung, während die zweite unter dem Einfluß der Susanne v. Klettenberg entstanden war. Die Verbindung beider Pole bildet der Mensch, in dem sich die Polarität des Kosmos wiederholt. Er ist zugleich unbedingt und beschränkt, und „so war vorauszusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse" ('Dichtung und Wahrheit', Werke 27, 221). Die ganze Schöpfung ist für Goethe nichts „als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen" (ebendas.), also ewige Entzweiung und Wiedervereinigung der Pole. Der Abfall ist die Verselbstung, das Zurückkehren die Entselbstung des Menschen, und „in regelmäßigen Pulsen" geschieht dieser Wechsel von Pol zu Pol und bringt die beiden metaphysischen Betontheiten dieser Pole: Leid und Erlösung hervor. Ohne diese Entzweiung gäbe es kein Leben ('Gott, Gemüt und Welt'):

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweit.

Denn die endliche Ruhe, die dann erreicht wird, wenn „der Pol den Pol berührt", sie kann der strebend sich Bemühende nicht zum Ziele haben.

So zerfällt also für Goethe das Weltganze nicht dualistisch in Hell und Dunkel, Gut und Böse, Liebe und Haß, Freud' und Leid, vielmehr bilden diese Paare unlösbar zusammengehörige Mächte im Kreislauf unseres Daseins. Mit dieser Schau in die Urtiefen der Welt, in das Reich der „Mütter", in dem Nichts und All sich die Wage halten, steht der Seher und Weise der Problematik des Lebens gleichsam in einem außerweltlichen Punkt gegenüber. Er hat sich diesen Ort in bitteren Kämpfen und Leiden erringen müssen. Indem er alle dem menschlichen Glücksstreben entgegengerichteten Mächte in sein Weltbild der Polarität mit aufnimmt, schafft er sich ein Gegengewicht gegen das Überwiegen der dämonischen Kräfte. Daß diese sich im

Körperlichen wie im Unkörperlichen offenbaren können und „vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang“ stehen, daß sie der moralischen Welt entgegengesetzt und sie durchkreuzende Mächte sind, das fühlt und weiß er; aber er weiß auch, daß sie durch nichts zu überwinden sind „als durch das Universum selbst . . .: nemo contra deum nisi deus ipse“ ('Dichtung und Wahrheit', Werke 29, 176 f.). Diesen Gott im Menschen zu wecken, damit er die Dämonenmächte überwinde, das vermag der Faustwille, der Leiden und Seligkeiten der Welt zu tragen sich bereit erklärt, der wie Euphorion sein Flügelpaar entfaltet, um Sorg' und Not zu teilen.

Wäre Goethe der kalte Weise, der die unumgängliche Notwendigkeit der Leidseite des Lebens nur anerkennte, ohne ihr Wertcharakter zu verleihen, dann käme bestenfalls ein Stoiker großen Formats heraus, der aber weder unser Mitfühlen bewegen noch uns Hilfe in den Lebensnöten sein könnte. Goethe zeigt uns nicht nur den Platz des Leidens im Weltgeschehen, er rückt es auch an eine wichtige Stelle unter den großen Erziehungsfaktoren der Gottheit. So heißt es in einem Gedicht an den jungen Fritz v. Stein (Werke 4, 120):

> Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn, sich selber zu kennen;
> Leiden gibt dem Gemüt doppeltes Streben und Kraft.
> Uns lehrt eigener Schmerz der andern Schmerzen zu teilen;
> Eigener Fehler erhält Demut und billigen Sinn.

Wenn er dem „glücklichen Knaben“ wünscht, er möge nie dieser „Schule“ bedürfen, so hat er doch zu tiefe Einblicke in die leidvollen Zusammenhänge der Welt getan, als daß er an der erzieherischen Wirkung des Leidens vorübergehen könnte. Zwar berichtet er im Alter ('Dichtung und Wahrheit', Werke 29, 29), daß es ihm nicht in den Sinn wollte, wie sein Freund Jung-Stilling „alles, was aus unserm Leichtsinn und Dünkel, übereilt oder vernachlässigt, schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, . . . für eine göttliche Pädagogik zu halten“. Der Weise aber hat erkannt, daß „Liebe und Not . . . doch die besten Meister“ sind ('Dichtung und Wahrheit', Werke 27, 363) und daß wir Gott zu danken haben, wenn er uns „preßt“. Denn „so wunderbar ist das Leben gemischt“ und bewahrt uns eben vor

dem Erstarren durch die „zweierlei Gnaden" des Atemholens: Bedrängung und Erfrischung ('Divan', Werke 6, 11). Also auch in der Bedrängnis liegt Gnade. „Das Unglück . . . fällt über Gute und Böse. Es ist eine wirksame Arzenei, welche die guten Säfte zugleich mit den üblen angreift" ('Wanderjahre', Werke 24, 84). Darum weist ihm Goethe sowohl in seinem Leben als auch in seiner Pädagogik den Platz eines wichtigen Erziehungsmittels zu. Dem immer Tätigen ist Beharren gleichbedeutend mit Absterben; daher heißt es in der Mütter-Szene des 'Faust':

> Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
> Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil.

Dieses Schaudern, das nicht vor den Abgründen des Seins zurückschreckt, das den Menschen vorwärts und dem Lichte zu treibt, eben weil es in äußerste Finsternis geblickt hat, dieser Jammer der Menschheit, sie führen ihn auf dem Wege der „Steigerung" immer reineren Höhen der Erkenntnis zu ('An Sie', Werke 4, 294):

> Prüfung braucht es! Doch bei Zeiten
> Überzeugung still und süße . . .

Ja, still und beruhigend erwächst ihm die Überzeugung von der Notwendigkeit der Prüfungen und verklärt mit überweltlichem Glanz sein Alter. Das Bewußtsein überstandener Leiden läßt ihn danken für die Bedrängungen der Jugend; an ihnen hat er sich wachsen und reifen gefühlt, ebenso wie im 'Faust' der Kaiser erst durch den Gegenkaiser fühlt, daß er der Kaiser ist, und bekennen muß: „Mir fehlte die Gefahr".

Es ist nur folgerichtig, daß Goethe nach dieser Erkenntnis vom Wert des Leidens auch in sein Erziehungssystem, wie er es in den 'Wanderjahren' gibt, das Leid als wichtigen Faktor aufnimmt. Nur der Mensch, der „gelitten hat, hat das Recht frei zu sein" ('Wilhelm Meisters Lehrjahre'). Um Heranbildung freier Persönlichkeiten aber geht es doch in der 'Pädagogischen Provinz'. Darum wird als letzter Grad der Einweihung dem Besucher „das Heiligtum des Schmerzes" verheißen. Die anderen, ich möchte sagen primitiveren Religionsstufen sind mit ihren Tempelhallen auch dem Fernerstehenden und den Beginnenden

offen. Ein tiefes Geheimnis aber umgibt die Verehrung der größten Leiden, die je gelitten wurden, der Leiden des Gekreuzigten: „. . . wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen . . ., mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren" ('Wanderjahre', Werke 24, 255). Daher wird tiefste Ehrfurcht vor allen leidbringenden Mächten gelehrt, vor allem vor dem Leiden in seiner höchsten, der göttlichen Gestalt. Das mit Rosen umflochtene Kreuz wird an Stelle des Martergerüstes zum Symbol dieser Verehrung. Der zu bildende Knabe soll Achtung auch vor dem Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerten lernen. Es gehört allerdings sehr viel dazu, „auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen" ('Wanderjahre', Werke 24, 243).

Diese durchaus positive, ja erhöhende Bewertung des Leidens, dieser amor fati, schaffen in ihm selbst jene tiefe Ehrfurcht vor einem „Gemüt, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden" ('Wahlverwandtschaften', Werke 20, 217). Er verwünscht die „Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spektakel dienen soll" ('Wahlverwandtschaften', Werke 20, 190). Ja, er spricht in einem Gespräch mit Kanzler v. Müller und Riemer (3. April 1824) dem Menschen, der nicht verzweifeln kann, die Daseinsberechtigung ab: „wer nicht verzweifeln kann, müsse nicht leben; nur feige sich ergeben, sei ihm das Verhaßteste". Nicht das Leid ist Feind des Menschen, wohl aber die im Widerfahren des Leidens im Schwachen wirkenden Gegenkräfte der feigen Gedanken, des bänglichen Schwankens und weibischen Zagens. „Zwei der größten Menschenfeinde: Furcht und Hoffnung" ('Faust' II, Vers 5441), das Hin- und Hergerissenwerden des Menschen zwischen diesen beiden gleich trügerischen Pandora-Gaben, machen das wahre Unheil der Menschheit aus.

Ihnen gilt es sich entgegenzustellen in männlichem Kampfe: „Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten . . . rufet die Arme der Götter herbei"!

III.

Goethes Stellung zu der Frage, wie der Mensch sich in den ihn anfallenden Nöten und Leiden des Lebens zu verhalten habe, um sie zu überwinden, soll uns nun beschäftigen. Wir können diese Haltung wohl am besten als eine Synthesis der beiden Momente: Entsagung und Tat bezeichnen; wobei aber festzuhalten ist, daß auch die Entsagung eher den Charakter der actio als den der passio trägt. Allerdings hat der junge Goethe der ungeheuern Wucht menschlichen Leidens, das in seiner hoffnungslosen Düsternis im 'Werther' zum Kunstwerk wurde, dort als einzige Lösung den freiwilligen Tod gesetzt. Es lag aber nicht in seiner unbedingten Hinwendung zum heiligen Leben, dieses zu verleugnen. Wir haben vielmehr klarzulegen versucht, wie er im Gange seiner langen Entwicklung dieses Leben — so wie es ist, mit allen seinen Dunkelheiten und Leiden — als gesetzvoll und liebenswert zu erkennen sucht. Trotzdem bekennt er im 13. Buch von 'Dichtung und Wahrheit', daß auch er mit dem Problem des Freitodes gerungen habe und zu dem Schluß gekommen sei, daß nur der ein Recht darauf habe, der in einem Leben der Tat seinem Volk gedient habe und mit seinem Tod ihm einen Dienst erweise. Die Sucht, das Leben, sobald es das erhoffte Glück versage, wegzuwerfen, hält Goethe für ein Zeichen der Schwäche, wie sie in einer Jugend wächst, die allzulange sich des Friedens erfreut und der „aus Mangel an Taten . . . durch übertriebene Forderungen an sich selbst das Leben verleidet wird". Er selbst überwindet die Verlockung zum Hinsinken in das Nichts, indem er allabendlich einen blitzenden Dolch an sein Bett legt und sich prüft, ob er ihn wohl in die eigene Brust zu senken imstande sei. „Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben." Soweit seine Behandlung der wichtigen Frage in 'Dichtung und Wahrheit'. Nach außen aber befreit er sich von diesem Gespenst durch dessen Bannung in Werthers tragische Gestalt. Sobald

dieses geschehen war und er einem Nachtwandler gleich „dieses Werklein" vollendet hatte, war er aus einem „stürmischen Elemente gerettet" und fühlte sich „wie nach einer Generalbeichte wieder froh und frei". „Die Sache" war für ihn damit „abgetan" ('Dichtung und Wahrheit', Werke 28, 224 f.), und sein Genius weist ihm höhere Pfade der Leidüberwindung.

Schon bei der Trennung von Lili findet er, wie er in 'Dichtung und Wahrheit' im 20. Buch berichtet, in der Arbeit am 'Egmont' in seinem „leidenschaftlichen Zustand einige Beschwichtigung" und „einen heimlichen Frieden der Seele". Das Motiv der Tat ist ihm aber stets eng mit dem der Entsagung verknüpft. Ja, die Tat ist Hilfsmittel zur wirksamen Durchführung der Entsagung. Nicht zu entsagen allein wird den leidvoll Wandernden der 'Wanderjahre' auferlegt, sondern handelnd, tätig zu entsagen, aus ihrem Lebensleid den Ansporn zu fruchtbarer Tat zu ziehen und so zur Überwindung des Leidens zu reifen. Jedoch ist der Mensch selten so gestaltet, daß er „ein für allemal im Ganzen resignieren" kann, heißt es in 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 29, 10). Nur wenige Menschen gibt es dieser Art. Von diesen sagt er: Sie „überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, . . . Weil aber hierin wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja, man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll" ('Dichtung und Wahrheit', Werke 29, 10 f.). Hier mag mit leisem Spott das Bild gezeichnet sein, das die Mitwelt dem Weisen als Spiegel vorhielt. Sicher hat er zu diesen „im Ganzen Resignierenden" gehört.

„Kraft, Tätigkeit und Zähigkeit" hat die Natur dem Menschen mitgegeben, damit er entsagen lerne. Und noch eine Gabe erkennt der auf sein eigenes Leben Zurückblickende dankbar an: den Leichtsinn, der ihm zu Hilfe kommt. „Hiedurch wird er [der Mensch] fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf, und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her" ('Dichtung und Wahrheit', Werke 29, 10).

Daß hier nicht flache Leichtfertigkeit gemeint ist, sondern vielmehr seliges Ruhen in den unbewußten Schöpferkräften des Lebens, das ergibt sich aus Goethes ungeheuerm Verantwortungsgefühl vor eben diesem Leben. Im selben Sinne ist auch der Spruch zu verstehen (Werke 2, 232).

> Laß nur die Sorge sein,
> Das gibt sich alles schon,
> Und fällt der Himmel ein,
> Kommt doch eine Lerche davon.

Um dieser einen Lerche willen lohnt es sich wohl, den Kampf mit dem Leid, sollte er auch mit Unterliegen endigen, auf sich zu nehmen. Dieser Kampf aber bedeutet für Goethe tätiges Entsagen oder entsagende Tat. Es hieße ihn völlig mißverstehen, wollte man ihm diesen Tattrieb nur in der Jugend zusprechen und mit wachsendem Alter Drang nach Beharren und schließliche Versteinerung vorwerfen. Weiß er doch nicht einmal mit der ewigen Seligkeit etwas anzufangen, „wenn sie . . . nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte" (zu Fr. v. Müller, 26. Januar 1825). Zwischen den Polen von „mäßigem Glück und Unheil" hat er sich, wie er an den Grafen Reinhard am 26. Dezember 1824 schreibt, tätig hingehalten. Denn „des echten Mannes wahre Feier ist die Tat" ('Pandora', Werke 50, 343). Also sogar die Ruhepause, die Feierstunde des Mannes ist ebenso wie sein Alter noch taterfüllt. Wie viel mehr die Zeiten des Kampfes, der dem Schwachen zum leidvollen Verhängnis und schließlich zum Untergang wird! Schwach ist aber der Mensch, der von Furcht und Hoffnung getrieben — Lebensangst würden wir heute sagen — Hilfe und Rettung für die Leiden der Zeit außerhalb des eignen Innern sucht. Auch die Natur bleibt dem Schwachen stumm; denn seine Wurzeln gehen nicht ins Reich der Tiefe. Nur Faust vermag es, weil er strebend sich bemüht, ins Reich der „Mütter" zu dringen und dort das All zu finden. Aus diesem Allbewußtsein heraus gestaltet sich Goethes Stellung zur Leidenstatsache in der Welt, die, wie wir gesehen haben, ihm als polar der Glücksseite zugeordnet erscheint. Aus seinem Tattrieb und dem Wissen um seine Berufung als Menschen-Bildner schöpft er die Lehre vom Ent-

sagen. Resignation, zu der, wie er an Boisserée 1811 schreibt, Charakter gehört, ist ihm zugleich das Mittel zur Erzeugung dieses Charakters. Wir brauchen zum Beweise nur die Entwicklung Wilhelm Meisters und der andern Personen der 'Wanderjahre' zu verfolgen: wie ganz anders steht Wilhelm am Ende des zweiten Teiles da, wenn wir ihn mit dem umhergetriebenen Jüngling des ersten vergleichen! was ist aus der leichtsinnigen Philine geworden! um nur diese zwei extremen Darsteller des Romans der „Menschwerdung" zu nennen. Wie sie hofft auch Tasso für sich, daß Entsagung ihn zum Manne reifen werde. Er, der „Rasche, Unerfahrne" wünscht selbst, zum „mäßigen Gebrauch des Lebens" eingeweiht zu werden. Daß Tasso aber nicht die Kraft besitzt, die Mittel der Selbstbeschränkung auf sich selbst mit gesundem Willen anzuwenden, daß, wie Roethe nachgewiesen hat[1]), sein Ausgang notwendig ein tragischer sein muß, das liegt darin, daß er ein „inkompletter" Mensch ist. Seine Fähigkeiten sind nicht voll, nicht gleichmäßig entwickelt und in dauerndem Widerstreit mit sich und der Welt. Nur wer sich zu einem absoluten „Stirb" entschließen kann, wird ein „Werde" erleben und aus einem „trüben Gast auf der dunklen Erde" zu einem nützlichen Mitglied der Menschheit emporwachsen. Es sind durchaus keine Quietisten oder kalte Stoiker, die Goethe da heranbilden will. So wie er selbst die Pein tiefster Seelenschmerzen empfunden hat und sich, „des Treibens müde", nach Frieden und Ruhe sehnt, so gesteht er den um ihr Menschentum Ringenden Verzweiflung und Trost der Tränen zu. Tränen sind „erlaubt, das holde Zeichen unsrer Schwäche" ('Tasso', Werke 10, 169). So tadelt der männlich handelnde Prometheus auch nicht die Schmerzen des nachtwandlerischen, sorgenvollen Bruders, dem „der Tränen Gabe" den grimmigsten Schmerz versöhnt; denn „wer glücklich war, der wiederholt sein Glück im Schmerz" ('Pandora', Werke 50, 335. 331). Aber von dem auf der Nachtseite des Lebens wandelnden Epimetheus, dem selbst Helios die dunklen Menschenpfade nicht zu erhellen vermag, dem Rose und Lilie nur zum

---

[1]) 'Jahrb. d. Goethe-Ges.' IX, 119.

Welken bestimmt scheinen, wendet sich Goethes Seherauge auf den Bruder, der fackeltragend, tatenfroh daherschreitet, dem Tagesgestirn entgegen: „Denn aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste, ist morgendlich" ('Pandora', Werke 50, 305).

Wenn durch die heutige Weltdeutung und Lebenslehre ein Zug geht, die Nacht, das schöpferische Dunkel, das Reich der „Mütter" als werthaft zu betonen gegenüber dem klar umgrenzten, von Apoll beherrschten männlichen Prinzip des Bewußten und wenn Goethe zum Kronzeugen dieser Lehre gemacht wird, so sollte gerade Goethes Einstellung zum Leiden hier vor Einseitigkeit bewahren. Wir glauben bewiesen zu haben, daß Goethe durchaus nicht der leidensscheue Epikuräer, auch nicht der apathische Stoiker ist, daß er vielmehr die Dunkelkräfte des Daseins in ihrer ganzen Wucht empfindet, sie als gesetzvoll und erzieherisch anerkennt. Wir glauben aber auch, daß gerade er den Beweis erbringt, daß bei dieser Schau in die Abgründe des Lebens und in die leiderfüllten Schicksale den Menschen nur eines retten kann: die bewußte Tat. Gerade er zeigt uns die einzig mögliche Synthesis von Leiden und Tat. Nicht rechnender Machtwille ist es, der ihn zur nutzbringenden Tat für die Menschheit anspornt, der Faust nicht ruhen läßt, bis er das „herrische Meer" vom Ufer ausgeschlossen und fruchtbares Neuland geschaffen hat, sondern tiefe Einsicht in den Rhythmus des Lebens, in dem nicht ohne Schädigung des Ganzen ein Pol zugunsten des andern negiert werden darf. Allerdings auch nicht überbetont, wie dies im letzten Jahrhundert mit dem machtstrebenden Geist — Ludwig Klages hat dieses in eindringlicher Weise gezeigt — geschehen ist. Nur müssen wir uns hüten, nun in das andere Extrem zu verfallen, und gerade darin ist uns die Totalität Goethischer Weltschau ein Vorbild, in der das Leiden wohl gefühlt und zutiefst als notwendig erkannt, in der aber zugleich seine Überwindung durch die Tat gelehrt wird.

Wenn in unserer Zeit vom Leiden und seiner Überwindung die Rede ist, so türmt sich vor unserm Nachdenken über leidvolle Zusammenhänge als gewaltigste Wirklichkeit das soziale

Leid auf. Es ist das Problem unserer Tage, und voll banger Angst sehen wir eine Lawine über die Menschheit hereinbrechen, ohne auch nur von irgendeiner Seite wirksame Gegenkräfte und Hilfe zu bemerken.

Im Zusammenhang unserer Untersuchung kann natürlich nicht von einer Antwort Goethes auf das soziale Problem die Rede sein. Die Zeit, in der Goethe lebte, kannte diese Frage als solche noch nicht; denn trotz der französischen Revolution war die Not der arbeitenden Klassen und ihre Abwendung mehr eine Frage intellektueller Klubs und pseudo-freiheitlicher Diskussionen. Das Elend des Volkes, seine Ausbeutung durch den Adel, bildete nicht eigentlich das Problem selbst, vielmehr einen Vorwand im Kampf um die Macht im Staate. Was an Kriegsjammer dabei mitlief, das hat es zu allen Kriegszeiten gegeben. Die Züge armer, von Haus und Hof vertriebener Bauern und Bürger, wie Goethe sie in 'Hermann und Dorothea' zeichnet, die mehr geistige Not, die in den 'Unterhaltungen' flüchtende Aristokraten erfaßt und Haß und Zwietracht in früher einheitliche Familiengruppen säet — das alles ist gewiß Not und bitterstes Leiden. Goethe hat es meisterhaft geschildert und auch die für ihn einzig mögliche Lösung gegeben. Seine persönliche Einstellung zu den Stürmen der Zeit hat er selbst oft genug als eine betrachtende gekennzeichnet. Er wählte sich einen überschauenden Standpunkt, von dem aus er die Zeitwirren tief unter sich wie einen wilden Strom vorüberziehen sah. Rein äußerlich gesehen ist in ihm ein wenig von der Stellung des Wirtes in 'Hermann und Dorothea':

> Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
> Guter fliehender Menschen . . .

Im Epos ist das die Haltung des braven Spießers, der jedoch sein Herz nicht verschließt, „denn Geben ist Sache des Reichen". Bei Goethe ist es die Ausnahmestellung des Geistmenschen, der den magischen Kreis um sich geschlossen hat, um nicht mit fortgerissen zu werden von den „Vielzuvielen", die sich freuen und gaffen, „wenn den Nächsten ein Unglück befällt" (Werke 50, 192):

> Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
> Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.

Daß Goethe nicht unter diese Gaffer gehören konnte, versteht sich von selbst. Wohl aber vermochte er von seinem Platz des überschauenden Weisen aus das menschliche Elend in seiner ganzen Schwere zu sehen, zugleich aber — was den Mitlaufenden verwehrt war — Gründe anzugeben und Ausblicke auf Besserung und Trost im Leiden zu vermitteln. Es verwundert uns nicht mehr, wenn er den Mann lobt, „der im Glück wie im Unglück sich eifrig und tätig bestrebt", wenn er den wohltätigen Einfluß der Führerpersönlichkeiten schildert, die in den schwankenden Zeiten fest und ruhig stehen, so daß andere sich an ihnen halten können, denn (Werke 50, 230):

. . . zerrüttet die Not die gewöhnlichen Wege des Lebens, . . .
Ach, da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sei.

Das sind die Einzelnen, tätig Helfenden, an denen der Strom des Elends sich bricht und die um sich Inseln des Friedens und der Menschlichkeit bilden, wenn sie auch das gewaltige Geschehen weder aufhalten können noch wollen. Zu ihnen gehören Dorothea und der Richter; zu ihnen gehört die Baronin in den 'Unterhaltungen'.

Den Grund all dieses Leidens sehen, bedeutet aber für Goethe eine Auseinandersetzung mit der französischen Revolution, d. h. mit dem Freiheitsstreben des dritten Standes, mit den Rechten und Grenzen der Stände überhaupt. Daß Goethe eine gewaltsame Lösung all dieser sicher von ihm erkannten Ungerechtigkeiten und Nöte verwarf, das zeigen mannigfache Äußerungen zu Eckermann, von denen hier nur eine angeführt sei: „Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten, egoistischen Zwecke im Auge hat", und er fügt noch hinzu: „ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwigs XV. bin" (III. Teil, 27. April 1825). Wohl gesteht er jedem Menschen die Freiheit zu, gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, aber nicht, „nach eignen Gesetzen leben, in fremde Kreise willkürlich übergreifen zu wollen" (zu Fr. v. Müller, 29. April 1818). Denn für ihn ist und bleibt die gesellschaftliche Schichtung ein gottgewolltes Faktum, deren einzelne Kreise er zwar strenger Kritik unterzieht, denen er

aber daneben, jedem für sich, seine Aufgaben und Glücksmöglichkeiten zuweist. Verächtlich ist ihm nur der neidvoll in andere Kreise Strebende, genau wie der fürchtende und hoffende Philister. Eine Gleichheit der Menschen, außer vor Gott ('Der Paria'), erkennt er nicht an, die Meinung der Masse ist ihm stets vernunftlos: „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde" (Eckermann, 12. Februar 1829). Diese ist eben Sache der einzelnen, wenigen, die die wahren Führer der Menge sind, wie in Platons Staat die Philosophen.

Als ein solcher hat Goethe nun, abgesehen von einer Überschau der Volksleiden seiner Zeit, einen prophetischen Blick in die so viel schwereren und scheinbar unlöslichen Probleme unserer Zeit getan. Er war nicht geboren, im politischen Kampfe zu stehen. „Das Politische erregt ihn nur als Problem, nicht als Passion", sagt Gundolf (S. 487). Er lehnt es auch ab, politischer Dichter zu sein (Eckermann, März 1832). Zur Lösung von Weltproblemen ist der Mensch nicht geboren, „wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, und sich sodann in der Grenze des Begreiflichen zu halten" (Eckermann, 15. Oktober 1825). Und niemand hat schärfer als Goethe den Punkt gesehen, wo das soziale Problem „angeht". Soziales Elend liegt im Wesen der Menschheit begründet, über das er schon im 'Werther' das pessimistische Urteil fällt: „Der Mensch ist Mensch, und das bißchen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wütet und die Grenzen der Menschheit einen drängen" (Werke 19, 72). Darum ist auch, wie er zu Luden (19. August 1806) äußert, das Los der Menschen „zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich untereinander gequält und gemartert, sie haben sich und anderen das bißchen Leben sauer gemacht, . . . So ist es, so ist es gewesen, so wird es wohl auch bleiben". Neben dieser, ich möchte sagen, schicksalsbestimmten Not sieht aber Goethe ein zweites, ungeheures Elend der Menschheit sich drohend erheben. Sein Auge erblickt allerdings davon nur die ersten Ansätze und Keime,

die von seinen Zeitgenossen jubelnd als unerhörte Fortschritte auf dem Wege der Menschheit gepriesen werden.

Ein Denker, der wie Goethe die Tätigkeit als Hand- und Kopfarbeit, als Arbeit zum Heil eines großen Gemeinschaftskreises, in allen seinen Werken preist und als Heilmittel gegen die grimmigsten Leiden empfiehlt, er sieht in dem Recht auf Arbeit die erste Forderung jedes Staatsbürgers. Auch darin gemahnt er wieder an Platon, der für jeden Bürger seines Idealstaates ein Arbeitsfeld verheißt, aus dem ihn niemand verdrängen kann. So verlangt auch Goethe als wichtigste Freiheit für den Bürger die, „sein Gewerbe zu treiben" (Eckermann, 18. Januar 1827). In einem wohlbegrenzten Kreise etwas leisten zu können, das einen ernährt und einem die Befriedigung gibt, dem Ganzen zu dienen, das hebt den Menschen über die töricht Hoffenden und Fürchtenden, es bewahrt ihn auch vor der philisterhaften Behaglichkeit, die ein Hauptgrund zu vielen Übeln ist: „Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit" (Tagebuch, 13. Januar 1779).

Erst wenn der Mensch aus dem ihm angewiesenen Kreise — freiwillig oder von einer stärkeren Macht gedrängt — herausgeht, verliert er seine Sicherheit, er weiß das, was er hat, nicht mehr zu schätzen, schmachtet nach einer besseren Zukunft oder kokettiert mit der Vergangenheit (zu Fr. v. Müller, 7. September 1827).

Auf seiner Gebirgswanderung erlebt Wilhelm Meister ein zwar teilweise in großer Armut, aber trotzdem in Zufriedenheit lebendes Webervolk. „Häuslicher Zustand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältnis der Pflichten zu den Fähigkeiten und Kräften" ('Wanderjahre', Werke 24, 350). In Lenardos Tagebuch werden die zerstreuten, kärglichen Gebirgshütten geschildert, und immer wieder wird die Zufriedenheit und das „frohe Aussehen der Bewohner" hervorgehoben (25^{I}, 110). Streng geteilt ist die Arbeit, so daß jedem ein ganz bestimmtes Gebiet zugewiesen ist, und sie alle verbindend, läuft durch ihre schaffenden Hände das Material, bis es auf den Markt gebracht wird und nun den Handarbeiter mit der

Welt vereinigt. Diese sinnvolle Verknüpfung der Arbeitenden untereinander und mit den Verbrauchenden durch das von ihnen geschaffene Werk verleiht diesen — nicht nur in den Augen des Dichters — Würde und Wert. Die persönliche Beziehung des Menschen zu seinem Werk ist also Grundlage der Zufriedenheit. Im Tun und Wirken verschwindet die Sehnsucht: „wo genug zu schaffen ist, bleibt kein Raum für Betrachtung" (24, 376). Wer dem Menschen dieses sein höchstes Recht auf einen Schaffenskreis nimmt, der öffnet allen Unzufriedenheiten Tür und Tor. Goethe schildert so eingehend die friedliche Arbeitsgemeinschaft der Weber, um hinter ihnen den Riesenschatten aufsteigen zu lassen, der das stille Tal mit seiner Bevölkerung in Jammer und Elend bringen wird, bringen muß; denn es gibt keine Macht, die den lebentötenden Gang der Maschine aufhalten kann. „Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen" (25^{I}, 249).

Die unabwendbare Tragik dieses Geschehens ist stärker als Menschenwille. Goethe sieht die friedlichen, von Emsigkeit belebten Täler verödet, er sieht die beschäftigungslos Gewordenen mit angstvollen Augen nach Rettung und Hilfe aus ihrer Not ausspähen. Etwas, das stärker ist als sie, hat ihnen ihr Recht auf Arbeit geraubt, es treibt sie hinein in einen Geschäftskampf, in dem nicht mehr die Güte ihrer Arbeit entscheidet, sondern das Geld. Wer die Mittel hat, sich eine Webmaschine anzuschaffen, der gewinnt. Die ungeheure Ungerechtigkeit wird von den schuldlos Verdrängten empfunden und nährt in ihnen Jagen nach Geld um jeden Preis. Nicht mehr der Gemeinschaftsgedanke herrscht, sondern krasser Egoismus. Der Kampf aller gegen alle beginnt, die Leidenschaften finden Eingang in die von der Not zermürbten Gemüter, der Haß gegen die Besitzenden, die eine Maschine nach der andern einstellen können, treibt zu Scheinlösungen durch Gewaltsamkeiten, die Goethe „in der Seele zuwider" sind (Eckermann, III. Teil, 27. April 1825). Er, der wie kein anderer damals die Wurzel des sozialen Übels der Arbeitslosigkeit erkannte, sah die einzig mögliche Lösung in

dem einen Ziel: dem Menschen wieder Arbeit zu geben, ihm in einem jungen Lande ein Gebiet der Betätigung zuzuweisen, wo er wieder seinen Wert fühlen und die Früchte seiner Arbeit in Frieden genießen kann. So wächst aus der Erkenntnis der sozialen Leiden der Auswanderungsgedanke. Goethe sieht die alte Welt zu klein werden: er wendet seine Blicke nach Neuland, nicht aus Lust am Neuen, am Abenteuer, sondern um dort neue Gemeinschaften mit neuen Zielen zu bilden, um deretwillen es sich lohnt, der alten zum Zerfallen reifen Bindungen tätig zu entsagen. Dieses Zerfallen sieht der Weise unweigerlich kommen, ja, wenn er sich „bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend seiner Zeit" hineindenkt, so kommt es ihm oft vor, „als wäre die Welt nach und nach zum Jüngsten Tage reif" (Eckermann, III. Teil, 12. März 1828). Er sieht die Zeit kommen, „wo Gott keine Freude mehr an ihr [der Menschheit] hat und er abermals alles zusammenschlagen muß zu einer verjüngten Schöpfung" (ebenda, 23. Oktober 1828). Über diesen berechtigten Pessimismus hebt ihn einzig und allein der Gedanke, daß in den wenigen Erkennenden das Wissen um die heilende Kraft der Tätigkeit lebendig bleibe, der Wille, aus dem Chaos wieder einen Kosmos erstehen zu lassen. Der Rhythmus vom Ungestalteten zum Gestalteten bestätigt auch hier das Polaritätsgesetz. Mit zunehmendem Zerfall in den amorphen Zustand muß das Leiden der Menschheit wachsen; daß aber dieses Leiden „ein wackeres", d. h. ein tätig überwindendes sei, das ist für Goethe die Rettung aus der sozialen Not.

Das Bild des „wacker Leidenden", der in sich die Not der Welt überwindet, steigt aus allen Werken und Aussprüchen Goethes, am eindrucksvollsten aber aus seinem eignen Leben auf, dessen Gesamtheit wir uns zu überblicken bemüht haben, ohne weder dem Dionysisch stürmenden Jüngling noch dem weise sich beschränkenden Manne den Vorrang zu geben. Erst im Ganzen dieses Lebens liegt die Wahrheit, und aus dem Stürmenden erwächst der Tätig-Entsagende — aus diesem aber der Weise. Er ist vermöge seiner Schau zugleich ein „Isolierter", daher ist es nur zu klar, daß seine Zeit ihn als einen solchen gesehen und daß man seine Einsamkeit unverstehend getadelt hat.

Daß diese Isolation aus tiefstem Erleben und Erkennen ihn abgrenzte gegen die Herde der „inkompletten" Menschen, das sahen die Gleichzeitigen nicht. Am Bilde der „inkompletten Menschen" — das sind „diejenigen, deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Tun und Leisten nicht proportioniert ist" ('Maximen und Reflexionen', Hecker, Nr. 473) — erwächst ihm das Ideal des ganzen, kompletten Menschen. Schon im 'Werther' wird der Anblick eines solchen Geschöpfes gepriesen, „das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht", und in einem Briefe an Frau v. Stein heißt es: „Ich habe glückliche Menschen kennen gelernt, die es nur sind, weil sie ganz sind; auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein". Vorbedingung für diese Ganzheit ist aber Erkenntnis der „Grenzen der Menschheit" und der ewigen Gesetze, nach denen sich „unseres Daseins Kreise" vollziehen. Wer innerhalb dieses Kreises, in dem Licht und Schatten, Freud' und Leid in ewiger Wiederkehr wechseln, den Leiden mit tätigem Entsagen, den Freuden mit Mäßigung begegnet, der hat einen Schritt zum „ganzen Menschen" getan.

Ebenso wie es zur Dunkelseite dieses Kreises gehört, daß die Jugend stürmt und begehrt, daß sie ringt und leidet, so muß im Alter der Reife aus der Dämmerung das Licht, aus der Prüfung die „Überzeugung still und süße" (Werke 4, 294), aus dem Schweifen das Ruhen innerhalb der als sinnvoll erkannten Grenze werden. Darum nennt Goethe jenen den glücklichsten Menschen, „der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann" ('Maximen und Reflexionen', Hecker, Nr. 140).

Ihm ist dieses Glück zuteil geworden, und uns Nachfahren stellt sein Leben einen der ganz seltenen Fälle dar, daß ein Mensch wirklich sein Lebensgesetz erkannt und es bewußt gestaltet vor uns hingestellt hat. Schon im Tagebuch, am 26. März 1780, ermahnt er sich: „Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht von guten und bösen Tagen, näher bemerken . . . alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis." „Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den

Höhen des Vorgebirgs und anders auf den Gletschern des Urgebirgs", so bekennt er zu Eckermann (17. Februar 1831), und es ist in menschlicher Unzulänglichkeit begründet, daß ihm nur wenige in die eisigen Höhen folgen können. Am Ende seines Lebens „gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen" ('Maximen und Reflexionen', Hecker, Nr. 258). Wir können diesen Flug seliger Geister vom Ende seines Lebens zurück zum Anfang nur ahnen und schweigend verehren. Der Kreis ist geschlossen, und der Türmer von der Warte kann singen:

> Ihr glücklichen Augen,
> Was je ihr gesehn,
> Es sei wie es wolle,
> Es war doch so schön.

Also auch Jammer und Leid, Kampf und Entbehrung: es gehört mit in den Horizont des Überschauenden, zu seiner Welt, und darum ist es schön.

Wer so sprechen kann am Ende seiner Tage, der ist in Wahrheit das, was der Dichter den Ringenden im Strome des Lebens als Ideal vor Augen gestellt hat: ein „kompletter Mensch" ('Maximen und Reflexionen', Hecker, Nr. 474). Erfüllt haben und erfüllt sein liegt in dem Begriff des kompletten Menschen; er ist der Gegenpol zu Mephistopheles, der sich „das ewig Leere" liebt.

Uns heutigen Menschen, denen „auf des Glückes großer Wage" der Zeiger eine ungeheure Belastung auf der Leidseite kundtut, ist nicht der Goethe maßgebend, der bei kleinem körperlichen Unbehagen jammerte und stöhnte; wohl aber der gewaltige Sinndeuter der großen Unverständlichkeiten des Lebens, der zum Mythos gewordene Geist, in dem die größte Dissonanz, die von Leid und Glück, ihre Auflösung findet. Seinem Leidverstehen ehrfürchtig nachgehen, heißt auch für uns das Leid überwinden.

Der Tod in Goethes 'Wahlverwandtschaften'

Von Theodor Lockemann (Jena)

Der Stellung des Todes in der deutschen Dichtung sind mit dem Erstarken problemgeschichtlicher Betrachtungsweise mehrere klärende Arbeiten gewidmet worden.[1]) Wenn es sich hierbei nach der Seite der geisteswissenschaftlichen Verknüpfung hin um die vergleichende Zusammenfassung grundsätzlicher Ansichten und Gestaltungen oder um den Überblick über die Entwicklung der entscheidenden Fragen in ganzen Zeitaltern handelt, so muß anderseits bei der Würdigung des einzelnen Dichters ein Verfahren ergänzend hinzutreten, das dessen charakteristisches Verhalten nicht nur durch die Sammlung und Auslegung der zugehörigen Äußerungen, sondern ebenso durch die Analyse einzelner, in den Problemkreis fallender Kunstwerke zu bestimmen sucht. Denn erst durch ihre dichterische Formung gibt der Künstler seinen Erlebnissen und Einsichten ihre Geltung und die gewollte fortwirkende Gegenständlichkeit.

[1]) Bahnbrechend sind die Untersuchungen von Rudolf Unger: 'Herder, Novalis und Kleist. Studien über die Entwicklung des Todesproblems in Denken und Dichten vom Sturm und Drang zur Romantik', Frankfurt a. M. 1922 ('Deutsche Forschungen' H. 9). — 'Zur Geschichte des Palingenesiegedankens im 18. Jahrhundert' ('Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte', Jg. 2, Bd. 2, Halle 1924, S. 257—274; jetzt auch in des Verfassers 'Gesammelten Studien', Bd. 2, Berlin 1929, 'Neue Forschung', Bd. 2 S. 1—16). — 'Der Unsterblichkeitsgedanke im 18. Jahrhundert und bei unseren Klassikern' ('Zeitschrift für systematische Theologie', Jg. 7, Gütersloh 1930, S. 431—460). Ferner Walther Rehm: 'Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik', Halle a. S. 1928 ('Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte', Buchreihe, Bd. 14).

Nicht daß er abstrakte Gedanken um ihrer selbst willen oder als Teile einer philosophischen Lehre ausspricht, ist die eigentliche oder alleinige Ausdrucksweise des Künstlers, sondern daß er innere Erlebnisse deutend gestaltet.[1]) Darum kann man bestimmte Zusammenhänge seiner Menschen- und Weltanschauung nur voll erhellen, wenn man sie zugleich mit ihrer dichterischen Gestaltung begreift.

So Wertvolles nun auch über Goethes Haltung zu den Fragen nach Tod und Unsterblichkeit geschrieben worden ist[2]), so bleibt für eine Behandlung in der eben angedeuteten Richtung doch noch manches zu tun. Das erklärt sich zum Teil aus der allgemeinen, aber nicht für alle Abschnitte seines Lebens und nicht in jeder Hinsicht zutreffenden Anschauung, diese Dinge seien von ihm immer „an den Horizont seiner Lebensbetrachtung geschoben" worden.[3]) Freilich hat Goethe, besonders bei ansteigenden Jahren, meist vermieden, den Schrecken des Todes unmittelbar ins Antlitz zu sehen, und Erschütterungen, die ihm von daher drohten, ist er nach Möglichkeit ausgewichen. Aber die Probleme selbst beschäftigten ihn bis in das höchste Alter und in diesem vornehmlich[4]), zumal sie ihm nicht nur von der Seite des menschlichen Lebens, sondern ebenso durch die Betrachtung der Natur immer wieder aufgedrängt wurden. In welcher Weise er ihnen Eingang in die Welt seiner Dichtung gab, soll hier an den 'Wahlverwandtschaften' gezeigt werden, die sich für eine solche Untersuchung als besonders geeignet erweisen.

So organisch wie die 'Wahlverwandtschaften' sind nur wenige dichterische Werke Goethes mit seiner Naturschau verbunden. Wie dieser Roman in seiner Kunstform überall an der Gegenständlichkeit der Darstellung die symbolhafte Bedeutung des

---

[1]) Vgl. Unger: 'Literaturgeschichte als Problemgeschichte' in den 'Gesammelten Studien' Bd. 1, Berlin 1929, 'Neue Forschung' Bd. 1, S. 137—170, besonders S. 151 und 154.

[2]) Vgl. die Literaturangaben bei Rehm a. a. O. S. 338ff.; ferner Franz Koch: 'Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit', Weimar 1932 ('Schriften der Goethe-Gesellschaft', Bd. 45).

[3]) So Wilhelm Dilthey: 'Goethe und die dichterische Phantasie'. 'Das Erlebnis und die Dichtung', 3. Aufl., Leipzig 1910, S. 230.

[4]) Vgl. Unger: 'Literaturgeschichte als Problemgeschichte', S. 160.

Geschehens und die Doppelgeltung des begleitenden Worts aufleuchten läßt, wofür das Gespräch über die chemischen Wahlverwandtschaften im vierten Kapitel des ersten Teils zu den glänzendsten Beispielen gehört, so zeigt er in der inneren Synthese seines Gehalts die vollkommene gegenseitige Durchdringung von Goethes zur Reife gediehenen sittlichen und naturwissenschaftlichen Einsichten. Zur Veranschaulichung bestimmter Erscheinungen des menschlichen Lebens sind der Titel und der ihm zugrunde liegende Vorgang der anorganischen Natur entnommen, und ebenso werden alle menschlichen Vorkommnisse in ihrer naturhaften Verbindung gesehen und gestaltet. Somit muß für den Umfang und die Tiefenwirkung des Themas Goethes Weise, die Natur zu sehen, bestimmend werden. Das Thema des Romans aber bildet die engste menschliche Beziehung, die im naturhaften wie im sittlichen Sinne das Leben schlechthin erzeugt und erhält, eine über die Einzelnen hinausgreifende Lebensverbindung, die Gesetz und Vergeltung in sich selber trägt, schließlich eben dieses Leben überhaupt, wie es durch die Natur und die Gemeinschaft der überwindenden oder unterliegenden Menschen geschaffen wird. Nun ist in Goethes Naturerkenntnis der herrschende Gedanke der der Polarität und der Steigerung als der Grundeigenschaften der lebendigen Einheit, das heißt also die schon in der Jugend anklingende, später zum Teil unter dem Einfluß der Naturphilosophie Schellings ausgebildete Überzeugung, daß allen Erscheinungen der Natur der schöpferische Trieb innewohnt, ihr Widerspiel hervorzurufen und sich in polare Gegensätze zu zerlegen, die sich ihrerseits weiter entwickeln, steigern, erneut vereinigen, um sich abermals zu trennen, und in diesem Wechsel zu höheren Stufen des Lebens aufsteigen. „Weil nun alle diese Wirkungen", so sagt Goethe selbst in den 'Betrachtungen im Sinne der Wanderer' der 'Wanderjahre', „im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid, alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleicher Maße; deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild

und Gleichnis des Allgemeinsten auftritt."[1]) Eben dies ist das Gesetz überall wirkender Polarität, dem sich auch die Gestaltung der 'Wahlverwandtschaften' bis ins kleinste hinein fügt. Die Charakterisierung der Personen, ihre Handlungen und Triebe, die Wirkungen, die von ihnen ausgehen und die sie erleiden, die aus einem höchst labilen Zustand schwebender Neutralität in jedem Augenblick und nach jeder Richtung hin möglichen Veränderungen, die Verbindung der inneren Vorgänge mit den äußeren, nur scheinbar zufälligen Ereignissen, in deren Besonderheit sich doch immer das Allgemeine spiegelt, alles unterliegt jener polaren Dynamik. Faßt der Künstler aber von diesem Punkte aus seine Aufgabe an, so kann er schließlich das Thema seines Werkes, eben das Leben selbst nicht gestalten, ohne daß sofort der ewige Gegenspieler des Lebens sein Recht verlangt, er kann seine Menschen nicht in den mannigfaltigen Bedingungen des Lebens zeigen, ohne deutlich zu machen, wie jede dieser Formen augenblicklich in den hinter ihr stehenden Tod übergehen kann. So ist dieser erste große Gesellschafts- und Eheroman der deutschen Literatur[2]) zugleich eine Darstellung des Todes geworden, in der die Bedrohungen, aber auch die Läuterungen des Lebens durch das Sterben in ihrer Häufigkeit, ihrer Wucht und ihrer Unentrinnbarkeit wie in der Kraft ihrer Reinheit gezeichnet werden. Denn nicht nur die zerstörende Gewalt des Todes sieht Goethe, sondern ebenso seine ethische und metaphysische Geltung, wie er das selber sogar in der Voranzeige des Romans, damit freilich über dessen eigentliche Aufgabe und Möglichkeit schon hinausweisend, anklingen läßt, daß „überall nur Eine Natur ist, und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit die Spuren trüber leidenschaftlicher Notwendigkeit sich unaufhaltsam hindurchziehen, die nur durch eine höhere Hand, und vielleicht auch nicht in diesem Leben, völlig auszulöschen sind".[3])

---

[1]) Naturwiss. Schriften 11, 130 ('Maximen und Reflexionen', herausg. von Max Hecker, Schriften der G.-G. Bd. 21, Nr. 571).

[2]) Vgl. A. Bielschowsky: 'Goethe'. Neubearbeitet von W. Linden. Bd. 2, München, 1928, S. 268.

[3]) Werke 41^I, 34.

Die das ganze Werk beherrschende Spannung zwischen ahnungslosem Aussprechen sowie dem scheinbar freien Hervortreten des rein Tatsächlichen und dem Umschlagen in das Schicksalhafte, das Dämonische, die Vollstreckung waltet nun mit am schärfsten in den auf den Tod gerichteten Beziehungen. In reifster epischer Kunst läßt Goethe ihn im Ablauf des Geschehens in immer neuer Form erscheinen, vom schattenhaften Vorbeihuschen in einer flüchtigen Erwähnung bis zur Vernichtung des menschlichen Lebens durch seine Gewalt. Diese ganze Fülle wird mit künstlerischer Überlegenheit geordnet, dem Bau des Werkes eingefügt und durch das bewegende Gesetz der Polarität verbunden. Auch hiervon gilt, was Goethe von dieser Dichtung überhaupt zu Eckermann sagt: „Es steckt darin mehr, als irgend jemand bei einmaligem Lesen aufzunehmen imstande wäre".[1])

Wenn so die mannigfaltige Einführung des Todes den großen Formgesetzen des ganzen Werkes unterworfen ist, so zeigt sich das besonders auch in bezug auf den gegensätzlichen Aufbau der beiden Teile des Romans. Man kann hier von einer geschlossenen und einer offenen Form sprechen.[2]) Im ersten Teil bewegt sich die Handlung in einer streng geradlinigen Abfolge von Ereignissen fort, die nach dem Gesetz des steigernden Gegensatzes aneinander geschlossen sind und allmählich aus dem Zustande heiterer Gelassenheit und harmonischer Gemeinschaft in die Tragik zerbrechender Lebensbindungen und des Lebensunterganges selbst führen. Durch die gleichmäßig abwechselnde Anordnung der vier Hauptpersonen, durch die symmetrische

---

[1]) Am 9. Februar 1829: 'Goethes Gespräche', Gesamtausgabe. Neu herausgeg. von F. Frhr. von Biedermann. Bd. 4, Leipzig 1910, S. 64, Nr. 2653.

[2]) Vgl. E. Aulhorn: 'Der Aufbau von Goethes „Wahlverwandtschaften"' ('Zeitschrift für den deutschen Unterricht', Jg. 32, Leipzig u. Berlin 1918, S. 337). — Feinsinnige Beobachtungen zu künstlerischen Einzelheiten des Aufbaus jetzt auch in der neuesten Analyse des Romans bei E. Kühnemann: 'Goethe', Bd. 2, Leipzig 1930, S. 32ff. Die Bedeutung des Todesgedankens ist nicht übersehen, dürfte freilich auch hier so wenig wie in sonstigen Goethe-Werken zu ihrem vollen Recht gekommen sein.

Zusammenfassung zu Gruppen, durch das pendelartig vorrückende Geschehen und den begleitenden Rhythmus von Spannungs- und Lösungsgefühlen ist es vermieden, daß ein Mensch oder ein Ereignis vereinzelt zu stark hervorträte und die naturhaft gleichmäßige Form einer gesetzmäßigen Entwicklung durchbräche. So nähert sich auch der Tod von der unbeachteten und unbewußten Peripherie her dem Standort der Menschen, dergestalt daß er in ihr Bewußtsein, ihr Handeln, ihr Leben immer unausweichlicher eingreift. Im Gegensatz zu diesem gleichmäßigen Fortschreiten nach einer Richtung hin zeigt die offene Form des zweiten Teils einen anders gearteten Aufbau, indem unter Lockerung der strengen Zeitfolge und bei zeitweiligem Zurücktreten der Hauptpersonen eine Reihe von Nebenfiguren vorgeschoben wird, die nacheinander innerhalb von Teilgebieten des gesamten Geschehens vorübergehend den Vorgang beherrschen und den Gefühlston bestimmen, freilich stets, und das sichert die künstlerische Geschlossenheit auch dieses Teiles, in innerer Beziehung auf Ottilie. Selbstverständlich setzt der zweite Teil die Entwicklung des ersten auf das Endziel hin fort, und in entsprechender Weise schreitet auch der Tod immer näher heran, wobei die unauflösliche Verschlingung von Tod und Leben in ihrer alles sich unterwerfenden Natur in wachsender Deutlichkeit hervortritt. Zugleich aber bietet der reiche Stimmungs- und Gruppenwechsel des zweiten Teils die beste Möglichkeit, die einzelnen Personen mehr noch als im ersten Teil vor den Spiegel des Todes zu führen, und die Züge, die hier erscheinen, geben ihrem Wesen die letzte aufschließende Deutung. Erst indem der Tod hier aus einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit in ein dem einzelnen Menschen im besonderen bestimmtes Schicksal hinübergeht, vollendet sich der Kreis, der das Dasein überhaupt unverbrüchlich umschließt.

Bereits in den Eingangsszenen des ersten Teiles, in denen kein widriges Geschick sich zeigt, die Sicherheit einer ausgeglichen-heiteren Lebensgestaltung zu bedrohen, klopft der Tod leise an. Er erscheint vorerst noch ganz unpersönlich, fast wie ein Stück der den Menschen umgebenden Landschaft neben andern, noch völlig ohne Feindseligkeit. Wie beiläufig wird im ersten Kapitel

erwähnt[1]), daß Eduard den zu den neuen Anlagen führenden näheren Pfad über den Kirchhof liegen läßt und den weiteren einschlägt (4,15), und im zweiten Kapitel wird schon mit etwas stärkerem Ton erzählt, daß er bei der Rückkehr mit Charlotte doch den Weg über den Kirchhof nimmt, „den er sonst zu vermeiden pflegte" (21, 22). Von der dort auf Veranlassung seiner Gattin geschehenen Veränderung, durch die der Friedhof wie „ein angenehmer Raum" erscheint (21, 28), fühlt er „sich sonderbar überrascht": „er drückte Charlotten die Hand, und im Auge stand ihm eine Träne" (22, 7). Hier nun treffen Eduard und Charlotte ihren Freund Mittler, und auf die vorweisende Bedeutung dieses Platzes legt Eduard selber einen flüchtigen Akzent: „Wir kommen an einem ernsthaften Orte zusammen, und seht, wie schön Charlotte diese Trauer ausgeschmückt hat" (22, 20). Auf eine andere Stelle der Landschaft fällt der unbefangene Blick bei Besichtigung der Gegend im nächsten Kapitel, nämlich auf die Pappeln und Platanen am Rande des mittleren Teiches. „Eduard lenkte besonders auf diese die Aufmerksamkeit seines Freundes", gerade dorthin also, wo später der Tod so furchtbar erscheint (31, 17).

Der natürliche Gang der Ereignisse berührt, den gehaltenen Augen der Menschen noch unerkennbar, weitere Ansatzpunkte des Verhängnisses nicht nur in der Landschaft, sondern auch im Haus. Die Hausapotheke wird bereichert und „alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nötig sein möchte, um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam" (43, 18. 26), wobei Eduard den Hauptmann an einen für sein Leben bedeutungsvollen Unglücksfall erinnert, dessen unbedachte Wiedergabe späterhin zu einer weiteren Ankündigung des Todes wird. Sogar ein Feldchirurg wird verschrieben (44, 12. 13). Charlotte ihrerseits sucht „alles Schädliche, alles Tödliche" aus ihrer Umgebung zu entfernen. „Die Bleiglasur der Töpferwaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte ihr schon

[1]) Die den folgenden Textstellen und Hinweisen beigefügten Zahlen bezeichnen Seite und Zeile im 20. Bande der Werke Goethes in der Sophien-Ausgabe (Weimar 1892).

manche Sorge gemacht" (45, 2). Eduard befürchtet für Ottilie Unheil von dem großen Medaillonbild ihres Vaters, das sie auf der Brust trägt (82, 23). Bei der Grundsteinlegung des neuen Hauses, bei der es in der Verblendung „als ein glückliches Zeichen" angesehen wird, daß das in die Luft geworfene Kelchglas nicht zerbricht (101, 5. 21), fällt der Blick wieder auf die Gruppe der Platanen und Pappeln am mittelsten Teich, auf die Eduard jetzt Ottilie hinweist und die so lange dort stehen, wie Ottilie lebt (102, 17).

In den innersten Bezirk führt schließlich ganz kurz, aber bedeutungsvoll genug das Gespräch des Grafen und Charlottens über die Ehe mit der Erwähnung der durch den Tod gelösten früheren Verbindungen Eduards und Charlottens; doch sie selber verstehen nicht, was sie sagen (114, 24). Charlotte endlich verwünscht die Zeit, die die Schmerzen der Trennung vom Hauptmann lindern wird: „sie verwünschte die totenhafte Zeit, wo sie würden gelindert sein" (129, 17).

Dies ist gleichsam die Ebene, über die ein ehernes Verhängnis den Tod nach sich zieht. Vordeutende Ereignisse treten hinzu, in gegensätzlicher Wirkung auf Leben und Tod zugleich hinweisend. Der nächtlichen Liebesszene zwischen Eduard und Charlotte im elften Kapitel, der das Kind sein Dasein verdankt, folgt im zwölften der Spaziergang zu den Teichen, in denen es sein kurzes Leben wieder verlieren soll. Bei dem Feuerwerk, das, ein Symbol sprühender Lebensfreude, vor dem einem nahen Tode bestimmten Paar Eduard und Ottilie aufrauscht, versinkt von den in den Teich Gestürzten ein Knabe und wird vom Hauptmann „jedoch für tot" herausgeholt (158, 25. 159, 4). „Aber diese sonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit uns zu sprechen scheint" (147, 19), bleiben den meisten unverständlich, wie denn Mittler gegen Ende des ersten Teils mit Recht ausspricht: „Auf die warnenden Symptome achtet kein Mensch, auf die schmeichelnden und versprechenden allein ist die Aufmerksamkeit gerichtet und der Glaube für sie ganz allein lebendig" (192, 20). Und doch wird jetzt schon deutlich, daß zum mindesten Eduard dem Zusammenbruch seiner ganzen Lebenshaltung nicht wird entgehen können, ja daß er

bewußt dem Tode entgegentreten muß. Der erste Teil zeigt am Ende Leben und Tod in engster Verbindung. Er schließt zwar mit dem Ausblick auf neues Leben, nämlich auf Eduards und Charlottens Kind; aber sofort heißt es: „Eduard sehnte sich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er sehnte sich nach dem Untergang, weil ihm das Dasein unerträglich zu werden drohte; ja es war ihm ein Trost zu denken, daß er nicht mehr sein werde und eben dadurch seine Geliebten, seine Freunde glücklich machen könne" (195, 16). Er setzt sein Testament auf und will mit einem Feldherrn ziehen, von dem er sich sagen kann: „Unter seiner Anführung ist der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß" (196, 6).

So ist gerade in der Mitte der Erzählung der Tod im Begriffe, aus der Fläche herauszutreten, über die sein Schatten, bisher nur dem Leser sichtbar, nicht aber von den mithandelnden Personen erkannt, dahingeflogen ist. Um so unentrinnbarer freilich wird er für diese im zweiten Teil, dessen offene Form es gestattet, seine Macht in viel mannigfaltigerer Weise in den Bereichen der Natur und des Menschenlebens durchbrechen zu lassen. Damit tritt seine polar-gegensätzliche Wirkung auf Geschehnisse und Charaktere erst recht hervor, und sie entfaltet sich schließlich besonders nach der ethischen Seite hin.

Auch im zweiten Teil ziehen dem Tode symbolhafte Ereignisse, Anspielungen und vordeutende Stimmungen voraus; die Wirklichkeit folgt mit schmerzlichem Vollenden. In strenger Parallelität mit dem ersten Teil wird die Aufmerksamkeit zunächst wieder auf die landschaftliche Wohnstätte des Todes, auf den Kirchhof gelenkt. Es ist, als ob die dort Bestatteten die Störung der Ruhe rächen wollten, die Charlotte durch die vorgenommenen Veränderungen hervorgerufen hat; denn es droht ein Rechtsstreit darüber auszubrechen. Jetzt kann man nicht mehr, wie es damals Eduard möglich war, in Gesprächen und in Wirklichkeit den Friedhof umgehen, sondern man schreitet, wenn auch vorsichtig und wie von ungefähr, auf das Todesproblem in Erörterungen über Art und Sinn von Grabstätten und Erinnerungszeichen zu. Sehr bezeichnenderweise beginnt das zweite Kapitel mit den Worten: „Aufgeregt durch den

Vorfall und die daran sich knüpfenden Gespräche, begab man sich des andern Tages nach dem Begräbnisplatz" (208, 2). Die Wirkung setzt sich in zwei Richtungen, nach außen und innen fort. Der Architekt beschließt, die der Kirche angebaute Kapelle, die spätere Begräbnisstätte, künstlerisch auszugestalten, und zeigt dafür aus seinen Mappen Bildnisskizzen vor, bei denen „heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung auf allen Gesichtern, in allen Gebärden ausgedrückt" ist und alle „in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten" selig erscheinen (211, 7. 14). Das große Gewicht, das besonders im dritten Kapitel dem Vorhandensein und der Instandsetzung der Kapelle beigelegt wird, ist eine ahnungsvolle Vordeutung auf das Ende, an dem hier alle Leidenschaften und Schicksale zur Ruhe kommen. Kränze aus dem herbstlichen Park hatten zum Muster gedient, diesen Ort zu schmücken, „der, wenn er nicht bloß eine Künstlergrille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden sollte, nur zu einer gemeinsamen Grabstätte geeignet schien" (222, 6). So dringt der Tod in die bewußt gewählten umgebenden Symbole, ja in die Seelen der Menschen selbst ein. Ottilie fühlt sich unter jenen Gestalten wie unter ihresgleichen (211, 22), und der erste aus ihrem Tagebuch mitgeteilte Satz lautet: „Neben denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck" (213, 3). Ottilie macht gerade in der Kapelle zum erstenmal eine Art Übergang zum Tode, einen Zustand der Loslösung vom Leben durch: „Endlich setzte sie sich auf einen der Stühle, und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dies alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte" (221, 15). Es ist wohlberechnete künstlerische Absicht, daß das innere Ringen um den Tod bei dem todgeweihten Paare selbst auf der Höhe des Romans beginnt, bei Eduard am Schluß des ersten Teils, bei Ottilie im Beginn des zweiten. Von nun an weicht der Tod nicht mehr aus den

Geschehnissen und den Gedanken der handelnden Personen, bis ein „ahnungsvolles Verhängnis" (373, 2) seine Opfer gefordert hat.

Eine Reihe weiterer Vordeutungen ebnet ihm den Weg. In dem durch die Gespräche über Kirchhof und Kapelle und angesichts des im Herbste welkenden Jahres „aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinschwinden" trifft Ottilie die Nachricht, „daß Eduard sich dem wechselnden Kriegsglück überliefert habe" (226, 8). Luciane erscheint in dem fröhlichen Treiben „eines lebhaften Balls" (232, 1) plötzlich als Artemisia, die Witwe des Königs Mausolus, „einen Aschenkrug vor sich hertragend" (232, 15), und veranlaßt den Architekten, vor der Ballgesellschaft auf einer bereitgestellten Tafel das Grabmal des Mausolus zu entwerfen. Allmählich nehmen die Vorzeichen eine unheimlichere, auf das Besondere des drohenden Unheils deutlicher hinweisende Form an. „Eine der Töchter eines angesehenen Hauses hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngeren Geschwister schuld zu sein, und sich darüber nicht beruhigen noch wieder finden können" (265, 26). Lucianens Versuch, sie gewaltsam „der Gesellschaft wiederzugeben" (266, 11), mißlingt. „Ottilie war unter denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten" (266, 28). Der Fall, den sie Charlotten berichten muß und in dem sich ihr eigenes Schicksal beklemmend ankündigt, macht auf sie „einen tiefen Eindruck" (267, 17). Im äußersten Gegensatz zu dieser voraufgegangenen düsteren Szene und ebenso zu dem nachfolgenden tragischen Verschulden, mit dem Ottilie die an Charlottens Kind freiwillig übernommenen Mutterpflichten versäumt, steht das wundervolle Bild, auf dem sie, das Jesuskind auf dem Schoß, als Mutter Maria erscheint, wobei ihre „Gestalt, Gebärde, Miene, Blick" alles übertrafen, „was je ein Maler dargestellt hat" (272, 22), während auf Charlotte hauptsächlich das Kind wirkt (273, 13). Gleich nach der Darstellung der Heiligen Nacht freilich richtet sich die Aufmerksamkeit wieder auf die Kapelle (278, 2). Charlottens Knabe wird geboren; aber mit diesem im doppelten geistigen Ehebruch erzeugten Kinde ist von Anfang an das Unheil verbunden: bei seiner Taufe

stirbt, nicht ohne Mittlers Schuld, der Geistliche (301, 27). Wieder tritt durch den Tod des Alten und die Geburt des Kindes ein äußerster Gegensatz des Geschehens hervor. Auf die von ihr gern unternommenen Kahnfahrten das Kind mitzunehmen, hat Charlotte Ottilien untersagt (315, 3), eine Vordeutung, die in eine neu begonnene Entwicklung scheinbarer Beruhigung und Wiederherstellung der rechtmäßigen Verhältnisse widerspruchsvoll hineinklingt. Der Begleiter des englischen Lords erzählt den Damen Charlotte und Ottilie in der so beziehungsreichen, auf die Verflechtung von Leidenschaft und Tod drohend hinweisenden Geschichte von den „wunderlichen Nachbarskindern" (323, 1) von der Braut, die aus unglücklicher Liebe zu sterben beschließt und sich ins Wasser stürzt, um ihren Geliebten mit der lebenslänglichen Erinnerung an ihren Tod zu quälen, jedoch gerettet wird und sich mit ihrem Geliebten vereint (329, 18. 331ff.). Der Erzähler ahnte nicht, wie nahe diese Begebenheit „seinen Zuhörern verwandt war" (322, 27). Der leidenschaftlichen Szene zwischen Eduard und Ottilien am See als höchster Steigerung des Lebens folgt unmittelbar der Tod des Kindes (360, 20); Ottilie zieht es „aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu atmen" (360, 27). „Die Sonne war untergegangen" (360, 1).

Je ernster die Lage wird, je näher das Ende heranrückt, um so mehr erweist sich der Tod als der unerbittlich wahre Spiegel der Menschen. An der Stellung zum Tode, an der Wirkung, die von ihm ausgeht, entscheidet sich im eigentlichen Sinne, welcher Art der Mensch ist, bis zu welcher inneren Reife er auf Erden zu gelangen vermag. Und dies zu zeigen, gehört zu den wesentlichsten Aufgaben des zweiten Teils, in dem die bereits im ersten gegebenen Ansätze zu einer Charakterisierung durch das Verhalten dem Tode gegenüber fortgeführt und abgeschlossen werden. Wenn es nach dem Ertrinken des Kindes von Ottiliens Zustand heißt: „denn das höchste Unglück wie das höchste Glück verändert die Ansicht aller Gegenstände" (363, 7), so ist es eben gerade der Tod, der die letzten Hüllen von den Augen und Seelen hinwegnimmt und dem Dichter das stärkste und feinste Mittel zur Gestaltung seiner Menschen in die Hand gibt. So verändert

denn der Tod die Rangfolge der Personen in entscheidender Weise. Nach ihrer erzählungstechnischen Bedeutung für das Gefüge des Ganzen geschieden[1]), stehen ja Ottilie und Eduard, Charlotte und der Hauptmann als die eigentlichen Träger und Opfer des Schicksals in der ersten Reihe; als seine Wegbereiter und Werkzeuge folgen in der zweiten Mittler, der Architekt, der Graf und die Baronesse, die Vorsteherin und der Gehilfe der Pension, Luciane, der Chirurg, der englische Lord und sein Begleiter und schließlich indirekt die Personen aus den 'Wunderlichen Nachbarskindern'; an einer dritten, bei der Handlung einigermaßen unbeteiligten Reihe fängt sich eigentlich nur der Schatten des Schicksals: Eduards und Charlottens Kind, Nanny, der alte Geistliche, der versinkende Knabe, der Rechtsgelehrte; eine letzte Gruppe endlich ist für die Verknüpfung und Darstellung der Ereignisse lediglich von mechanischer Bedeutung: die Dienerschaft, Handwerker und Arbeiter, Bauern und Jäger, Knaben und Mädchen des Dorfes, Postillone, der Schreiber, der Bettler, mannigfacher Besuch, soweit er nicht den anderen Gruppen angehört, Lucianens reichliches Gefolge, die Menge um Ottiliens Leiche. Aber nun entspricht es dem Gestaltungsgesetz des Romans, daß einzelnen Personen gegenüber ihrer bisherigen Stellung im Aufbau der Geschichte durch das Eintreten der letzten Energie, nämlich des Todes, eine völlig veränderte Bedeutung beigelegt wird. Nur dadurch gelingt es, menschlich-sittliche Sachverhalte und Einsichten deutlich zu machen, um die es Goethe zu tun ist. Ottiliens Bedeutung freilich bleibt nicht nur ungemindert, vielmehr erfüllt sie in stetem inneren Wachsen bis zum Ende erst den eigentlichen Sinn des Werkes. Und das ist natürlich; denn sie steht im Mittelpunkt des ganzen schicksalhaften Geschehens, um den sich alles andere dreht. Im übrigen aber ergibt sich eine Reihe der Läuterung und Bewährung, in der Personen aus den drei oberen Schichten ihren neu gewonnenen Platz einnehmen[2]),

---

[1]) Ähnlich F. Gundolf: 'Goethe', 5. Aufl., Berlin 1918, S. 557ff.

[2]) Daß dabei nicht nur allgemeine, sondern gerade auch für Goethes Zeit typische Verhaltungsweisen dem Tode gegenüber gekennzeichnet werden, sei nur angedeutet; eine nähere Untersuchung ist hier unmöglich.

während in der vierten Schicht die Menge, die Ottiliens Leiche neugierig und wundersüchtig umgibt, als Trägerin einer unpersönlichen Haltung zum Tode außerhalb dieser Reihe bleibt. Daß auch die unbewußten Opfer des Todes, also das Kind und der alte Geistliche, nicht mit aufgenommen werden, versteht sich von selbst. Vier Stufen führen von dem tiefsten Erleben des Schicksals an die Oberfläche der Schicksalsfremdheit. Auf ihnen stehen von den Frauen Ottilie, Nanny, Charlotte, Luciane und entsprechend von den Männern der Architekt, Eduard, der Major, Mittler.[1])

Mittler, in seinem philanthropischen Bestreben und mit seinem „unerbittlichen Verstand" (189, 19) doch rationalistisch beengt, hat schon bei dem ersten Zusammentreffen auf dem Kirchhof erklärt, mit den Verstorbenen habe er nichts zu schaffen, und den Gedanken an den eigenen Tod kurz abgewehrt (22, 25). „Von augenblicklich vorgefaßten Meinungen" durchaus abhängig (194, 21), verschließt er sich doch „Voraussagungen, Ahnungen und Träumen" (192, 7), und in den „dunklen Regionen" fühlt er sich immer unbehaglicher, je länger er darin verweilt (192, 25). Er sieht den Tod des Kindes nur daraufhin an, ob er seine Bemühungen zugunsten einer Wiedervereinigung der Eltern fördert oder hemmt, und nur weil diese dadurch höchst unwahrscheinlich wird, wirkt das Unglück „gewaltsam" auf ihn (381, 2—10). Er ist ohne jede innere Verbindung mit allem Metaphysischen. Ähnlich nüchtern-utilitaristisch verhält sich der überall tätig zugreifende, aber nicht tiefer reflektierende Hauptmann-Major. Angesichts der Todesgefahr beim Feuerwerk handelt er mit Umsicht und Gefaßtheit und sucht sich für die anderen dem Schicksal entgegenzustellen. Aber so geartet, daß er der traurigen Erinnerung an einen schweren Unfall, der in seinem Leben „auf die seltsamste Weise Epoche gemacht" hat, auszuweichen vermag (44, 3), entfernt er sich auch nach dem Tode des Kindes, „Charlotten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeschiedene Kind bedauern zu können. Ein solches Opfer schien ihm nötig zu ihrem allseitigen Glück" (368, 11).

---

[1]) Von einigen nebensächlichen Äußerungen des Grafen wird hier abgesehen (114, 24. 127, 9. 249, 19).

Auch Eduard, als der von den Männern am meisten Betroffene, hat sich schon im ersten Teil als eine Natur erwiesen, die, wie sie sich in zweifelhaften Fällen des Lebens eine selbständige Entscheidung durch Wetten oder Würfeln zu ersparen liebt (13, 9), ebenso die Fragen des Jenseits zu umgehen sucht. Bei dem Unglücksfall während des Feuerwerks stürmt er unbesonnen, redend, schwärmend in seiner Leidenschaft dem Leben nach, wie es ihn lockt, in frivoler Unbekümmertheit um das Schicksal der übrigen: „Auch ohne uns werden die Scheintoten erwachen und die Lebendigen sich abtrocknen" (160, 8). Er betrachtet auch weiterhin den Tod lediglich unter dem Zwange seiner augenblicklichen Lage, fragend, ob er ihm einen Weg zu seinem Glück, einen Ausweg aus dem Unglück bieten könne. Da ihm alle höheren Gesichtspunkte einer sittlichen Läuterung, einer göttlichen Züchtigung und einer ewigen Vollendung fremd sind, so steht dieser alternde Bruder des jungen Werther der wachsenden Gewalt des Unglücks und des Todes nur mit steigender Verwirrung von Gefühl und Urteil, ohne eigenen festen Grund gegenüber. Die Zwiespältigkeit seiner Stellung zum Tode und damit seines Charakters überhaupt offenbart sich bei der Rückkehr aus dem Feldzug in seinem Geständnis dem Major gegenüber: „Ich leugne nicht, daß ich gewünscht hatte, ein Leben los zu werden, das mir ohne sie [Ottilie] nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich dir gestehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln" (344, 14). „Ich gehe hin und suche den Tod, nicht als ein Rasender, sondern als einer, der zu leben hofft" (345, 3). Um seine Trennung von Frau und Kind zu rechtfertigen, malt er die Vorzüge eines frühen Todes des Vaters für den hinterlassenen Sohn aus (346, 6), und bei dem Untergang seines Kindes trübt ihm die Leidenschaft völlig die Empfindung: „Auch er, anstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hindernis an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre" (368, 26). In schwankende Haltlosigkeit stößt ihn schließlich Ottiliens Tod. Er ruft der Sterbenden zu: „Ich folge dir hinüber" (407, 1), um sofort darnach zu versprechen, daß er leben werde (407, 8).

Und während Charlotte, der Major und Mittler für die Bestattung sorgen, heißt es von ihm: „Eduards Zustand war zu bejammern" (407, 13). Er stellt die unsinnige Forderung, daß Ottilie nicht aus dem Schlosse gebracht, sondern „gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden" solle (407, 16); „denn sie sei nicht tot, sie könne nicht tot sein" (407, 18); aber „er verlangte nicht sie zu sehen" (407, 21). Erst nach längeren Bemühungen gelingt es, seine Einwilligung zu Ottiliens Beisetzung in der Kapelle zu erwirken (408, 11). Doch „er wagte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Träne mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu sein" (414, 10). Als schließlich nach Ottiliens Tode das mit den Initialen E und O gezierte Glas, einst bei der Grundsteinlegung unversehrt geblieben und für ein Unterpfand ihrer unlöslichen Verbundenheit gehalten, zerbricht, vermag ihn dieses Gleichnis nicht mehr zu rühren; „aber doch drückt es ihn tief" (415, 5). Seine Tage sind fortan der Erinnerung an Ottilie und ihr Sterben geweiht. Wie sie verweigert er Trank, Speise und Gespräch. Aber was bei Ottilie eine Tat aus freiem sittlichen Entschluß ist, wird bei Eduard zur schwächlichen Wiederholung, und daraus erwachsen diesem ewig zwiespältigen Manne neue Nöte. Er sagt zum Major: „Ach! was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit gewesen, wird mir Pein, und doch, um dieser Seligkeit willen, bin ich genötigt, diese Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf diesem Wege nach; aber meine Natur hält mich zurück und mein Versprechen. Es ist eine schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Bester, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrertum" (415, 10). Da ihm dieses Genie, diese Stärke völlig fehlen, so ist bei ihm das Sterben kein selbständiger Akt im ethischen Sinne, wie Goethe das Verhalten der Hauptmonas im Augenblick des Todes bezeichnet.[1]) „Endlich fand man ihn tot. Mittler machte zuerst diese traurige Entdeckung" (415, 24).

[1]) Im Gespräch mit J. D. Falk vom 25. Januar 1813: 'Gespräche' a. a. O., Bd. 2 Leipzig 1909, S. 172, Nr. 1490.

Den handelnden Personen dieser Geschichte reiht sich schließlich auf seiten der Männer der Architekt an. Er liebt nicht „die zufällig entstandenen, nach und nach zusammensinkenden Hügel" (204, 17), sondern möchte das Gräberfeld mit einer gleichmäßigen, schönen Decke überzogen sehen und macht für dessen Verzierung und Erheiterung seine Vorschläge (208, 4). Wie er das Geschehen helfend, wo er kann, aber ohne viele Worte und aus einer gewissen Zurückhaltung begleitet, so offenbart sich auch dem Tode gegenüber bei ihm die schweigende Verehrung des Unerforschlichen. Er tritt „mit sinkender Nacht" in die Kapelle (411, 14), deren von ihm „fromm verzierte Wände" (411, 17) den Leichnam Ottiliens umgeben, und steht an ihrem Sarge „auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesenkten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt" (411, 25). Trauergedanken über die Vergänglichkeit so vieler stiller „Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt" (412, 11), erfüllen seine Seele. Tränen quellen aus seinen Augen, er scheint ganz in Schmerz zu vergehen; aber er vermag sich zu fassen, seine abgeschiedene Freundin schwebt ihm „in einer höhern Region lebend und wirkend vor" (412, 25). Kniend nimmt er von Ottilie Abschied, „und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg, ohne weiter jemand gesehen zu haben" (413, 1). Es ist die Haltung des Künstlers, dessen Inneres durch den Schmerz über Tod und Vergehen aufgelöst wird, der aber schließlich seine Erschütterungen bändigt, freilich nur, indem er sich weiteren Eindrücken durch einen fluchtartigen Abschied entzieht. Die letzte Überwindung des Todes gelingt ihm nicht.

Diesen vier charakteristischen Verhaltungsweisen der Männer stehen vier andere bei den Frauen gegenüber. Auch hier sind mehrere Stufen menschlich-sittlichen Reifens an der Stellung zum Tode deutlich erkennbar. Wem die tiefste Trauer einer Königin um den abgeschiedenen Gemahl recht ist, sich in fröhlicher Gesellschaft zur Unterhaltung der Teilnehmer und zur Befriedigung eigener Eitelkeit in Szene zu setzen, der

muß so egoistisch und so in ein völlig oberflächliches Gesellschaftstreiben verstrickt sein wie Luciane (232, 1). Charlotte ahnt die Bedeutung und Gewalt des Todes; aber „da sie gern leben" mag (45, 1), sucht sie ihn zu umgehen und seine Eindrücke durch eine schöne Hülle fernzuhalten. Sie hat „für das Gefühl gesorgt", dem Kirchhof durch Entfernung der Grabstätten ein freundliches Aussehen geben lassen (21, 25) und die „Trauer ausgeschmückt" (22, 22). Sie entscheidet sich für eine „endliche allgemeine Gleichheit" nach dem Tode und lehnt das „eigensinnige starre Fortsetzen unserer Persönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältnisse" ab (203, 23). Trotzdem ist sie mit der Schaffung einer besonderen Begräbnisstätte für ihre eigene Familie in der Kapelle einverstanden, als diese vom Architekten künstlerisch ausgemalt wird, und dorthin läßt sie „ganz in der Stille" ihr abgeschiedenes Kind bringen (372, 21). Ihr fehlen zwar die irrationalen Kräfte, den Tod zu überwinden; aber sie sucht, ähnlich wie der Major, sich gegen ihn durch besonnene Tätigkeit zu wappnen. Auch hier kommt ihr „ihr tüchtiger und durchs Leben mannigfaltig geübter Charakter zu Hülfe. Immer gewohnt, sich ihrer selbst bewußt zu sein, sich selbst zu gebieten" (140, 14), hält sie sich auch dem Tode gegenüber im Gleichgewicht. Tapfer verlangt sie, ihr verunglücktes Kind zu sehen (364, 14); sie bleibt zu der folgenden, klar überlegten Aussprache mit dem Major fähig und beschönigt nicht ihre Mitschuld. Schließlich kehrt sie sich, „so viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück" (373, 4). Wie sie vor dem Tode gleichsam in die Tätigkeit und die Schönheit hinein ausweicht, so überfliegt Ottiliens Dienerin Nanny den Tod in der Verzückung der Treue zu ihrer verstorbenen Herrin und in der durch diese Verzückung erreichten Befreiung von ihrer Gewissensqual. Nach dem Sturz vom Oberboden auf die Straße scheinbar „an allen Gliedern zerschmettert" (409, 28), springt sie bei einer leichten Berührung der Leiche Ottiliens gesund auf, weil sie fest glaubt, Ottilie habe sich aufgerichtet, sie gesegnet, sie freundlich angeblickt und zu ihr gesagt: „Dir ist vergeben!" (410, 18). Sie ruft aus: „Ich bin nun keine Mörderin mehr unter euch; sie hat mir verziehen, Gott hat

mir verziehen, und niemand kann mir mehr etwas anhaben" (410, 19). So findet sie in diesem halb mystischen, halb hysterischen Erleben bei dem Leichenbegängnis ihrer Herrin die Erlösung von ihrem Schuldbewußtsein, um alsdann in die Bahnen eines normalen Gemütslebens zurückzukehren und am Sarge Ottiliens „heiter und getrosten Mutes" (413, 5) Wache zu halten, „und nichts in ihren Reden schritt aus dem Gange des Wahren und Wirklichen heraus als nur die Begebenheit beim Leichenbegängnis, die sie mit Freudigkeit oft wiederholte: wie Ottilie sich aufgerichtet, sie gesegnet, ihr verziehen und sie dadurch für immer beruhigt habe" (413, 12).

Mehr als die Charaktere aller anderen entfaltet sich schließlich Ottiliens Wesen erst völlig gegenüber dem Tode. Während sie von der Scheu vor der Berührung mit dem Leben oft zu einer nahezu schattenhaften Unwirklichkeit getrieben wird, erreicht ihr Dasein in der Richtung auf den Tod seine volle Wirklichkeit. Das künstlerische Gesetz des Werkes läßt Ottilie in einem klaren Gegensatz zu den übrigen Personen stehen; aber die Geschlossenheit ihrer Erscheinung geht dabei nicht verloren, sondern bildet sich erst in vollem Umfang aus. Dem Rationalismus Mittlers steht ihre tiefe Verbundenheit mit allen irrationalen Kräften, der nüchternen Kühle des Hauptmanns ihr ganz von Empfindung erfülltes Herz, dem zwiespältigen Egoismus Eduards ihre im Tode sich voll bewährende, unbeirrbare Hingabe gegenüber. Während die Schauer des Todes vom Architekten und von Charlotte ästhetisch überdeckt werden sollen, möchte sie durch besondere Zeichen die Erinnerung an die Toten ausdrücklich festhalten. Im Gegensatz zu der ewig unreifen, oberflächlichen Eitelkeit Lucianens ist Ottilie durch ihren tiefen, feierlichen Ernst befähigt, die Stimme einer anderen Welt zu vernehmen, der sie sich nicht mit Nannys Schwärmerei, sondern mit der klaren Gefaßtheit eines geläuterten Willens unterordnet. In diesem Willen, dieser ethischen Haltung, dieser Selbstüberwindung bis zum Tode beruht schließlich die Einheit ihres Charakters. Sie gibt ihr mit der Kraft, sich angesichts des Todes zu behaupten und doch sich nach dem Tode zu sehnen, die Überlegenheit über ihre ganze Umgebung. Als bei der Taufe

des Kindes der Geistliche stirbt, heißt es bezeichnenderweise: „So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege nebeneinander zu sehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, sondern mit den Augen diese ungeheuern Gegensätze zusammenzufassen, war für die Umstehenden eine schwere Aufgabe, je überraschender sie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeschlummerten, der noch immer seine freundliche, einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getötet, warum sollte der Körper noch erhalten werden?" (302, 5). Schon bei der Instandsetzung des Friedhofs und der Kapelle beschäftigen ihr dabei in Ruhe sich ausgleichendes Gemüt Gedanken an den Tod und das Leben nach dem Tode, an Grab und Totengedächtnis (204, 22. 213, 3. 215, 1). In der Kapelle erlebt sie eine Art von Vorgefühl des Hinscheidens (221, 15), das in ihrem Tagebuch nachklingt (224, 13. 225, 6). Etwas gegen sein eigenes Wesen zu tun, wie es ihr Verhängnis wird, erscheint ihr als eine Ankündigung baldigen Sterbens (241, 4). Sie läßt sich bewußt und willig durch „die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens" führen (302, 16). Im Garten, in der Natur wird sie dessen inne, „wie Vergängliches und Dauerndes ineinander greift" (310, 13). Auch bei dem furchtbarsten Ereignis, dem Tode von Charlottens und Eduards Kind, bleibt sie „nicht hülflos. Sie wendet sich nach oben. Knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das erstarrte Kind mit beiden Armen über ihre unschuldige Brust, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt" (361, 27). Aber der ungeheure Eindruck ist für ihre sensible Natur zu stark. Sie verfällt nach dem Tode des Kindes wie ehemals nach dem ihrer Mutter in einen todesähnlichen Schlummerzustand, in dem sie alles, was gesprochen wird, hört und versteht, ohne selber sprechen oder sich bewegen zu können (369, 20). Doch wie damals hat sie sich auch jetzt in ihrem halben Totenschlaf ihre neue Bahn vorgezeichnet (370, 23). In dieser durch den Tod veranlaßten körperlich-

seelischen Krisis befestigt sich ihr Wille zur Reue und völligen sittlichen Läuterung, die sich nur im Tode auf die höchste Stufe erheben kann. Sie erkennt, daß sie aus ihrer Bahn geschritten ist, ihre Gesetze gebrochen, sogar das Gefühl derselben verloren hat. Sie schaudert über sich selbst. Bereits nach der Geburt des Kindes war ihr klar geworden, „daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse; ja in manchen Augenblicken glaubte sie diese Höhe schon erreicht zu haben. Sie wünschte nur das Wohl ihres Freundes, sie glaubte sich fähig ihm zu entsagen" (307, 22). Aber jetzt erst, nachdem der Tod sie erzogen hat, kommt es zur letzten Unerbittlichkeit. Sie droht, um die Scheidung Eduards und Charlottens zu verhindern, ihr Vergehen in dem gleichen See büßen zu wollen, in dem das Kind ertrank. Jetzt erst kann sie mit Entschlossenheit erklären: „Eduards werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen, und niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen!" (370, 26). So ist sie erst durch den Tod in Wirklichkeit zu der sittlichen Entsagung, die sie früher schon in manchen Augenblicken erreicht zu haben glaubte, sie ist zur Unterwerfung unter das Sittengesetz, ist zur Buße, ist zu Gott geführt worden. In diesem Zustand der Überwindung aller selbstischen Triebe findet sie schließlich die Erlösung von ihrer Schuld. „Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlte sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über sich selbst; sie hatte sich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entsagens verziehen, und diese Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich" (373, 25). Sie hofft „nur dadurch ein ungeheures Übel für sich und andre vielleicht aufzuwiegen", daß „sie sich dem Heiligen widmet, das uns unsichtbar umgebend allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beschirmen kann" (379, 1). Diese durch das Todeserlebnis bewirkte Entsagung und Überwindung führen sie zu dem Entschluß zurück, pflichtbewußt für die Welt, das heißt für Verirrte, Unglückliche durch Erziehung tätig zu sein, da sie nun zu denen gehört, „denen kein irdisches Unheil mehr begegnen" kann (377, 15).

„Alle Büßungen, alle Entbehrungen sind keineswegs geeignet, uns einem ahnungsvollen Geschick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entschieden ist.“ „Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche“ (376, 20. 25). Obwohl ihr wie Eduard das Leben selber schließlich nur ein Rätsel ist, dessen Auflösung sie miteinander finden sollen (396, 23), so lähmt hier das Erlebnis des Todes doch keineswegs die Tüchtigkeit zum Leben, vielmehr räumt es alle inneren Hemmungen hinweg, die der Verwirklichung der für das Leben wertvollsten Absichten und Erkenntnisse entgegenstehen. Auf diesem Todesweg läßt der Dichter Ottilie sein höchstes ethisches Ideal erreichen, die Entsagung und die aus ihr aufsteigende uneigennützige Tätigkeit.

Es erhebt sich die letzte Frage, wie ein Mensch, der durch solche Läuterung geschritten ist, in das eigene Sterben hineingeht. Auch diesem Problem ist Goethe nicht ausgewichen. Er gestaltet es wiederum nach dem Gesetz des Gegensatzes. Außer Ottilie ist Eduard die einzige der bedeutenderen Personen des Werkes, die den Tod erleidet. Aber wie er nie die Kraft gewonnen hat, den Fragen des Jenseits ruhig ins Antlitz zu sehen, wie er seiner zwiespältigen Haltung dem Tode gegenüber und ebenso seines leidenschaftsgetrübten Egoismus niemals Herr geworden ist, so hat auch sein Sterben nicht den Prozeß sittlicher Läuterung gekrönt. Ganz anders und ganz entgegengesetzt Ottilie. Auf dem Wege, den sie von der Schuld zur Reue, vom Begehren zur Entsagung gegangen ist, hat sie auch die Vollendung der Entsagung, den Tod in ihren Willen aufgenommen. Sie erschrickt selbst dann nicht vor ihm, als er ihre einzige, letzte Aussicht bleibt, nachdem ihr Vorsatz, in das tätige Leben zurückzukehren, durch das Dazwischentreten Eduards in so seltsamer Weise vereitelt worden ist. Da sie nicht mehr in ihrer Art tätig sein kann, gewinnt das Leben für sie seinen Sinn nicht zurück. „Ich bin aus meiner Bahn geschritten, und ich soll nicht wieder hinein“ (394, 5). Sie enthält sich unter dem Zwang eines ihr vom Gefühl aufgedrungenen Gelübdes der Rede, der Speise und des Tranks und verbittet sich schriftlich alle Versuche ihrer

Umgebung, auf ihr Inneres einzuwirken. Die Aussicht auf den Tod verwirrt nicht ihr Gefühl und lähmt nicht ihre Weise, zu wirken; sie erfüllt nicht nur ihre sittliche Läuterung, sondern auch gewisse, den Alltag überhöhende Züge ihres Charakters. Es vermehrt sich „das Feierliche in Ottiliens Wesen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte" (398, 28). Sie bewährt die alte Umsicht, sie läßt den Gärtner die Sommergewächse aller Art schonen und hält sich besonders bei den Astern auf, die bald ihr verblichenes Haupt schmücken sollen (399, 2). Sie ordnet sorgfältig ihre Sachen, besonders Eduards Geschenke. Ihre Umgebung beobachtet bei ihr eine heimliche Geschäftigkeit, „eine Art von heiterer Selbstzufriedenheit, ein Lächeln, wie es demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt" (401, 15). Sie bereitet sich durch die Beschäftigung mit Eduards Geschenken auf eine Feier vor, die schließlich statt dem Geburtstag des Geliebten ihrem Begräbnis gilt (400, 2). Sie schreitet, vom Geschick und vom eigenen Willen geleitet, gleichsam zwischen Leben und Tod auf einem schmalen Grat dahin, den die blöden Blicke der anderen nicht gewahren. Und als sie in diesem Zustand unvermutet von einer in ihrer Wirkung nicht bedachten Äußerung Mittlers über Ehebruch und Ehrfurcht vor der ehelichen Verbindung getroffen wird, führt die neu erwachende Erschütterung über Schicksal und Schuld ihres Lebens sofort den Tod herbei, ihre Buße und ihre irdische Läuterung vollendend (404ff.). Ihres Daseins Kreis hat sich im Tode geschlossen.

Mehr als an den anderen Personen der 'Wahlverwandtschaften' offenbart sich an Ottilie, daß der Tod nicht nur das unentrinnbare Ende, sondern die mit sittlichem Willen anzuerkennende Ergänzung und Erfüllung des Lebens ist. Zwar wird eine Beziehung zwischen dem Tode des einzelnen Menschen und dem des Erlösers hier so wenig wie an anderen Stellen des Werkes sichtbar, und seinem Wort: „Ich gehe zum Vater"[1])

[1]) Evangelium Johannis 16, 28.

erklingt kein Echo, obwohl von Ottilie ausdrücklich bezeugt wird, daß „die Gottheit, die alles durchdringt," ihr Herz zugleich mit der Liebe zu Eduard besitze (249, 1). Aber doch ist der Tod der Sünde Sold, der den Schuldigen mit unerbittlicher Gewalt trifft, ebenso gewiß auch der letzte und größte Lehrmeister der Entsagung und des Tätigseins, das heißt eines Wirkens, das nach außen hin durch die alltäglich sich erneuernden Pflichten des gegebenen Lebenskreises bestimmt ist, während es im Inneren die Läuterung und reine Ausbildung der Persönlichkeit zum Ziel hat. So verkündet dieses Kunstwerk des alternden Dichters auch von der Seite des Todes her die Forderung, die das Leben in ihm gebildet hatte, daß das menschliche Dasein in immer sich wiederholendem Vorgang durch die Läuterung zur Entsagung führen, daß aber aus ihr zu jeder Zeit als Erfüllung des Lebens die Tat geboren werden müsse.

Damit ist freilich nur der dem irdischen Leben zugewendete Teil des Todesproblems von Goethe zur Darstellung gebracht; seine Jenseitigkeit, die Frage nach der Unsterblichkeit wird absichtlich kaum berührt. Dies hat rein künstlerische Gründe. In dem seinen Ausgangspunkten nach realistischen Roman kann nur gestaltet werden, was aus der unmittelbaren Anschauung selber erwächst; er ist aber seinem Wesen nach kein angemessenes Mittel, um zu vergegenständlichen, was dem irdischen Vorstellungskreis entzogen bleibt. Hier, wo es sich für das Todesproblem um die Erweiterung des Menschlichen und des Ethischen in das Kosmische und das Metaphysische handelt, bietet sich zur künstlerischen Formung dessen, was der Dichter über das zukünftige Leben glaubt und ahnt und in Gesprächen von seherischer Tiefe andeutet, lediglich die Lyrik an. Denn sie ist nicht in gleichem Maße wie das Epos an die Schranken der Gegenständlichkeit gebunden. Durch lyrische Briefstellen im 'Werther' etwa, durch manche Gedichte besonders des Alternden strahlen die inneren Erleuchtungen über das Jenseitige verklärend hindurch, am hellsten zuletzt durch den ganz in Lyrik aufgelösten Schluß des 'Faust'. Auf einem von der Erde her in die Ewigkeiten sich fortsetzenden Weg der Läuterungen führt die Liebe von oben das Unsterbliche des sündigen Menschen reinigend und erlösend empor:

Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern.[1])

---

[1]) Werke 15^{I}, 328, Vers 11862ff. — Erst nach dem Abschluß der Arbeit ist der Verfasser durch einen freundlichen Hinweis von Herrn Professor Unger auf die Abhandlung von Walter Benjamin: 'Goethes Wahlverwandtschaften' ('Neue deutsche Beiträge', hrsg. v. H. v. Hofmannsthal, München, 2. Folge, H. 1, 1924, S. 83—138, H. 2, 1925, S. 134—168) aufmerksam geworden. Diese Ausführungen dringen vielfach tief in das Wesen des besondern Kunstwerks wie der Kunst überhaupt ein und bringen von ihrem Standort aus auch über die Behandlung des Todesproblems wertvolle Aufschlüsse; an andern Stellen freilich rufen sie zum Widerspruch auf. Eine Auseinandersetzung mit ihnen würde den Rahmen des vorstehenden Aufsatzes völlig sprengen. Sie darf um so mehr unterbleiben, als die beiden Untersuchungen trotz gegenseitigen Ergänzungen und mancher Übereinstimmung in ihren Ausgangspunkten, ihrer Durchführung und ihren Zielen völlig verschiedener Art sind und die Gefahr besteht, daß eine Bezugnahme im ganzen wie im einzelnen die selbständige Linie der hier vorgelegten Darstellung verwirren würde.

Goethes ästhetisches Testament

Sein Briefwechsel mit Melchior Meyr

Mitgeteilt von Max Hecker (Weimar)

Melchior Meyr an Goethe.

Hochwohlgeborner,
Hochverehrtester Herr Geheimerrat!

Als in dem unbekannt lebenden Jüngling das Verlangen aufstieg, das, was er in einsamer Liebe hervorgebracht, was er bisher stets für sich behalten, dem von ihm aufs höchste verehrtesten, geliebtesten Geiste vorzulegen, damit er doch einmal eine Stimme vernähme, die dem auf dem Meere der Ungewißheit hin und her Wogenden als ein freundlich rettender Stern entgegenglänzte, hat er's lange erwogen, ob er diesem Verlangen nachgeben dürfe, und hat sich dabei alle Bedenklichkeiten vorgehalten. Wird der Geist, der von allen Seiten her vom Bedeutendsten umströmt wird, was in Kunst und Wissenschaft auftaucht, wird der sein Auge auf die Erzeugnisse eines unbekannten Jünglings wenden mögen? Wird er's nicht als eine Belästigung achten, für Jugendarbeiten, deren Wert noch so ganz ungewiß ist, seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen zu sehen? — Aber was helfen alle Einwendungen des Zweifels, wenn das Verlangen sich mächtig im Herzen regt! Man gibt zuletzt doch immer nur diesem nach und läßt die klugen Einreden klug sein.

So habe denn auch ich es gewagt, Ihnen, hochverehrtester Herr Geheimerrat, einige meiner kleineren Arbeiten vorzulegen, und suche es jetzt nur noch zu beschönigen und mir glauben zu machen, daß Ew. Exzellenz mir vielleicht dennoch diese Kühnheit verzeihen und die beiliegenden Blätter mit freundlichen Augen ansehen möchten. Bedarf es ja doch nur einiger kleiner

Viertelstündchen, um das kennenzulernen, was mein Dichten und Trachten so lange Zeit in Anspruch nahm, und da man solche einem Tagsblatt, einer Zeitschrift gönnt, nach welchen man nur der Zerstreuung wegen greift, sollten sie nicht auch für diese Blätter abfallen können? Freilich stellen sich hier die Bestrebungen eines Jünglings vor einen vollendeten Geist, hinter dem das längst erfaßt und gebändigt liegt, was das junge Herz noch gewaltig bewegt; aber ist es nicht möglich, daß Sie dennoch mit ebensoviel Wohlgefallen darauf blicken, als ich auf die Fragen und Bemerkungen eines Kindes horche? Wenigstens haben sie auch das mit den Bemerkungen eines Kindes gemein, daß sie nicht erlogen, daß sie gefühlt und innig wahr sind. Und so lassen Sie mich noch dies bemerken, daß ich beiliegende Arbeiten gerade Ihnen vorzulegen mich deswegen gedrungen fühle, weil Sie unter allen Menschen auf der Welt an dem, was ich getan, den meisten Anteil gehabt. Können Sie die Früchte geringschätzig von sich weisen, die Sie zeitigen geholfen? Können Sie die Liebe von sich weisen, die Sie so unwiderstehlich erregt haben? Das ist das Los eines so weltübergreifenden Wirkens, daß es auch mächtig die entferntesten Seelen trifft, daß auch von den entferntesten Orten sich Entzückte und Verehrende um seine Quelle drängen. Und so mögen Sie denn, hochverehrtester Herr Geheimerrat, diese Blätter als eine Huldigung Ihres herrlichen Wirkens, als ein Zeichen dankbarster Anerkennung der unberechenbaren Vorteile hinnehmen, die eine junge Seele aus Ihnen gezogen! So mögen Sie liebevoll die Ergüsse eines kindlich verehrenden Herzens in sich einziehen lassen!

Ich habe nun einmal Ew. Exzellenz gütige Aufmerksamkeit soweit in Anspruch genommen, daß ich mich im Laufe der Kühnheit ermuntert fühle, Ihnen auch einiges aus meinem Leben auszuheben, weil dadurch die folgenden Gedichte vielleicht doch genießbarer werden möchten.

Ich wurde 1810 zu Ehringen, einem Dorfe zwischen Wallerstein und Nördlingen im Ries, geboren, wo meine Eltern als wohlhabende Landleute sich befanden. Mein Vater, der in seiner Jugend sich besser zu bilden, als dies in seinem Stande gewöhnlich ist, stets bemüht war, tat mich früh nach Wallerstein, später

nach Nördlingen in die Schule, lehrte mich selbst französisch lesen und das Klavier klimpern und sorgte in jeder Hinsicht unermüdlich für meine Bildung. Ich erinnere mich, daß ich schon damals, obgleich sonst der fröhlichste Knabe, in einsamen Stunden zuweilen kindisch-sentimentalen Betrachtungen nachhing. In der Schule war ich über Erwarten glücklich, und die blauen Prämienbücher machten meinem Vater nicht wenig Freude. In der lateinischen Schule zu Nördlingen wurde ich zu klassischen Studien vorbereitet, zugleich aber fand ich um diese Zeit bei einem Bücherverleiher die romantische Welt der Ritterbücher, wo ich dann mit gleichgesinnten Kameraden heimlich in schauerlicher Wollust mich erging und worauf wir die Turnierspiele, Kämpfe, Femgerichtssitzungen etc. sehr ernsthaft und männerkräftig nachzumachen versuchten. Neben den Ritterbüchern kamen auch die sentimentalen Familienromane an die Reihe, ja sogar einige von Ihren und den Schiller'schen Werken. Freilich konnte ich davon nur das historisch Reizende fassen; doch machte die innige, feine Natur von 'Jery und Bätely' etc. einen wundersüßen, ätherischen Eindruck auf mich, 'Faust' einen gewaltig-romantischen, und ich weiß es noch recht gut, wie ganz arg ich unsern Präzeptor beneidete, der die Ausgabe Ihrer Werke besaß. Durch Deklamierübungen wurden mir die lyrischen Gedichte vorgeführt, und nun entstanden meine ersten gutmütig nachahmenden Gedichte über allgemeine Gegenstände, aus denen ich mich nur einiger Funken von eigentümlichem Gefühl erinnere. Der Unterricht im Zeichnen führte mich in eine idyllisch-bezaubernde Landschaftswelt. In meinem 14. Jahre kam ich nach Ansbach aufs Gymnasium, wo sich das klassische Altertum mehr und mehr vor mir auftat. Die Romane, schon in der letzten Zeit als widrig empfunden, wurden nun übermütig bestichelt und parodiert, und der im Streben sich reinigende Geist schloß sich immer inniger an Ihre, Schillers und ähnliche deutsche Werke an. Die Erinnerung an die köstlichen Eindrücke, die Ihre tiefe, innige, reiche Natur auf mich machte, gehört zu meinen schönsten, und ich habe es irgendwo niedergeschrieben, daß sie ganz der Erinnerung an liebesglückliche Tage gleicht. Schillers Werke regten ein feurig-kräftiges

Streben in mir an; doch fand ich mich am vollsten immer in den Ihrigen wieder. Ich wurde sogar einmal zu Betrachtungen über den 'Faust' begeistert, die ich dem Professor übergab, sie aber freilich von dem belesenen Manne lächelnd und kopfschüttelnd zurückerhielt. Späterhin wurde ich auch mit Shakespeare in Übersetzungen bekannt, wo ich mich dann in einer neuen Wunderwelt recht nach Herzenslust und -gier herumtummeln konnte. In der Klasse war ich am Schlusse des Schuljahres stets der Erste, und obgleich dies meinem Ehrgeiz einigermaßen schmeichelte, so sah ich es doch in meinem Gefühl als eine arge Nebensache an; denn es war kein geringerer Gedanke in mir einheimisch geworden, als einmal auch so ein Mann zu werden, wie ich sie jetzt bewunderte. Schon länger hatte ich angefangen, allerhand Gedanken über Gegenstände, die ich in Studium und Leben kennenlernte, auf Papierschnitzelchen niederzuschreiben, wovon die meisten sich zu poetischen Bearbeitungen eignen sollten. Doch wollte es mir nie gelingen, ein mir genügendes Gedicht auszuführen, und ich kam oft in Verzweiflung, daß ich noch nichts Gescheutes gemacht, während andre in diesen Jahren schon hübsche Sachen verfertigt. Doch meinte ich immer beruhigt wieder, es werde zuletzt doch einmal gehen. Der Gedanke, mit der Zeit etwas Bedeutendes zu werden, hatte mich so gefaßt, daß ich auch gegen Kameraden was davon merken ließ, die freilich, obschon ich sie auf Augenblicke begeisterte, nicht ganz meiner Meinung waren und sich auch durch meine feurigen, haarklaren Beweise, daß derjenige, der eine feste und immertätige Liebe zu etwas habe, notwendig zuletzt ein ausgezeichneter Mann darin werden müßte, nicht dazu bekehren ließen. Doch galt mein Wort gar viel bei ihnen, und ich wurde zum Scherze der „Große Mann" geheißen, welchen Namen ich ironisch usurpierte und was zu tausend Späßen Anlaß gab. Siebzehn Jahre alt, ging ich der Abwechslung wegen nach Augsburg, wo ich aber nur ein halbes Jahr auf dem Gymnasium blieb und trotz allen Einreden meines Vaters und gebildeter Bekannten von ihm in Nördlingen und Wallerstein ganz für mich zu studieren und meinen Neigungen zu leben anfing. Obgleich ich nun nach Herzenslust von einem reizenden Gegen-

stande zum andern schweifte, so gewann meine Phantasie doch immer mehr Bestimmtheit. Ich erfuhr in Leben und Lieben gar manches Frohe und Traurige; alle Erfahrungen aber dienten mir zu poetischen Entwürfen. Die wirkliche, um mich und in mir lebendig sich regende Natur ward mir ein unendliches Buch, und ich ermüdete nicht, das Schönste und Bedeutendste, was ich in ihm las, in regelmäßige Hefte zu sammeln und dabei seine Wahrheit, sein Feuer und seine Tiefe himmelhoch über matte Poesie zu erheben. Andrerseits studierte ich nach Lust unablässig, was ich an deutschen Werken und Übersetzungen habhaft werden konnte, und indem jedes begeisternde Werk gleich Ideen zu einem ähnlichen in mir aufregte, so brachte ich eine Masse Dispositionen zu Gedichten, zu Schauspielen und Romanen zusammen. Walter Scott gewährte mir damals anziehend-romantische Unterhaltung; auch Jean Pauls tolle, buntgaukelnde Welt traf viele Saiten meines Herzens. Doch blieben, wie billig, Shakespeares und Ihre Werke meine erste und höchste Lektüre. Ich wollte es nicht zählen, wie oft ich den 'Werther', den 'Götz' und den 'Faust' las. — Den Herbst 1829 bezog ich die hiesige Universität. Ich wurde natürlich in tausend neue Studien hineingeführt und benützte alle nach meiner Art. In Thierschs Vorlesungen lernte ich die göttliche Kunst der Alten aufs tiefste empfinden und dadurch auch Ihre in diesem Geiste gedichteten Werke nach ihrer wunderbaren Reinheit und Vollendung schätzen und genießen. Schellings philosophische Vorlesungen nahmen all mein Sinnen und Denken in Anspruch und taten ungeheure Tiefen vor mir auf. Die Bildergalerie und die Glyptothek führten mich in die herrlichste Welt der Kunst und zogen das Studium der darauf bezüglichen Werke nach. Endlich erschlossen mir Ausflüge ins bayerische Gebirg und eine Herbstferienreise nach Venedig noch neue Reichtümer in Natur und Altertum. So fühlte ich unendlichen Stoff um mich, der mich oft zu überwältigen drohte, den ich aber auch wieder meinerseits zu bändigen, d. h. ihm in dichterischen Werken seinen Platz anzuweisen suchte. Schon bevor ich noch die Universität bezogen, hatte sich in mir ein Werk zu gestalten begonnen, das gerade deswegen, weil es all meine Freuden und Leiden, all mein

Streben, Irren und Erfahren in sich aufnehmen und mit mir fortschreiten konnte, meine Liebe ununterbrochen bis hieher behalten hat. Es soll in ihm ein Jüngling dargestellt werden, der mit dem Drang, alles durchzuforschen und durchzugenießen, in Leben und Studium herumschwärmt, der all seine Erfahrungen zur Dichtkunst benützt und durch Wege und Irrwege seinem Ziele näher geführt wird. Mir hat dabei vorzüglich die Darstellung der Ideen in dem Sinn gelegen, daß eine ewig-schaffende Liebe zu einer Kunst dieselbe endlich in allen Punkten ergreifen muß, daß einem strebenden Geiste selbst die Irrtümer nur Staffeln sind, auf denen er immer weiter zur Vollendung hinaufsteigt; daß man jahrelang sehnend nach etwas jagen kann und zuletzt auf einmal, indem man sich seiner Vergangenheit bewußt wird, mit freudigem Staunen einsieht, daß das, was man erreicht, wirklich das ist, was man gesucht hat; daß man nun erst die Ansichten, die man, sobald man sie überschritten, als Irrtümer verworfen, ihrem wahren Wert nach zu schätzen vermag, indem es einem klar wird, daß es eigentlich echt-entstandne, für sich wahre Ansichten sind, nur darin falsch, daß sie sich allein geltend machten, denen es zwar recht geschehen, daß sie gestürzt worden, die aber dennoch daran schuld sind, daß man der reinern Wahrheit näher gekommen, und mit denen, also richtig begriffen, der Mensch sich allein als ein wahres, in sich lebendiges Ganzes besitzt. — Nachdem ich lange dazu gesammelt, es in mir sich hatte gestalten und Form gewinnen lassen, machte ich mich endlich vor einem Jahre an die Ausführung. Bis jetzt habe ich die ersten Wanderungen des jungen Mannes vollendet, wo der ganze Reichtum der Außenwelt vor ihm aufgetan wird und mit seiner Lust und seiner Qual auf ihn stürzt, wo der frische Wechsel ihn entzückt und das ewige Scheiden ihm tiefe Wunden schlägt, bis er, nachdem er Gefild und Stadt, Vorwelt und gegenwärtiges Treiben, Gebirg und Meer in den bedeutendsten Erscheinungen genossen, an allen Ständen vorübergegangen und vorübergehender Neigung Süßes und Trauriges empfunden, sich bange nach einem festern Punkt umblickt, den er in einem Besuchsaufenthalt bei einem Verwandten in einer Landstadt findet. Hier wollte ich die Ge-

schichte einer Liebe zu der Tochter des bürgerlichen Verwandten mit dem vollendeten Gemälde einer Landstadt verbinden. Das Verhältnis mit Annchen fängt heiter und tändelnd an, gestaltet sich ernster und feuriger und wird zuletzt durch lieblose Einwirkung der Außenwelt schmerzlich zerrissen. Ich glaube, dies Gemälde ist mir wahr geraten, und ich weiß warum. Den verlassen Herumirrenden nimmt gegen den Winter die Hauptstadt auf. Hier wollte ich das Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft mit dem Gemälde eines größeren Stadtlebens verbinden. Nachdem er auch hier aus Wissenschaft und Leben zuletzt doch wieder gequält und unbefriedigt entlassen worden ist, findet er endlich auf neuen Wanderungen die beiden trefflichen Menschen, deren Neigung er durch innern Wert gewinnt, die ihn mit sich auf ihr Besitztum nehmen und in deren Verbindung er, sich selbst gewinnend, sein höheres Leben beginnt. Diesen letzten Abschnitt, der die Hauptarbeit ausmacht, habe ich gegenwärtig angefangen und werde solange ununterbrochen darin fortfahren, bis das Ganze vollendet vor mir liegt. Erst dann, nachdem ich auf diese Art mich selber aus dem Wege geräumt, werde ich zu objektivern Kunstwerken fortschreiten können.

Beiliegende Gedichte sind das letztvergangene halbe Jahr neben dieser Arbeit entstanden. Viele Stoffe dazu lagen schon längst da, aber ich hatte damals noch nicht die nötige Kraft und Klarheit, ein Gefühltes zu vollenden; ich meinte, ich vermöchte es in Reim und Rhythmus nicht ganz echt wiederzugeben, und schrieb die Gedanken dazu in Prosa nieder. Erst nach und nach fing ich an, den Stoff im Kunsttakt zu begreifen, nur im Ganzen das Bild des Gefühls zu suchen und wieder zu empfinden. Die Lust zu Rhythmus und Reim wächst in mir von Tag zu Tage, und ich bekomme gewaltigen Respekt vor der Tiefe und ewigen Bedeutung der überlieferten Kunstformen. Doch glaube ich nicht, daß ich mich ganz von der Prosa lossagen werde, die sich so sehr in unsre Zeit eingenistet; aber um so mehr habe ich zu sorgen, daß der Rhythmus, als die eigentliche Form für dichterische Werke, von der Prosa nicht erdrückt werde.

Was in der letzten Zeit Ihre in den 'Propyläen', in 'Kunst und Altertum' ausgesprochenen Kunstansichten auf mich gewirkt

haben, ist unsäglich. Sie ergriffen mich deswegen so ganz und gar, weil sich eben in mir eine Sehnsucht nach dem zu regen begann, was hier klar begründet ist. Und gewiß, wenn auch diese erhabenen Ansichten der herrlichsten Geister auf den unstrebenden Sinn weniger Wirkung haben können, weil der Mensch einmal das nicht zu begreifen und zu würdigen vermag, was mit seinem Sehnen in keinem Verhältnis steht, so fördern sie doch den strebenden unendlich, der sie, selbsttätig, organisch mit sich verbindet und so das geistig-rasch erreicht, wozu ihn außerdem erst langwierige Erfahrungen führen würden. Ich benütze hier die Gelegenheit, Ew. Exzellenz für dieses wie für alles andere unendliche Gute, was mir aus Ihren Werken entgegengekommen ist, meinen innigsten, herzlichsten Dank auszudrücken. Und sollten Sie auch über den Jüngling lächeln, ich kann mich nicht enthalten, dabei auszusprechen, daß alle meine Kräfte in unwiderstehlichem Triebe darnach ringen, auf dem Wege fortzufahren, den Sie uns allen so herrlich, so unerreichbar vorangegangen sind. Es würde mir wehe tun, wenn das für Unbescheidenheit angesehen würde, was ein wahrhaftiger Trieb, ein Drang in mir ist, für den ich nicht kann, der nichts nach mir fragt. Ich sehe es, es wird eine Zeit kommen, die eigentlich in Ihnen schon vorgezeichnet ist. Da unsre Bildung auf einer historischen Basis ruht, da uns alle Zeiten und Völker geöffnet sind, alle ihre Schätze auf uns einströmen, so wird es die Aufgabe des Dichters sein, der ja immer die echte Bildung seiner Zeit widerstrahlte, den Geist aller Zeiten und Völker zu fassen, ihn in verschiedenen, einander ergänzenden Kunstwerken auszudrücken, und es wird unsre erhabne Eigentümlichkeit sein, die Eigentümlichkeiten aller Zeiten und Völker, freilich einzeln vollendet nebeneinander gestellt, zu einem großen, die ganze Welt widerstrahlenden Ganzen zu vereinigen. Dadurch wird aber die Kunst nicht verlieren, sie wird gewinnen. Nur dadurch, daß alle Kunsterscheinungen lebendig nebeneinander gestellt werden, kann man den einzelnen ihre festen Plätze anweisen und das Höchste, Göttlichste erkennen, das über ihnen allen ruht. Ich fühle es tief in mir: das ist unsre Bestimmung, und nur dadurch kommen wir weiter. Aber das ist ja schon alles in

Ihnen zur Wahrheit geworden. Leuchten uns nicht aus Ihren Schöpfungen alle Haupterscheinungen nicht nur des Menschen und der Nation, sondern der ganzen geschichtlichen Menschheit entgegen? Erscheint hier nicht das Ausgezeichnete aller Zeiten, zu den tiefsten Betrachtungen führend, sinnvoll nebeneinander gestellt? Von dieser Seite muß man Ihre Schöpfungen ansehen, um Ihre ganze Größe zu fühlen, und ich gestehe es Ew. Exzellenz: es ist mir, wenn ich alles, was Sie fortschreitend geleistet, an mir vorübergeführt, wenn ich die Totalität Ihrer Hervorbringungen als ein unendlich großes, sich selbst erklärendes und vertiefendes Kunstganzes betrachtet habe, allemal ein verehrender Schauder durch den Leib gegangen. Ich weiß, daß Sie diese Worte nicht als leere Schmeichelei achten und verachten werden, ich weiß, daß die tiefgefühlte, aus mir von selbst hervorgegangene Wahrheit von dem stets wahrhaftigen Geiste wieder als echt gefühlt werden wird. So wird denn die Jugend auf Ihrem herrlichen Wege fortgehen, der Kern des Volkes wird von dieser Idee ergriffen werden, und Deutschland, das als ein echt dichterisches Volk so schön auch [wie] alle andre sein kann, wird der Mittelpunkt einer die Eigentümlichkeiten aller Zeiten sinnvoll und rein widerstrahlenden Poesie sein. — Sie aber werden der Erste und Höchste sein, der dieses neue Leben begründet!

Der Jüngling hat nun seinem Verlangen nachgegeben, hat Ew. Exzellenz mit dem belästigt, was ihm auf dem Herzen lag, und nun fühlt er sich erst recht gedrängt, Verzeihung für die Sünde zu erbitten, die er doch nicht unterlassen konnte. Möchten Sie diese Worte, so sehr man ihnen die jugendliche Quelle ansieht, dennoch als ehrliche und herzliche freundlich gelten lassen, und möchten Sie sich in einer unbeschäftigten Stunde erinnern, daß ein Wörtchen von Ihnen eine einsame, hoffende Seele so über alles glücklich machen könnte!

Ew. Exzellenz

tiefster und innigster Verehrer

M. Meyr, stud. philos.

München, den 5. Januar 1832.

Bei Nannette Veitl, Nr. 301, 2. St.,

in der Neuen Pferdstraße.

Wenige Wochen vor seinem Tode hat Goethe den vorstehenden Brief erhalten. Sein Tagebuch sagt am 11. Januar 1832: „Sendung eines jungen Dichters Meyr aus München."

Von jeher ist Goethe gewohnt gewesen, daß ihm kunstbegeisterte Jünglinge, schüchterne und selbstbewußte, Dichterlinge und Dichter, ihre poetischen Versuche zur Prüfung vorgelegt haben; tastende, suchende, irrende Seelen haben immer wieder vertrauensvoll den Gang ihrer Entwicklung, ihre Hoffnungen und Zweifel, ihre Pläne und Enttäuschungen vor ihm ausgebreitet. Als er den Brief des Studenten Meyr liest, da ist vielleicht in seiner Erinnerung die Gestalt jenes Plessing lebendig geworden, der sich im Jahre 1776 mit einem langen Schreiben an ihn gewandt hatte; der äußeren und inneren Ähnlichkeiten sind viele: eine geübte, leserliche Handschrift, ein fließender Stil, eine ungewöhnliche Neigung zur Selbstbeobachtung, ein starker Hang zu philosophischer Welt- und Lebensbetrachtung. Und daneben welch ein Unterschied! Damals die Offenbarung eines menschenfeindlichen, verdüsterten Gemütes, das sich in eigensinniger Selbstquälerei verstockte, heute die zutrauliche Annäherung eines teilnehmenden, wirklichkeitsfrohen Herzens, das, von Daseinslust und Schaffensdrang geschwellt, Kunst und Natur mit gleicher Liebe umfaßt. Und wenn denn nun die beiden Jünglinge, die durch zwei Menschenalter voneinander getrennt sind, als Vertreter ihrer Zeit- und Gesinnungsgenossen gelten dürfen, so mag sich Goethe sagen, daß die tiefe Wandlung, die in ihnen zutage tritt, nicht zuletzt das Ergebnis der eigenen Lebensarbeit ist, die in unermüdlichem Anstieg aus dem Wirrsal des Sturmes und Dranges zu der Klarheit idealer Weltabspiegelung fortgeschritten ist, von dem lebensuntüchtigen Werther, der vor Zeiten dem grübelnden Plessing zum Verhängnis geworden, hinauf zu dem immer strebend sich bemühenden Faust; an sein Faustgedicht legt Goethe eben die letzte Hand, da er sich mit Meyrs Brief beschäftigt. Aus Plessings und Meyrs Briefen konnte der Dichter erkennen, wie sich sein Bild im Geiste empfänglicher Jugend abspiegelte.

Unser Brief bedarf nur geringer Ergänzung. Am 28. Juni 1810 ist Melchior Meyr geboren worden; seine Heimat ist das

Ries, jene fruchtbare bairisch-schwäbische Landschaft, die, der Boden eines vorzeitlichen Sees zwischen Fränkischem und Schwäbischem Jura, die alten Reichsstädte Nördlingen und Öttingen umgibt. In seinen Mitteilungen übergeht der bekenntnisfrohe Jüngling kaum etwas, was ein Licht auf die Geschichte seines Geistes werfen könnte; er hätte allenfalls unter den Männern, denen er in München als Student nahegetreten ist, außer dem Philosophen Schelling und dem Philologen und Philhellenen Friedrich Thiersch (1784—1860) den Botaniker Karl Schimper (1803—1867) nennen sollen, den Begründer der Blattstellungslehre, diesen Sonderling und eigenwillig-geistvollen Denker, der, ein reimgewandter Dichter und Wortkünstler in Sestinen, Trioletten, Sicilianen, Sonetten und Ghaselen nach Rückerts Art, auch die Volksform der „Leberreime“ mit den Früchten witzig-boshafter Weltbetrachtung gefüllt hat ('Gedichte', Erlangen 1840, S. 331—344); an Meyr hat er in klassischen Anapästen ein Scherzgedicht gerichtet (ebenda S. 287). Aber sonst vergißt wohl Meyr nichts: er erwähnt ebenso die Ferienarbeit des fünfzehnjährigen Ansbacher Gymnasiasten, die er stolz 'Erklärung des Goethischen Faust' genannt hatte, wie die große Dichtung, mit der er eben jetzt beschäftigt ist, einen Roman in Briefen, 'Edmunds Wanderungen' genannt, in dem er einen Dichter zeichnen will, der, von leidenschaftlicher Liebe zur Natur ausgehend, in folgerechter Durcherlebung aller Neigungen und Verhältnisse zu seinen Idealen emporsteigt; er hat später die Handschrift des fertigen dreibändigen Werkes den Flammen übergeben. Eben dieses Werk, dessen Held ein mit Werther und Faust nah verwandter Wilhelm Meister gewesen zu sein scheint, mag Goethes Aufmerksamkeit erregt haben; er hätte schon im Titel seine 'Wanderjahre' nachwirken sehen dürfen. Vor allem verbreitet sich Meyr über sein Verhältnis zu dem bewunderten Goethe; dabei verschweigt er nicht seine Meinung, daß auch von Goethe eine Menge dichterischer Züge des wirklichen Lebens noch nicht zur Darstellung gebracht worden seien, Züge poetisch gesehener Realität, die in Heimatboden und Volkstum wurzeln. Hier hofft der zukunftsichere Schüler über den Meister hinauszukommen.

Es konnte nicht fehlen, daß, wenn auch nicht die beigelegte handschriftliche Gedichtsammlung, so doch der offenherzige Brief, den Meyr, wie er später erzählt hat, „in einer Art von heroischem Taumel" geschrieben, auf den Empfänger großen Eindruck machte; wir entnehmen das aus einem Tagebucheintrag vom 20. Januar 1832: „Der Sendung des jungen Meyr von München vor der Absendung noch billige Aufmerksamkeit gegönnt." Die rückhaltlose Aufrichtigkeit der Erzählung, die jugendliche Hinwendung auf die lebendige Fülle der Wirklichkeit, die Achtung vor der Kunst im allgemeinen und die Wertschätzung gebundener Form im besonderen, das Bekenntnis zur Bildungskraft der Antike, die ethische Verklärung ästhetischer Begriffe, die harmonische Kultur des geistigen und natürlichen Daseins unter Vorherrschaft des Geistes, das alles mußte sein Wohlgefallen erregen. Schon die Namen der von ihm gewählten akademischen Führer konnten für den strebsamen Studenten einnehmen; wodurch aber Goethe besonders bewegt worden sein wird, das sind die merkwürdigen Gedanken Meyrs über die Zusammenfassung einer zukünftigen Weltliteratur im Rahmen des deutschen Schrifttums: solchen Träumen hatte Goethe selbst in den letzten Jahren immer wieder nachgehangen. So fühlt er, der sich sonst wohl bei den unerbetenen Sendungen junger Schriftsteller mit wortkarger Ablehnung begnügte (eben jetzt findet Wilh. Aug. Boden kühle Zurückweisung), zu eingehender Antwort aufgerufen. Was er, die Gedichte zurücksendend, entgegnet hat, ist bekannt[1]); doch sollen die wenigen Seiten hier nicht vermißt werden.

---

[1]) Die 'Wohlgemeinte Erwiderung' vom 19. Januar 1832 ist von den Weimarischen Kunstfreunden in dem nach Goethes Tode herausgegebenen letzten Hefte von 'Kunst und Altertum' unter der Überschrift: 'Für junge Dichter' gedruckt worden und so auch im 45. Bande der 'Ausgabe letzter Hand' (Bd. 5 des Nachlasses) (Werke 41 II, 375—378), das vom 22. Januar datierte persönliche Begleitschreiben in dem Buche: 'Melchior Meyr. Biographisches. Briefe. Gedichte. Aus seinem Nachlasse und aus der Erinnerung herausgegeben von Max Graf von Bothmer und Moriz Carriere', Leipzig, Brockhaus, 1874, S. 13 (zusammen mit der 'Wohlgemeinten Erwiderung' Weimarer Ausgabe, Briefe 49, 212—216).

Goethe an Melchior Meyr.

Wohlgemeinte Erwiderung.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurteilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug sein würde. Im allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier auszusprechen.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst gewissermaßen deutlich wird, [sich] alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urteile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit auszusprechen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngeren einzusehen, daß hiedurch im höhern Sinne noch wenig getan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles, was im Innern vorgeht, alles, was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen sein und manches auf einem so hohen Grad, daß es so tief als klar und so sicher als anmutig ausgesprochen ist. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die grenzenlose Natur so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Wert nicht verkennen dürfen und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierinne liegt aber gerade das Bedenkliche: denn viele, die auf demselben Wege gehn, werden sich zusammen gesellen und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmut, Invektiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und die heitere Gesellschaft vereinzelt und zerstreut sich in misanthropische Eremiten.

Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht! Wenn wir beim Eintritt in das tätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Märchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahrszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt und um sich her recht emsig forscht, wo er irgendein Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit findet.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen, dort das hoffnungsvolle Werden im Keim begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwicklung sich freuen, und so sei mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimwort zu schließen:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Weimar, den 19. Januar 1832. J. W. v. Goethe.

Außer beiliegendem Allgemeinen wäre dem Verfasser hier zurückkommender Gedichte vielleicht folgendes angenehm und nützlich.

Man muß ihm zugestehen, er habe kindlich-jugendliche,

menschlich-allgemeine, ländlich-einfache Stoffe, wie sie ihm vorlagen, wie sie in ihm sich bildeten, treu, mit Leichtigkeit und Anmut behandelt. Gewährt ihm die Folgezeit derberen Gehalt und weiß er denselben auf gleichmäßig-gehörige Weise zu benutzen, so ist kein Zweifel, daß er auch im erhöhten Kreise sich glücklich bewegen werde. Seine prosaischen Eröffnungen geben dazu eine willkommene Aussicht, veranlassen aber jedoch zugleich ein gewisses Bedenken, indem das als Zweck angedeutet steht, was eigentlich als Erfolg erwartet werden sollte. Doch wird sich der junge mutige Mann aus diesen Gefahren selbst herausfinden.

Und so fortan!

Weimar, den 22. Januar 1832. J. W. v. Goethe.

Es sind nicht mehr viele Briefe, die Goethe noch abzusenden hat. Wenn die Monatszahl des Zweiundzwanzigsten zum zweitenmal wiederkehren wird, wird sie den Todestag des Dichters bezeichnen. Es ist sein ästhetisches Testament, das Goethe, der Vollendete, hier in die Hand des fremden Jüngers legt, der Inbegriff literarischer Erfahrungen eines langen Lebens. Goethe warnt vor dem jugendlich-romantischen Subjektivismus, der mit flüchtigen Wunschbildern die unerbittliche Wirklichkeit der Dinge zudeckt, vor der Selbstbespiegelung, in der das eigene Ich, das doch nur erst im Fortgang des tätigen Lebens über sein Wesen und Ziel ins Klare kommen kann, zum Gegenstand voreilender Beschauung gemacht wird.

In dem Vierzeiler, mit dem die 'Wohlgemeinte Erwiderung' schließt, gibt Goethe mit epigrammatischer Eindringlichkeit seiner ästhetischen Weisheit letzten Schluß: die Ablehnung berufsmäßigen Literatentums. Vor wenigen Jahren (1826) hatte Platen in der ersten Parabase der 'Verhängnisvollen Gabel' eine andere Losung ausgegeben:

Keiner gehe, wenn er einen Lorber tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon.

Franz Grillparzer ist anderer Meinung. Eingespannt in die Fron eines untergeordneten Amtes, ruft er gleichwohl, fast mit Goethes Worten, dem Musenzögling zu:

Poesie sei dein Begleiter,
Aber nur dein Leiter nie:
Was gemessen, führt sie weiter,
Und was maßlos, adelt sie.

Und so auch Goethe. Er, der es sich selbst in „strenger Dienste täglicher Bewahrung" hat redlich sauer werden lassen, weiß, daß das leichte Schiff des Poeten den heilsamen Ballast bürgerlicher Verpflichtung nötig hat, wenn es sichern Kurs steuern will zu jenen fabelhaften Küsten, deren Schätze der Heimat zugute kommen sollen.

Eigener Beachtung ist es wert, wie merkwürdig die 'Wohlgemeinte Erwiderung' mit jener Besprechung zusammenklingt, die vor langen Zeiten, im Frühling 1804, Goethe den Gedichten des Johann Heinrich Voß gewidmet hat (Werke 40, 263—283): das ist derselbe gehoben-feierliche Ton, dieselbe Betrachtung über des Dichters Pflicht, jeder Jahreszeit ihr Recht angedeihen zu lassen, dieselbe Klage über die Flüchtigkeit jugendlicher Hoffnungen und jugendlicher Freundschaft.

Es sind sibyllinische Blätter, nicht leicht zu verstehen, in denen sich des Alten mahnende Weisheit mehr verhüllt als offenbart; wie der Neuling sie aufgenommen hat, zeigt seine Antwort.

Melchior Meyr an Goethe.

Hochwohlgeborner,
Hochverehrtester Herr Geheimerrat!

Obgleich ich fürchten muß, Ew. Exzellenz nochmals lästig zu werden, so ist es mir doch unmöglich, meinen wärmsten Dank für Ihre gütigste Herablassung zurückzuhalten.

Ich habe mich, als die dichterischen Versuche an Ew. Exzellenz abgesendet waren, zu wiederholtenmalen mit mancherlei Vorwürfen gequält, daß ich es wagen konnte, Ew. Exzellenz Aufmerksamkeit für die Produkte eines unbekannten Menschen in Anspruch zu nehmen. Stellen in meinem Briefe, deren ich mich gerade erinnerte, kamen mir unbescheiden, einbilderisch vor, und es half wenig, daß ich mich zu überreden suchte, die Jugend habe

leider meist nur die Wahl, entweder nichts zu sagen oder etwas Halbwahres, Ungegründetes, Überspanntes, was dem vollendeten Geist sogar als Anmaßendes vorkommen kann. Da fürchtete ich nun sehr, daß Ew. Exzellenz die Sendung mißfallen, daß Sie mich keiner Erwiderung wert halten würden. — Und jetzt seh' ich mich dennoch einer wohlwollenden Antwort gewürdigt, sehe meine Versuche mit günstigern Augen angeschaut, als ich mich zu hoffen erkühnt, sehe mir den gütigsten Rat erteilt, der mich mein Leben fester ins Auge fassen, bestimmter angreifen heißt und der gewiß den größten Einfluß auf dasselbe haben wird. Ich las die ernsten und freundlichen Worte wieder und wieder, und immer ruhte mein Auge mit Entzücken lange auf den Zügen der teuersten Hand, und mein Herz fühlte sich von der innigsten, reinsten Dankbarkeit durchdrungen. So wohl mir aber das beigefügte Besondere über meine Versuche tat, so forderte mich das Allgemeine zum tiefsten, angestrengtesten Nachdenken auf. Es ist eine Eigenheit meiner Natur, daß mich ein Gegenwärtiges immer gewaltig alleinig faßt, weshalb ich so oft von einem Extrem zum andern geworfen werde. So ist's mit schwachen wie mit starken Empfindungen. Hier wurde bei wiederholtem Lesen meine innerste Kraft aufgeregt. Ich unterwarf mein Leben einer scharfen Prüfung; ich fühlte, daß ich bisher der Süßigkeit des poetischen Treibens zu sehr nachgegeben und, obgleich ich mich in mannigfacher Hinsicht mit Wissenschaften aller Art beschäftigte, doch auf die Dauer immer die ernste Trockenheit scheute, es bei Naschereien stehen ließ und wieder zu meinen Lieblingsbeschäftigungen zurückkehrte. Ich empfand es tief, daß dies so nicht fortgehen dürfe, daß ich männlich in Wissenschaft und Leben fortarbeiten müsse, um die Erfahrungen zu machen, welche allein für fernere Dichtungen einen würdigen Stoff bildeten, und der Entschluß stand in mir fest, hierin alle hemmende Sentimentalität zu überwinden und kräftig und beharrlich den ernsteren Forderungen zu folgen. Dabei überredete ich mich, daß es jetzt, nachdem ich mich gehörig mit mir selber abgegeben, gerade recht an der Zeit sei, mich in die Welt außer mir zu werfen, die mir jetzt meine Eigentümlichkeit nimmer rauben, die mich nur mehr bereichern kann, und so über-

ließ ich mich einem frohen, stürmischen Drang von Gedanken und Planen.

Ich habe jetzt all das in mir vergären lassen, und nun in der Ruhe steht der Entschluß ebenso fest in mir als in der Aufregung. Gewiß darf ich mich auch der frohen Hoffnung hingeben, daß mein Handeln nicht hinter ihm zurückbleiben werde, da es mich rastlos immer vorwärts treibt und da einem in zunehmenden Jahren das Ernstere, Strengere so wert wird, als einem in frühern das Süße und Weiche war.

Was nun den schädlichen Einfluß kränklicher, trüber Empfindungen betrifft, so glaube ich mich hierin doch auch beruhigen zu können. Vor einem Jahre, wo mir Magen- und Unterleibsleiden sehr große Beschwerlichkeiten und Sorgen verursachten, so daß ich alle möglichen hypochondrischen Empfindungen durchmachte, hatte ich freilich im allgemeinen kränklichen, düstern Betrachtungen allzusehr nachgegeben; doch habe ich mich selbst da durch Studien und Arbeiten stets auch wieder zu kräftigen gerettet. Nun hat sich mit meinem Körper auch mein Geist, und zwar in höherm Grade, gestärkt und gebessert, sodaß mich weder Rückfälle meiner Beschwerden noch sorgenvolle Briefe meines Vaters, der leider vor kurzem einen nachteiligen und riskierten Gütertausch gemacht hat, mehr niederzudrücken vermögen; es ist im Gegenteil mein Sinnen und Denken kräftig drauf gerichtet, meine Eltern jetzt durch tröstende Vorstellungen, später durch tätige Hilfe zu beruhigen.

Zu einem heitern und mutigen Bestreben aber trägt gegenwärtig vorzüglich die Freundschaft eines in jeder Hinsicht vortrefflichen Mannes bei, die ich erst in neuster Zeit entschiedener gewann. Es ist dies Dr. Schimper, den Braun in der Vorrede zu seinem Versuch über die Tannenzapfen als seinen Lehrer anführt und der, seit seinen Jünglingsjahren die Natur mit unablässigem Eifer, mit dem treusten Auge studierend, in der Botanik gewiß etwas ganz Außerordentliches geleistet hat. Schon am Anfang des letzten Sommersemesters wurde ich auf Empfehlung eines meiner Freunde bei seinen Privatvorträgen über Blattstellung zugelassen, und obgleich ich im Botanischen fast noch ganz unerfahren war, so fühlte ich doch die gänzlich der

Natur getreue und höchst geistreiche Behandlung mit Bewunderung. Am Anfange des Wintersemesters trug er uns „Metamorphose der Pflanzen“ vor, und gegenwärtig diktiert er uns „von den Sprossen“. Da er nun oft mit uns spazieren ging oder Gasthäuser besuchte, so wurde ich bald bekannter mit ihm.

Ich rückte im Gespräch, ohne jedoch meine besondern Bestrebungen anzugeben, mit meinen Ansichten und Erfahrungen derb und offenherzig heraus und erregte seine Teilnahme. Weil sich aber in ihm selbst früh eine Neigung zur Poesie entwickelt hatte und er sowohl scherzhafte Einfälle als auch seine tiefsten Ideen, die er auf botanisch-philosophischem Wege gewann, in das reizende Gewand der Dichtung zu kleiden liebte, so führten uns Unterhaltungen über Dichtkunst, und was in dieses Feld einschlug, noch näher zusammen; ich getraute mir jedoch, obgleich ich mir das Ansehen gab, als hätte ich in diesem Punkt schon viele innere Erfahrungen, noch nichts von meinen Arbeiten mitzuteilen, weil ich früher durch solche Mitteilungen an Kameraden nur Verdrießliches erworben hatte. Da verlangte er einmal selbst Gedichte von mir zu sehen, deren ich doch wohl schon gemacht haben müßte. Ich hätte nun wahrscheinlich auch da noch gezaudert, wenn ich nicht gerade vorher die Kühnheit gehabt hätte, an Ew. Exzellenz meine Gedichte abzusenden; nach diesem höchsten Wagnis aber schien mir das gegenwärtige nur gering, und ich las ihm am folgenden Tag die passendsten aus meiner Sammlung vor, in denen zwar sein scharfer, rascher, reiner Blick sogleich etwaige Lücken oder ungehörige Ausdrücke entdeckte, von denen er aber doch gestand, daß sie echtgefühlt wären und daß sie ihm eine rechte Freude machten. Jetzt waren wir völlig vertraut geworden. Unsre Gespräche, woran ein alter Freund von mir, der sich der Naturwissenschaft gewidmet, ebenso tätigen Anteil nahm, wurden immer herzlicher, innerlicher und besonders deswegen so unendlich interessant, weil Schimper auf eine bewundernswürdige Art zu unsern und seinen durch innere, geistige Erfahrung erworbenen Ansichten stets sinnlich-anschauliche Beispiele aus der Geschichte des Pflanzenlebens anzuführen wußte, wo er sowohl die wunderlichsten als aber auch die reinsten

und höchsten seelischen und geistigen Ereignisse und Zustände nicht hinein-, sondern herausgeschaut hat.

Darf ich's nun Ew. Exzellenz gestehen, daß ich in diesem Kreise, freilich ohne den Namen zu nennen, Ihre erhabenen Worte bekannt gemacht habe und daß sie uns Stoff zu tiefem Nachdenken und den mannigfaltigsten Unterhaltungen gegeben? Ich kann es sagen, daß diese Worte in gesellschaftlichen Gesprächen und in einsamen Betrachtungen immer neue Gedanken in mir aufregten. Zu ihnen gesellte sich noch eine, freilich bei Gelegenheit ausgezeichneter Männer ausgesprochne, aber dennoch verwandte Stelle in 'Dichtung und Wahrheit', wo es heißt: „daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und kümmerlich genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußern Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für seinen Wachstum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann", und beide Aussprüche fordern mich nun vereint zum Nachdenken auf. Aber was ich mir auch dabei denke und so wichtig mir dies erscheinen mag, so bin ich doch überzeugt, daß ich die Wahrheit dieser Worte immer tiefer fühlen werde, je mehr ich selber vorschreite, und so sollen sie mir auf allen meinen Wegen zum Begleiter, zum Führer dienen.

Erlauben mir Ew. Exzellenz nur noch eine Bemerkung in bezug auf die Stelle Ihrer gütigsten Erwiderung, wo Sie sagen: daß die prosaischen Eröffnungen ein gewisses Bedenken veranlassen, indem das als Zweck angedeutet steht, was eigentlich als Erfolg erwartet werden sollte. Ich glaube, daß Sie hier unter dem angegebnen Zweck eine Prophezeiungs-Idee verstehen, die in der letztern Zeit in mir aufgestiegen und die sich so in meinen Brief mit eingeschlichen hat. Ich sehe es wohl ein (freilich erst entschiedener, nachdem ich von Ihnen darauf aufmerksam gemacht worden bin), daß sich in dieser Hinsicht einen Zweck vorsetzen ebensoviel wäre, als seine spätern Jahre zu Sklaven seiner frühern machen, und daß solche vorgesetzte Produkte nur gehaltlose Machwerke würden, da allein die Erzeugnisse, welche aus einer durch treues und liebevolles Bestreben errungnen Erfahrung hervorgehen, echte Gewächse sind. Ich werde auch jetzt, wie früher, immer nur meiner Liebe, meiner

lebendigen Erfahrung folgen und nie mein Tun nach einem jugendlich vorgesetzten Ideal regeln, das die reiferen Jahre von den unreifen abhängig machte und verhinderte, zu der echten, kernhaften Wahrheit zu gelangen.

Möchten es Ew. Exzellenz mir nur verzeihen, daß ich in das Schreiben, das eigentlich nur von dem wärmsten Danke für Ihre Güte voll sein sollte, diese Entschuldigungen eingeflochten habe; allein man möchte so gern vor jedermann im günstigsten Lichte erscheinen, und nun erst vor Ihnen!

Indem ich zum Schluß meines Schreibens gelange und noch einmal bedenke, welche gütige, in solchen Verhältnissen nie genug zu schätzende Herablassung mir dazu Gelegenheit gab, so fühl' ich mich mehr als je von der innigsten Dankbarkeit bewegt.

Möge es den edelsten Geist nie reuen, daß Er einem jungen Menschen einen Teil seiner kostbaren Zeit gewidmet! Er hat ihm durch diese höchste Gunst nicht nur gegenwärtig die größte Wohltat erzeigt, sondern Er hat ihm auch den Weg angedeutet, auf welchem er sich derselben in der Zukunft wahrhaft würdig machen kann, und wenn dem Jüngling vielleicht dereinst diesem höchsten Ziele nahezukommen möglich wird, so hat Seine Güte den schönsten Anteil daran. Drum wird die innigste Dankbarkeit nie in dem Herzen des Jünglings erlöschen und ihn fortwährend anspornen zu kräftigem, unermüdlichem Streben, damit er dereinst durch die Tat zeige, daß er sich mit Recht nannte

Ew. Exzellenz

wärmsten und aufrichtigsten Verehrer

M. Meyr.

München, den 20. Februar 1832.

Auch dieser Brief verlangt nach keiner Erläuterung; die aus 'Dichtung und Wahrheit' angeführte Stelle findet sich im 10. Buche (Werke 27, 301). Nur eines ist noch zu bemerken: das Rätselwort, daß in Meyrs „prosaischen Eröffnungen" „das als Zweck angedeutet stehe, was eigentlich als Erfolg erwartet werden solle", ist von dem jungen Manne mißverstanden worden. Was Goethe meint, ist offensichtlich die Warnung, allzu früh in Betrachtung der eigenen Entwicklungsstufen zu

versinken, allzu bald sich selbst historisch zu werden und sich die Erkenntnis seiner selbst, die doch erst als Erfolg eines in Handeln und Dulden bewährten Lebens hervortreten kann, als bewußten Zweck vorzusetzen. Durch solche frühzeitige Selbstbeobachtung, meint Goethe, büßt der Dichter jene instinktmäßige Sicherheit ein, die des wahren Schaffens ergiebigste Quelle ist. Und wie also Meyr in dieser Beziehung die Mahnung des Meisters nicht erfaßt hat, so hat er auch den Sinn des schließenden Vierzeilers, der dem Musenzögling einen bürgerlichen Beruf anempfiehlt, nur unvollkommen befolgt. Zwar hat er nicht gezaudert, diesem weisen Rate praktischer Weltklugheit zunächst zu folgen, und hat das Studium der „schönen Wissenschaften" mit dem der Jurisprudenz vertauscht. Jedoch nicht, um bei ihm zu verharren; auch die Absicht, eine Universitätsprofessur für Ästhetik und Literaturgeschichte anzustreben, ist nicht verwirklicht worden, vielmehr hat Meyr, Goethes Worten zuwider, in Berlin länger als ein Jahrzehnt (1840—1852) und dann in München das amtlose Leben eines freien Schriftstellers geführt, der seine fleißige und geschickte Feder in zahlreichen Aufsätzen, Rezensionen, Korrespondenzartikeln bewährt hat. So denken wir denn eines andern Goethischen Spruches:

> Die holden jungen Geister
> Sind alle von einem Schlag,
> Sie nennen mich ihren Meister!
> Und gehn der Nase nach.

Meyrs idealer Sinn ist bei seinen Tagesarbeiten nicht stehen geblieben, er hat Gedichte verfaßt, Dramen, Novellen, Romane. Vor allem aber hat er, ebenso sehr zur Philosophie wie zur Dichtung gezogen, eine religiöse Natur mit mystisch-theosophischer Neigung, seine Spekulationen in philosophischen Werken niedergelegt, die im Sinne Jakob Böhmes das Weltall als eine Selbstentfaltung der freien Gottheit darstellen wollen: in einer Stufenleiter zahlloser Emanationen senkt sich die Gottheit zum Menschen hernieder, steigt der Mensch zur Gottheit empor. Seine philosophischen Bücher, von denen er in den stummen Selbstgesprächen seines Tagebuchs mit fast krankhaftem Selbstgefühl redet — 'Gott und sein Reich' (1860) ist das bedeutendste unter ihnen —,

sind ohne sonderliche Wirkung vorübergegangen, seine Gedichte, die er bewußtermaßen zur „Poesie des Geistes“ ausgestaltete, sind bei aller Mannigfaltigkeit der Töne und aller Fülle der Gedanken verschollen, seine geschichtlichen Dramen und Lustspiele sind bald von der Bühne verschwunden; nur in seinen Novellen lebt Meyr weiter als der Verfasser der ausgezeichneten ‘Erzählungen aus dem Ries’, in denen er in lebensvoller Darstellung das Bauernleben seiner Heimat schildert; eine frühe Dichtung dieser Art: ‘Wilhelm und Rosina’, 1835 erschienen, ist trotz ihrem hexametrischen Gewande als die erste neuzeitliche deutsche Dorfgeschichte zu bezeichnen. Seiner Goetheverehrung ist Meyr treu geblieben: noch im Jahre 1862, ein volles Menschenalter nach jenem ersten Briefe, hat er dem Berater seiner Jugend zum Geburtstag ein langes Gedicht in formvollendeten Stanzen gewidmet. Er ist gestorben am 22. April 1871.

„Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne"

Ein kleiner Fund im Goethejahr

Von Eduard von Welz (München)

Zu Goethes Verehrern in Rußland zählte der Kurator der Petersburger Universität, Sergius Semenowitsch (später Graf) Uwarow (auch Uwaroff geschrieben) (1785—1855). Der Aufsatz des jungen Russen 'Projet d'une Académie Asiatique' (1810) konnte in Weimar nicht unbeachtet bleiben. Goethe bemerkte darüber (in den 'Tag- und Jahresheften' 1811, Werke 36, 72): „Uwarows Projekt einer Asiatischen Akademie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere Zeit zu wandern ohnedem geneigt war."

Ein paar Jahre darauf, 1817, traf wieder eine Sendung aus Petersburg ein. Diesmal nahm Goethe, nachdem er am 28. März einen Brief an Uwarow gerichtet hatte, öffentlich Stellung zu dessen neuer, ihm selbst gewidmeter Schrift ('Über Kunst und Altertum' I, 3, 64. 65, Werke 41[I], 126. 127): „Die günstige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der Wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrat Uwarow gedenkt in seinem schätzbaren Werke 'Nonnos von Panopolis, der Dichter', St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Teilnehmer gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: 'Die Wiedergeburt der Altertumswissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland stattfinden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer

andern neuern Sprache ausdrücken, und deswegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit, daß ein jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächsten dem Ideenkreise liegt, den er zu betreten im Begriff ist.' Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geistreich-gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beschränkung eines erkältenden Sprachpatriotismus weit erhoben, gleich einem Meister der Tonkunst jedesmal die Register seiner wohlausgestatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutschen diese zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte sich dankbar einprägen und geistreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, sich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge zu bemächtigen!" — Goldene Worte, die heute noch Geltung haben, wo gerade bei uns jene „kümmerliche Beschränkung eines erkältenden Sprachpatriotismus" in den Ansprüchen gewisser Kreise hervortritt, nicht zu unserem Vorteil. Doch dies nur nebenbei.

Uwarows Schrift über Nonnus, wieder gedruckt in den 'Etudes de Philologie et de Critique', 1843, S. 169ff., schließt mit den Worten: „Die Poesie der Griechen ist die merkwürdigste Erscheinung der gesamten Zivilisation, und der Geist der Alten bleibt selbst in seinem Sinken unerreichbar hoch.

Δυόμενός περ ὅμως ἥλιός ἐστιν ἔτι."

Ein höchst geschmackvoller Abschluß, elegant im besten Sinne! Zu deutsch ganz wörtlich: „Im Untergehn gleichwohl die Sonne ist es noch."

Die untergehende Sonne! Bannt sie schon des nüchternsten Menschen Auge, wie muß sie dem Dichter ans Herz greifen! Aus Goethes Dichtung und Prosa alle „Sonnenuntergänge" zusammenzustellen, wäre es nicht eine reizvolle Aufgabe? Wie wäre es mit einer „Monographie des Sonnenunterganges" in der deutschen Dichtung? Und auch auf diese dürfte man sich nicht beschränken. Aber so etwas sollte keiner unternehmen, der nur Philologe ist.

Hier wollen wir nur drei Goethestellen anführen, solche, die in der Stimmung jenem griechischen Vers am nächsten kommen. Schon der Knabe betrachtete vom „Gartenzimmer" im zweiten Stock des Elternhauses den abendlichen Himmel: „... und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen." So erzählt Goethe in 'Dichtung und Wahrheit' (Werke 26, 16). Und auf der Plattform des Straßburger Münsterturmes begrüßte der Student im Kreise seiner Gesellen die scheidende Sonne mit gefüllten Römern (Werke 27, 323).

Im Prometheusfragment von 1773 heißt es V. 118ff. (Werke 39, 200):

> Wie der süße Dämmerschein
> Der weggeschiednen Sonne
> Dort heraufschwimmt
> Vom finstern Kaukasus
> Und meine Seel' umgibt mit Wonneruh,
> Abwesend auch mir immer gegenwärtig, ...

Und schließlich die bekannten Verse aus dem Osterspaziergang ('Faust' V. 1072ff., gedichtet 1801, Werke 14, 56):

> Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
> Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
> O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
> Ihr nach und immer nach zu streben!

Wir dürfen also wohl von einem Lieblingsmotiv des Dichters sprechen. Diese Saite nun wurde durch den griechischen Vers in der letzten Zeile der Uwarowschen Schrift wieder zum Tönen gebracht. Die klassische Form, die straffe Fassung des Gedankens mußte Goethes Wohlgefallen erregen, ja den Produktiven zur Übertragung und, da der Vers als Pentameter nur die zweite Hälfte eines Distichons ist, zur Ergänzung reizen. Das Resultat finden wir in einem Gedicht des Nachlasses (Werke 4, 125):

> Nicht am Morgen allein, noch am Mittag einzig beglückt sie,
> Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.

Wir erstaunen! Aus dem Pentameter ist ein Hexameter geworden, aus dem Distichon ein Paar gleichgeordneter Verse! Warum das? Die Frage muß doch gestellt werden, wenn wir

auch bei dem Versuch einer Antwort uns mit tastenden Vermutungen zu bescheiden haben. Fügte sich der Gedanke im Deutschen dem Pentameter nicht? Wer dürfte das zu entscheiden wagen! Wollte Goethe das Kernwort „Sonne“ am Schluß haben, als Gegengewicht gegen den Beginn „Untergehend“, so daß nun diese zwei Begriffe als Eckpfeiler den Vers umschließen, während sie im griechischen Original jeweils die kraftvolle Basis der das Gleichgewicht haltenden Vershälften bilden? Wahrscheinlich waren überhaupt nicht, oder gewiß nicht ausschließlich, formale Erwägungen der Anlaß zur Änderung. In rationalem Sinne hat natürlich der Dichter solche überhaupt nicht angestellt. Sicherlich hat er zur Konzeption seiner zwei Verse nur einen Bruchteil der Zeit benötigt, den wir auf ihre Untersuchung verwenden. Ohne langes Nachsinnen wird er sie niedergeschrieben haben. Und doch ist jene Frage nicht ganz müßig, wenn wir das Schwergewicht darauf legen, welche innere Wirkung auf Gefühl und Stimmung die Änderung zur Folge hat. Da erkennt man wieder deutlich, daß Versmaß doch eben mehr bedeutet als äußeres Gewand, als formaler Rhythmus, wenigstens beim wahren Dichter. Der Pentameter ist ein über zwei Stufen zum Schluß gelangender Ab- oder auch Aufstieg, mit festem Ruhe- und Endpunkt, was bei dem rhythmischen Charakter der deutschen Sprache vielleicht noch schärfer hervortritt als im Griechischen mit seiner, wenigstens im Ursprung, metrisch-musikalischen Dichtung. Gerade der Eindruck des Abschlusses aber würde hier im Widerspruch stehen zu dem Gedanken- und Stimmungsgehalt, der ganz auf das Unendliche, rastlos Fortwirkende abzielt. Dieser Einstellung kommt nun der Hexameter durchaus entgegen, zumal ein zweiter nach einem ersten. Und noch einen weiteren Vorteil hatte die Umwandlung zur Folge: als Hexameter wurde der Vers, der ja an seiner Stelle dem Dichter als isoliertes Gebilde entgegentrat und gedanklich — so mußte es scheinen! — keiner Ergänzung bedurfte, von der Bindung an seinen Vorgänger frei, konnte sozusagen auf eigenen Füßen stehen, im Gedächtnis haften als in sich fertiges kleines Kunstwerk, ohne das Gefühl des Fragmentarischen hervorzurufen, das der alleinstehende oder allein zitierte

Pentameter notwendig erzeugt. Dem Gedanken nach war ja der von Goethe hinzugedichtete erste Vers kaum erforderlich; seine eigene Änderung beim zweiten machte jenen dann auch formal geradezu entbehrlich. Diese Empfindung wird wohl jeder unbefangene Leser haben. Der zweite Vers packt den Hörer sofort und setzt sich im Gedächtnis fest, der erste entschwindet, wird vergessen. Er war gleichsam nur der Vasall, der uns vor des Königs Thron geleitet hat und nun zurücktritt. Dazu kommt freilich noch etwas und vielleicht das Wichtigste, was die Heraushebung des verwandelten Pentameters so sehr begünstigt: sein tiefer symbolischer Gehalt. Und dieser war es wohl in erster Linie, der den Dichter anzog und zur Übertragung lockte. Kein Wunder, daß er ihm ans Herz wuchs. War doch der Gedanke, wie oben kurz gezeigt worden, ein Lieblingsmotiv Goethes von Jugend auf, und nun gehörte er in der neuen und doch klassischen Fassung dem Lebensschatz an, den des Alternden Weisheit barg. Unverlierbar trug er ihn in sich.

Diese Behauptung mag etwas gewagt erscheinen. Aber wir können sie beweisen. Zweimal noch, und zwar an bedeutsamen Stellen in Goethes Leben (natürlich innerlich bedeutsamen!) leuchtet für den Außenstehenden jener Vers auf von der untergehenden Sonne, die doch immer dieselbe bleibt.

Der Kanzler Friedr. v. Müller berichtet unter dem Datum des 24. März 1824 ('Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller', herausgegeben von C. A. H. Burkhardt): „Viel wurde über die Jubelfeier des Großherzogs [3. September 1825] gesprochen, besonders über die zu schlagende Medaille. Goethes Neigung zum Negieren und seine ungläubige Neutralität traten wieder recht entschieden hervor. 'Eine untergehende Sonne über einem Meere,' sagte er, 'mit der Legende: Auch im Untergehen bleibt sie dieselbe (nach Nonnus), wäre ein für allemal das großartigste Symbol, aber wer wollte dazu raten?'“ Dem Kanzler mußte freilich das Bild der untergehenden Sonne als Huldigung etwas ungeheuerlich erscheinen; daher wohl sein Ausfall gegen den Dichter, obwohl doch jener selbst den Plan als nicht gut ausführbare poetische Phantasie bezeichnet hatte.

Burkhardt sagt in seiner Anmerkung zu dieser Stelle: „Von Nonnus ist der gemeinte Pentameter . . . nicht, sondern er steht . . . [Angabe von Uwarows Schrift und Zitierung ihres oben angeführten Schlusses]. Darauf folgt der Pentameter, von dem Goethe geglaubt haben mag, daß er von Nonnus sei." — Natürlich kann der Vers nicht dem Nonnus entnommen sein, weil er eben ein Pentameter ist und wir von Nonnus nur Hexameter besitzen. Sollte Goethe das wirklich nicht gewußt haben? In seinem eigenen Aufsatz über den 'Phaethon' des Euripides kommt er mehrmals auf Nonnus zu sprechen (Werke 41 II, 32. 44. 245). Hierbei halfen ihm die Philologen Göttling und Riemer. Allerdings war das drei Jahre später. An sich wäre ja nun ein solcher Irrtum Goethes belanglos. Aber können wir hier nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit beim Kanzler eine Verwechslung annehmen? Wie leicht konnte er bei jenem Gespräch zu der Ansicht kommen, Goethe halte den Vers für einen des Nonnus, oder selber den von Goethe nur im Zusammenhang mit Uwarows Schrift über Nonnus mitgeteilten Vers diesem Dichter zuschreiben! In beiden Fällen wäre sein Irrtum verzeihlich; Bekanntschaft mit Nonnus kann man bei einem Kanzler, selbst am Weimarer „Musenhof", nicht wohl verlangen!

Den ergreifendsten Bericht aber von der Bedeutsamkeit unseres Verses liefert wenige Wochen später Eckermann. Sonntag den 2. Mai 1824 hatte ihn Goethe zu einer abendlichen Spazierfahrt eingeladen (Eckermanns 'Gespräche mit Goethe', herausgegeben von H. H. Houben. Leipzig, Brockhaus, 1925, S. 91). Eckermann erzählt:

„Wir waren indeß um das Gehölz, das Webicht, gefahren und bogen in der Nähe von Tiefurt in den Weg nach Weimar zurück, wo wir die untergehende Sonne im Anblick hatten. Goethe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er zu mir die Worte eines Alten:

Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.

'Wenn einer fünf und siebzig Jahre alt ist', fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, 'kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe,

denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.'"

Hierzu lesen wir mit Befremden im Register (S. 853 bei: Untergehend . . .): „Wort des Nonnus von Panopolis; Goethe kannte den Pentameter aus einer Schrift von Uwaroff über diesen griechischen Dichter, 1817." — Daß der Vers von Nonnus stamme, durfte auf keinen Fall behauptet werden! Der Verfasser der Bemerkung im Register hätte Burkhardts oben angeführte Anmerkung benützen sollen. Wir wollen aber, hier zu seinen Gunsten, annehmen, daß sie ihm unbekannt war, da sonst sein Irrtum mit Fahrlässigkeit verbunden wäre. Indessen auch ohne Kenntnis jener Anmerkung durfte der Vers nicht dem Nonnus zugeteilt werden, weil eben dieser keinen Pentameter hinterlassen hat, und als Pentameter wird doch hier im Register der Vers ausdrücklich bezeichnet! Woher wußte das übrigens der Verfasser? Etwa aus der 'Jubiläums-Ausgabe' (2, 300)? Dort wird aber gerade auf Burkhardt verwiesen!

Den Dichter des schönen Verses zu ermitteln, der noch dazu als Sentenz geprägt zu sein scheint, sollte doch nicht allzu schwierig sein. So möchte man meinen, und doch, nach mehr als einem Jahrhundert, im Goethejahr 1932, war die Feststellung noch nicht gelungen. Daß sich niemand um diese Frage bemüht hätte, ist bei der Ausdehnung der Goetheforschung nicht anzunehmen. Gar manchen Gelehrten und Goethefreund wird es verdrossen haben, hier mit der negativen Auskunft abgespeist zu werden: Nicht von Nonnus. So glich der Vers einem heimat- und namenlosen Zigeuner, einem Kaspar Hauser. An sich war die Frage — von einem Problem ist ja hier gar nicht zu sprechen — nicht erschütternd. Eine winzige Lücke nur klaffte, aber doch eine Lücke. Im Goethejahr nun glückte mir der Fund, ein reines Geschenk des Zufalls. Da ich naturgemäß außerstande war, die Priorität der „Entdeckung" nachzuprüfen, wandte ich mich an das Goethe- und Schiller-Archiv als an die berufene Instanz mit der Bitte um Auskunft. Prof. Max Hecker teilte mir bereit-

willigst mit, daß nach seiner Kenntnis die Herkunft des griechischen Verses noch nicht festgestellt sei.[1]) Dies erscheint jetzt, nach der Feststellung, nicht so verwunderlich. Denn dem Germanisten liegt die Fundstelle tatsächlich zu fern; selbst unter den Altphilologen dürfte sie nur wenigen bekannt sein, und diejenigen, deren Spezialgebiet in jener Gegend liegt, werden hinwiederum die Stellen bei Goethe nicht kennen. Nur eine Rundfrage bei den Fakultäten und in Fachzeitschriften hätte zum Ziele führen können, und man muß sich eigentlich wundern, daß dieses Mittel hier nicht ergriffen worden ist. Das Zeitalter der „Amphidexioi", eines Lachmann und Haupt, ist eben vorbei. Wilamowitz hätte auf unsere Frage wohl die Antwort gewußt. Auffallend ist es übrigens, daß Ernst Beutler in seiner gediegenen und sachkundigen Arbeit nicht darauf verfällt, obwohl er mehrmals auf den Dichter unseres Verses zu sprechen kommt (Ernst Beutler, 'Vom griechischen Epigramm im 18. Jahrhundert' ['Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig.' Herausgegeben von Albert Köster. 15. Band].

Die Lösung des Rätsels wird, seltsam genug, fast ein leises Bedauern hervorrufen. Sie liegt nämlich keineswegs, wie man doch erwarten möchte, in den erhabenen Regionen hoher Dichtung, sondern in einem wenigstens nach unseren Begriffen recht unsauberen Winkel! Gerade dieses neckische Versteckspiel hat sicherlich mit verhindert, daß der Vers aufgefunden wurde. Das XII. Buch der 'Griechischen Anthologie' (Anthologia Palatina) trägt den Titel *Στράτωνος Μοῦσα παιδική*. Strato aus Sardes lebte unter Kaiser Hadrian (117—138) oder später. Seine 'Muse', eine Sammlung von Epigrammen auf schöne Knaben, bildet nicht, wie es nach jener Überschrift scheint, das ganze XII. Buch der 'Anthologie', sondern nur seinen Grundstock. Das 178. Epigramm, aus diesem stammend, lautet:

Ἐξεφλέγην, ὅτε Θεῦδις ἐλάμπετο παισὶν ἐν ἄλλοις
οἷος ἐπαντέλλων ἀστράσιν ἠέλιος.
Τοὔνεκ' ἔτι φλέγομαι καὶ νῦν, ὅτε νυκτὶ λαχνοῦται·
δυόμενος γὰρ ὅμως ἥλιός ἐστιν ἔτι.

[1]) Nun muß er bekennen, sich geirrt zu haben: die Miszelle im Goethe-Jahrbuch Bd. XXXII (1911), S. 196 f., war ihm entfallen. Max Hecker.

Wörtlich übersetzt:

In Glut entbrannte ich, als Theudis erglänzte unter den andern Knaben
Wie unter den Sternen die aufgehende Sonne.
Deshalb entbrenne ich noch in Glut auch jetzt, wo er von Nacht (schwarzem Haar) beschattet (rauh) wird;
Denn wenn die Sonne auch untergeht, ist sie doch noch die Sonne.

Der formalen Eleganz des Epigramms kann man seine Bewunderung nicht versagen. Wie gewandt und schön wird das Bild, von der Sonne ausgehend, in jeder Zeile, in jedem Teilsatz festgehalten und variiert! Dem aufmerksamen Beobachter wird eine scheinbare Kleinigkeit nicht entgehen. Erst *γάρ*, dann *περ*. Durch diese kleine Änderung verwandelte der geschickte Uwarow die frivol-witzige Pointe Stratos in eine gedanklich selbständige, erbauliche Gnome, wie er sie für seinen Abschluß brauchte. Daß übrigens Strato selber den Vers „wo anders hergenommen" habe, vielleicht gar aus der hohen Sphäre, in die er nun oder nun wieder versetzt wurde, diese Möglichkeit ist gar nicht von der Hand zu weisen; das könnte eine weitere Quellenuntersuchung zur Folge haben. Daß Uwarow, der russische Weltmann, selbständig und direkt aus Strato schöpfte, daran brauchen wir kaum zu zweifeln. Schon der alte Adolf Klotz, der Anno 1764 einen Teil der berüchtigten Strato-Epigramme herausgab und sich damit tröstete, daß die, „welchen die Lektüre etwan eine Anregung zu Ausschweifungen werden könnte, nicht Griechisch verstehen", mußte bekümmert zugeben, „einige Offiziers, welche den Strato in der griechischen Sprache gelesen hatten", gefunden zu haben (Beutler a. a. O. S. 20f.). Dankbar aber wollen wir Uwarow dafür sein, daß er weislich seine Quelle nicht nannte. So mußte der Vers ganz in dem von ihm beabsichtigten Sinne aufgefaßt werden und konnte unbeschadet seiner Herkunft Goethes Eigentum in jenem hohen Sinne werden. Von den erhabenen Worten Goethes bei Eckermann zu dem Epigramm Stratos — welch ein Absturz! Aber sagen wir lieber umgekehrt: aus jener „Stratosphäre" zu Goethes Unsterblichkeitsgedanken — welch ein Aufstieg!

Goethes letztes lyrisches Gedicht

Von Karl Lohmeyer (Cuxhaven)

Die Fausterklärer sind darin einig, daß es ein wunderbarer Kunstgriff des Dichters war, unmittelbar vor dem tragischen Höhepunkt, Fausts Blendung und Tod, ein Stück reiner, naturfroher und lebensbejahender Lyrik zu setzen, des Lynkeus Türmerlied, das mit der dramatischen Handlung eigentlich nichts zu tun hat und nur durch den Gegensatz zu wirken bestimmt scheint. Trotzdem gibt das Türmerlied manche Fragen auf. Warum tritt der Türmer hier als Lynkeus auf? Ist es nur die Vorliebe des Dichters für antike Namen, wie bei Philemon und Baucis zu Anfang des V. Aktes, oder liegt etwas anderes zugrunde? „Wie Lynkeus dann im V. Akt wieder erscheint, bleibt unaufgeklärt", sagt Erich Schmidt zu 'Faust' V. 9231.

Die Aufklärung auf einem bisher nicht begangenen Wege zu suchen, ist der Zweck dieser Mitteilung.

Als Goethe im Sommer 1831 das Faustwerk zu Ende brachte und, wie es seine Art war, bis in die Nacht hinein viel „absichtliche Lektüre" trieb, um sich für den Fortgang der Dichtung am nächsten Tage anzuregen, hat er auch das Leben und die Werke Galileis wieder vorgenommen. Vom 24. Juni bis 1. September entlieh er aus der Großherzoglichen Bibliothek Galileis Werk (1632) über die hauptsächlichsten Weltsysteme, das Ptolemäische und das Copernicanische, in der lateinischen Übersetzung und las darin nach Ausweis seines Tagebuches am 24. Juni 1831 und den folgenden Tagen: „Ich las in Galileis Werken, höchst bewundernd, womit und auf welche Weise man sich damals beschäftigte. Die ganze Forschung ist noch auf eine wunderns-würdige Weise dem Menschenverstand und einer in sich selbst

uneinigen Philosophie überlassen; man interessiert sich innigst, wie sich ein so außerordentlicher Mann dabei benimmt. Er starb in dem Jahre, da Newton geboren wurde. Hier liegt das Weihnachtsfest unsrer neueren Zeit. Von dem Gegensatz dieser beiden Epochen geht mir erst jetzt der Begriff auf; ich freue mich ihn zu verfolgen."

Schon als Goethe ein Vierteljahrhundert früher den Abschnitt 'Galilei' für den historischen Teil seiner Farbenlehre bearbeitete, hatte er ein Werk benutzt, das in Weimar sozusagen unter seinen Augen entstanden und gedruckt worden war, die erste deutsche Galileibiographie, verfaßt von dem Bibliothekar der Herzogin Anna Amalia Christian Joseph Jagemann[1]), dem Vater der Schauspielerin Karoline und des Malers Ferdinand Jagemann. Auch jetzt, im Juni 1831, nahm er das Buch wieder vor; das zeigt schon ein Vergleich seines Inhalts mit der Tagebuchnotiz. So geht der an sich schwer verständliche Satz vom „Menschenverstand und einer in sich selbst uneinigen Philosophie" auf Jagemanns „Vorbericht" (S. 2) zurück, wo er von den Menschen spricht, „die sich im Christentum zu untrüglichen Richtern aller Wahrheit aufwarfen und dem menschlichen Verstande Ketten anlegten", und von den Inhabern der Lehrstühle, die, „ob sie gleich in verschiedene Sekten getrennt waren, doch alle darin zusammenstimmten, daß sie einem jeden, der ihrer allgemeinen Absicht zu nahe trat, den Giftbecher aufdrangen". Auch zu der Gegenüberstellung von Galilei und Newton und dem Vergleich ihrer Epochen wurde Goethe durch Jagemann angeregt: „Sonderbar ist es, daß Newton in dem Jahr, da Galilei starb, geboren wurde, eben als wollte die Natur nicht leiden, daß die Stelle eines Mannes, der ihren Gesetzen so treu war, unbesetzt bliebe. Nachdem Galilei das alte Schulsystem umgeworfen . . . , hatten die Wissenschaften einen Mann von außerordentlicher Denkkraft nötig, der . . . alle die Erfindungen und Winke des Galilei bis zur größten Vollkommenheit entwickelte. Es mußte Newton

[1]) 'Geschichte des Lebens und der Schriften des Galileo Galilei von C. J. Jagemann', Weimar, bei Hoffmanns Witwe und Erben, 1783.

auf Galilei folgen, der den von ihm umgebildeten Wissenschaften ihre ewige Form gäbe und den Nachkommen nichts als die Verfeinerung derselben hinterließe."[1]) Nach diesen Hinweisen wird man es glaubhaft finden, wenn Goethe auch noch mehr dem Jagemannschen Buche verdankt, unter anderem den Namen Lynkeus.

Bei seinem ersten Besuche in Rom im Frühjahr 1611 war Galilei in die 1603 von dem Marchese Federico Cesi gegründete und bis heute bestehende Akademie der Lincei aufgenommen worden, d. h. der „luchsäugigen" Freunde und Förderer der Naturwissenschaften (Jagemann S. 67). So hatte Galilei den Ehrentitel des Lynkeus (Linceo) erhalten und damit die Verpflichtung, ihn auf dem Titel seiner Werke seinen übrigen Würden hinzuzufügen.[2]) Daher trägt der Dialog über die Weltsysteme diesen Zusatz zum Namen (Jagemann S. 112 und 177), und auch in der Gegenschrift des Beauregard wird er ihm verliehen (Jagemann S. 114). Jedenfalls war unserm Dichter die Bezeichnung des großen Himmelsforschers als Lynkeus durchaus geläufig.

Das Lied, das er ihm widmet, gewinnt noch einen bedeutenderen Sinn, wenn wir es auf den Mann beziehen, der durch die Ausbildung des Fernrohrs die größten Entdeckungen aller Zeiten machen konnte, der wirklich „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" war. Es fehlt in dem Liede nicht an Anklängen an das Jagemannsche Buch, die das von mir Ausgeführte bestätigen. An den Ton des Ganzen (V. 11296 ff.) erinnern die Worte, mit denen Galilei im Januar 1610 von seinen Himmelsentdeckungen dem Staatssekretär Belisario Vinta des Großherzogs von Toscana brieflich Kenntnis gab: „Ich bin von Verwunderung ganz außer mir und sage Gott unendlichen Dank, daß es ihm gefallen hat, so große und allen Jahrhunderten unbekannte Wunder durch mich zu entdecken" (Jagemann S. 36 f. und 181 f.). Überraschend geradezu ist der Zusammenklang der Worte, in denen Jagemann (S. 160) von

[1]) Jagemann, Galilei, S. 162 f.

[2]) Vgl. E. Wohlwill, 'Galilei und sein Kampf für die Copernicanische Lehre', I, 379. 484. 638.

dem Blindwerden Galileis spricht: „Der Star verschloß jene sonst so **glückliche Augen, welche allein mehr gesehen** als aller Menschen Augen, die je lebten und alle zukünftige Jahrhunderte aufgeklärt hatten“, mit den Versen des Türmerliedes (V. 11300):

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!

Jagemann, dessen warm empfundene und gut geschriebene Darstellung des Lebens Galileis wir auch heute nach 150 Jahren noch lesen können, sagt am Schlusse der Einleitung, es sei nur seine Absicht gewesen, „den unsterblichen Ruhm jenes großen Mannes, dem wir die immermehr zunehmende Aufklärung unserer Zeiten zu verdanken haben, zu erweitern und seinem unschätzbaren Verdienst ein Denkmal der Dankbarkeit in Teutschland zu errichten“.

Das ist auch Goethes Absicht im Türmerlied gewesen.

Aus Pempelforts dunkelsten Tagen

Freundschaftsbriefe von Fritze Jacobi an Martin Bernhard Hausmann

Mitgeteilt von Julius Heyderhoff (Düsseldorf)

Friedrich Heinrich Jacobis geliebtes Pempelfort ist im Goethejahr 1932 aufs neue lebendig geworden durch eine Selbstdarstellung des „gastlichsten aller Häuser" in den Familienbriefen seiner einstigen Bewohner. Gern lebt man dieses Leben mit, wie es uns in voller Natürlichkeit und Lebensfrische aufbewahrt ist vor allem in den köstlichen Tantenbriefen[1]) der Stiefschwestern des Philosophen, Lotte und Lene, an ihre Neffen Fritz und George. Diese Frauen besitzen nicht bloß die graziöse Anmut des Rokoko und seine hohe Gesellschaftskultur, sie sind auch tüchtig in Haus und Wirtschaft und freuen sich herzhaft und unbefangen an den zahlreichen Familienfesten, die in treuem Anschluß an rheinischen Landesbrauch und mit poetischen Zutaten eigener Erfindung begangen werden, wie in ihren Briefen zu lesen und aus Bruder Eduards lustigen Zeichnungen zu sehen ist. Es sind die goldenen Tage von Pempelfort, die man so fast durch ein Vierteljahrhundert genoß, bis mit der französischen Revolution die große Schicksalswende eintrat, die sich schon ankündigte mit Goethes Besuch im November 1792 und volle Wirklichkeit wurde, als Ende September 1794 Fritz Jacobi und die Seinen Pempelfort vor den anrückenden Sansculotten verließen.

Die Sonne von Pempelfort ist untergegangen, und seine Hausgeister sind weggezogen. Werden sie wiederkommen und

[1]) Von mir gesammelt und unter dem Titel 'Die Hausgeister von Pempelfort' herausgegeben in der Publikation 'Goethe und das Rheinland' des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, Düsseldorf, Schwann, 1932.

die alte glückliche Zeit zurückbringen, wenn wieder Friede in der Welt ist? Diese Frage, heißer Herzenswunsch und nie erfüllte Hoffnung, enthält den Lebenstraum Fritze Jacobis; um ihn kreisen die nachstehenden Briefe, die sie in den Jahren 1797—99 an ihren hannoverschen Vetter und Seelenfreund Martin Bernhard Hausmann gerichtet hat.

Die jüngste der Pempelforter Frauen tritt hier in unsern Gesichtskreis, aus dem Dunkel, das fast ihr ganzes Leben umgibt, in die helle Beleuchtung, die dank ihren Briefen auf dem letzten kurzen Abschnitt ihres tragisch beschatteten Daseins liegt. Fritze Jacobi ist eine geborene von Clermont wie ihre Tante Betty, die „herrliche Niederländerin", die man aus Goethes 'Dichtung und Wahrheit' kennt. Sie ist 1764 als fünfte der elf Töchter Johann Arnold von Clermonts, des Aachener Großkaufmanns und Tuchfabrikanten, in dem schon holländischen Dörfchen Vaals auf dem Schloßgut ihres Vaters geboren, von dessen herrlichem Park ihr erster Brief in sehnsüchtiger Erinnerung spricht. Er war ein bevorzugter Schauplatz der Schäferspiele Johann Georg Jacobis, an denen sie gewiß teilgenommen hat. Im Frühjahr 1790 tritt die 26jährige ins Blickfeld Georg Forsters, der auf seiner Reise an den Niederrhein und nach Belgien zusammen mit dem jungen Alexander von Humboldt ihr Vaterhaus besucht. Er nennt sie „die talentvollste und geistreichste" der Töchter, ein Mädchen „von sanftem, festem Charakter, mit hübschen Augen, munterem Geist"; seine eifrigen Bemühungen, sie für seinen Freund Sömmerring, den Frankfurter Anatomen, zu gewinnen, sind, wie es scheint, an dessen Unentschlossenheit, gescheitert. Ein anderer trug ihre Hand davon, der lustige Zeichner Eduard Jacobi, des Philosophen 1760 geborener Stiefbruder, der eigentlich Johann Peter hieß und in seinem Beruf die kaufmännische Tradition der Familie fortsetzte. Ein Band mehr zu den schon zahlreich vorhandenen Verknüpfungen der Clermonts mit den Jacobis: am gleichen Tage wie Fritze und Eduard wurden ihre Schwester Karoline und des Philosophen zweiter Sohn Georg Arnold ein Paar. Es war im September 1794; schon ist Pempelfort bedroht und alles zur Flucht bereit. Statt der Ruhe des Idylls erwartet die Jungvermählten das

Hin und Her eines dreijährigen Wanderlebens, das sie im Gefolge Fritz Jacobis und seiner Schwestern durch Norddeutschland und Holstein nach Hamburg, Emkendorf und Eutin führt; erst im Sommer 1797 auf die Kunde vom bevorstehenden Reichsfrieden mit Frankreich kehren Fritze und Eduard nach Düsseldorf zurück. Eine verödete Stadt, die seit der Beschießung vom Oktober 1794 von den meisten vornehmen Familien verlassen ist, nimmt sie in einer „freundlich bequemen" Wohnung der Neustraße auf. Hier sind Fritzes Briefe an Hausmann entstanden, mit dem sie sich gleich nach der ersten zufälligen Begegnung bei Braunschweiger Verwandten in herzlich erwiderter Seelenfreundschaft verbunden fühlt.

Martin Bernhard Hausmann[1]) war Hannoveraner und vor kurzem Witwer geworden; er hatte seine Frau Klara, eine Tochter des Celler Superintendenten Johann Friedrich Jacobi, die ihm drei Knaben und drei Mädchen geschenkt, im Jahre 1796 verloren. Ein reiches Leben lag hinter dem Vierziger, der schon mit 19 Jahren das väterliche Tuchgeschäft übernommen und bald Titel und Privileg eines Hofkramers König Georgs III. von England erhalten hatte. Er war früh gereist in Holland und England, hatte sich in der Londoner Gesellschaft bewegt und als Liebhaber der Musik mit Tonkünstlern und Sängern verkehrt. Glänzende Vermögensverhältnisse, feine Manieren und Gewandtheit in fremden Sprachen gaben ihm in seiner Vaterstadt eine bevorzugte Stellung. Von den Geschäften fast ganz zurückgezogen, hatte er Muße, seinen geistigen Interessen und der Erziehung seiner Kinder zu leben. Den Briefwechsel mit Fritze hat er mit großer Liebe gepflegt; sie nennt sich eine „faule" Briefschreiberin im Vergleich mit ihm. Aber nur ein einziger seiner zahlreichen Briefe hat sich erhalten. Er geht der Folge der ihrigen voraus und hinterläßt den Eindruck eines

[1]) Die folg. Angaben sind dem Büchlein seines Sohnes Bernhard: 'Erinnerungen aus dem 80jährigen Leben eines hannoverschen Bürgers', Hannover 1874, entnommen. Bernhard Hausmann war Oberbaurat und Erbauer der ersten hannoverschen Eisenbahnen. In der Kunstwelt kennt man ihn als früheren Besitzer der größten privaten Dürersammlung der Welt.

sehr zart empfindenden Mannes, der, offenbar noch in Trauerstimmung, ihr für den reichen Trost eines Briefes dankt, über den er nur mühsam seine Fassung bewahren kann. Sie haben sich nicht wiedergesehen, nicht wiedersehen sollen; auch darüber will er ruhig sein und nur an die frohe Zukunft denken, der Fritze entgegengeht; ihr Glück und ihre Zufriedenheit soll seinen Mut stärken, gelassen fortzuwandern bis ans Ende. „Unsere Freundschaft, teuerste Fritze, muß dauern und wird dauern; denn sie ist unerschütterlich fest gegründet. Sie werden meine Freundin bleiben in der strengsten Bedeutung; denn Sie werden meiner noch in meinen Kindern gedenken und diesen Gutes tun, wenn ich lange nicht mehr bin. Um dieser Freundschaft willen mußten wir zusammentreffen, darum uns kennenlernen. Wahrlich nicht, um eine Bekanntschaft im Vorbeigehen mit einander zu machen."

Auf dieses kurze, vielsagende Vorspiel geben Fritzes Briefe eine dem hier angeschlagenen Ton völlig entsprechende, bei aller Mannigfaltigkeit des Inhalts immer gleiche Gefühlswärme zeigende Antwort. Freundschaftliche Plauderbriefe von frauenhaftem Reiz, offen und natürlich in der Haltung, reich an Äußerungen ihres heiteren und liebenswürdigen Naturells, doch auch nicht ganz frei von Wertherscher Empfindsamkeit, die gern bei den Gräbern ihrer Lieben verweilt, lassen sie den „lieben langen Vetter" an allem teilnehmen, was sie bewegt, und geben ihm so ein volles und anschauliches Bild ihrer Tage inmitten des gemeinsamen weiten Verwandtenkreises. Wie seine Liebe zur Musik teilt sie auch seine Kenntnis der englischen Sprache, die bisweilen einfließt neben reichen Mitteilungen aus ihrem musikalischen Leben; denn sie selber singt mit geschulter Stimme deutsche und italienische Liedchen, spielt Sonaten und besucht das wöchentliche Konzert im gräflich Nesselrodeschen Palais. Doch nicht bloß, was sie hat, steht in den Briefen; sie sagen in und zwischen den Zeilen auch, was ihr fehlt. Zwei immer wiederkehrende Wunschbilder verraten, was für sie zum vollen Lebensglück gehört, das sie nach endlich gesichertem Frieden sich ersehnt: die Rückkehr der Pempelforter als Gewähr reicher geistiger Anregung und ein dauerndes Zusammenbleiben und Zu-

sammenwohnen mit Hausmann, den sie nicht bloß zu kurzem Besuch als bald wieder entlassenen „chambellan déserteur“, sondern immer bei sich haben möchte. Die Erfüllung beider Wünsche aber und der lieblichen Zukunftsbilder, die sie ihm als künftigem Mitbewohner eines „neuen dreigeteilten Hauses an der Rheinbastion“ entwirft, wie der Entscheidung, ob hier oder an der friedlichen Leine und in der Georgenstraße Hannovers ihres Bleibens sein soll, hängt ab vom Gang der Reichsfriedensverhandlungen in Rastatt, deren Auf und Ab so zum Barometer ihrer bald verzagten, bald hoffnungsvollen Stimmungen wird. In einem aber bleibt sie sich gleich: in der immer aufs neue bekundeten Abneigung, ja offenen, frei bekannten Feindschaft gegen die Macht, die sie mit instinktiver Sicherheit als den eigentlichen Störer ihres Glücks empfindet: gegen Frankreich. Die Franzosen, die „soi-disant Freiheitsbringer“, die den Ihrigen auf dem linken Rheinufer „wie eine ägyptische Plage auf dem Nacken sitzen“ und durch Paßschikanen und „arrêts“ friedlichen Familienverkehr hemmen, sind ihr der Feind schlechthin, der „böse Feind“, der „Drache“, der „Antichrist“, wie sie gern in der Sprache der Bibel sagt, dem sie alles Böse wünscht, über dessen Demütigung sie sich von Herzen freut. So kommt — sehr selten um 1800 — die große Politik in Frauenbriefe: der englisch-französische Weltkampf, die Siege Nelsons und Erzherzog Karls. Wohl ist's nicht mehr als eben ein Hineinleuchten, doch gerade genug, um erkennen zu lassen, daß man in der Familie selbst nicht einheitlich über diese Dinge denkt: Georg Arnold, Jacobis zweiter Sohn, scheint als „commissaire du pouvoir exécutif“ vorübergehender Franzosenfreundschaft mindestens verdächtig. Sehr traurig nun gestaltet sich Fritzes weiteres Schicksal. Der Abbruch der Friedensverhandlungen und die Fortsetzung des Krieges durch russisches Eingreifen bedeutet für sie die Zerstörung ihrer liebsten Wünsche. Vor allem die Nachricht, daß sich jetzt ihr „lieber Philosoph“ entschließt, mit den Schwestern in Eutin zu bleiben und Pempelfort zu verkaufen, trifft sie wahrhaft vernichtend. Verzweifelt bestürmt sie Hausmann, das herrliche Besitztum zu übernehmen, damit es nicht in ganz fremde Hände falle; beim traurigen

Geschäft des Inventarisierens tut ihr jeder Schritt in Haus und Garten weh. So geht sie durch Pempelforts dunkelste Stunden, eine schlanke, vornehme Gestalt, wie man sie, ein Buch in der Hand, in anmutiger Profilstellung auf Langers Gemälde sieht, und der Blick ihres Auges, der dort ins Leere geht, füllt sich dem Leser ihrer Briefe mit stiller Resignation.

Ein Vierteljahr danach ist sie unerwartet an einem Wochenbettfieber gestorben. Jacobi, an Goethe ihr Ende meldend[1]), nennt sie „das liebenswürdigste Wesen unter der Sonne" und ruft sie dem Freunde ins Gedächtnis; er hat ihm „viel von dieser Fritze erzählt".

Wie Goethe es aufgenommen, ist nicht überliefert; getrost aber dürfen wir glauben, daß er die Lebende seiner Beachtung gewürdigt hat und ihre Briefe der Mitteilung an dieser Stelle wert gefunden hätte.

Erster Brief.

Düsseldorf, den 19. September 1797.

Ein Brief an Sie, mein liebster Vetter, den ich schreiben sollte und wollte, lag von dem ersten Tage meiner Zurückkunft hierher mit solchem Druck auf meiner Seele, daß er die Unruhe, in der ich lebte, wirklich noch vermehrte: und ebensosehr, um mir selbst ein Genüge zu tun, als in Rücksicht auf Ihre Bitte benütze ich eine meiner ersten freien Stunden, um Ihnen von Hause aus einen guten Tag zuzurufen, *von Hause!* Ja, gottlob, Lieber, wir führen kein herumziehendes Leben mehr und haben uns endlich niedergelassen, Gott gebe, für lange Zeit. Wie wohl mir ist trotz der großen Verwirrung und Verwüstung, in der ich das Haus bei dem ersten Eintritt fand — denn die Franzosen hatten es übel mitgenommen —, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Dies kann mir nur ein armer Emigrant nachfühlen, der jahrelang ohne Ruhe noch Rast das Land durchzogen hat und nun endlich an eigenen Herd zurückkehrt. Wir

[1]) Brief an Goethe, Eutin, 9. Dez. 1799 (Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, Leipzig 1846, Seite 219).

haben eine freundliche, bequeme Wohnung, und ich denke, es soll Ihnen wohl werden unter unserem Dache, wenn Sie uns einmal besuchen, welches hoffentlich bald geschehen wird. Wenn die Pempelforter einmal zurück sind, dann, weiß ich, dürfen wir keine solche Ansprüche mehr an Sie machen. Also sehen Sie vorher noch einmal zu kommen, zu uns. Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, haben wir noch recht herumgeschwärmt, zuerst, wie Sie wissen, in Eutin; dann blieben wir noch in Hamburg bis Ende Juli und zogen darauf den kürzesten Weg über Osnabrück und Münster nach Essen zu meiner Schwester Julie, wo wir unsere lieben Braunschweiger bereits fanden. Dort hielten wir uns 6 Tage auf, die wir sehr vergnügt zubrachten, und reisten weiter nach Vaals — Düsseldorf berührten wir nur im Vorbeigehen, um das Haus zu besehen, welches wir mieten wollten —, um der Hochzeit einer meiner Schwestern[1]) beizuwohnen: die Witwe des Obersten Delcourt[2]), von der ich Ihnen einmal erzählte, auf welch schreckliche Weise sie ihren Mann verlor. Jetzt hat sie den General v. Kinkel[3]) geheiratet, einen äußerst rechtschaffenen, gutmütigen und auch verständigen Mann, mit dem sie in jeder Hinsicht ein glückliches Leben führen wird, welches mir eine ganz eigene Freude ist, da das treffliche Weib in ihrer ersten Ehe manches schwere Leiden erduldet und musterhaft schön getragen hat. Die Hochzeitsfeste, die rund in der Familie gegeben wurden, haben uns in manche Zerstreuungen gewickelt. Da wir aber hauptsächlich in dem Kreis unserer Geschwister lebten, so verstrich uns der Monat, den wir dorten blieben, ebenso schnell als vergnügt. In Vaals — for me, sweet Vaals, the loveliest village of the plain — erlebte ich noch einmal in den süßesten Reminiszenzen die schönsten Jahre meines Lebens, meine durchaus harmlose Kindheit und meine frohe Jugend. Was der an sich schon lieben Gegend für mein Gefühl einen eigenen Reiz gibt, sind die tausendfachen Erinnerungen, die ich an jeden Hügel, an jedes Gebüsch, fast an jede Wiese und jeden Teich knüpfte, und dann ruhen dort die Ge-

[1]) Karoline Helene Christine v. Clermont (1761—1826).

[2]) F. J. Del Court, holländischer Oberst.

[3]) General in kurpfälzischen Diensten.

beine meiner Eltern, meiner vorangegangenen Geschwister, meiner Erstgeborenen — und es ist einem doch immer, als schwebten die Geister der Verklärten lieber da, wo sie hier auf Erden existiert, wo sie Liebe gegeben und Liebe empfangen haben. Die Trennung von dem lieben Ort und von den Meinigen wurde mir diesmal sehr erleichtert durch die Vorstellung, daß ich nicht mehr in die weite Welt, sondern an den eigenen Herd zog, um mit meinem guten Eduard des stillen häuslichen Glücks zu genießen. Fritz und Luise[1]) kamen bald nach uns in Aachen an. Beide so wie Franz und Reinhard[2]) [sind] froh und gesund und fühlten sich sehr glücklich, die Heimat wieder erreicht zu haben. Mit Reinhard und Fritz habe ich noch zuweilen Musik gemacht. Fritz hatte einige superbe Sachen mitgebracht, die ich noch nicht kannte. Seit ich hier bin, habe ich mein armes Klavier nur ansehen können, en passant berühren können und wurde auch gleich mit einem Schnupfen und Katarrh bewillkommt, der weder meinen Augen noch der Kehle freien Durchgang ließ, wenn ich auch sonst Zeit und Lust gehabt hätte. Diesen Winter, wenn meine jüngste Schwester[3]) bei mir ist, dann soll das musikalische Leben wieder recht in Gang kommen.

An Ihrer unerwarteten Freude, die Kusine[4]) bei sich zu sehen, habe ich recht warmen Anteil genommen. Schade, daß Sie sie nicht behalten können. Die Abreise muß ihr jetzt nach dem Wiedersehen doppelt schwer werden. Grüßen Sie die Liebe herzlichst von uns beiden. Und nun ade, bester Vetter. Mein Eduard und ich umarmen Sie in Gedanken mit treuer Liebe, Ihre herzigen Kinder küsse ich nach der Reihe. Wenn ich das gewußt hätte, daß man Sie um Ihre Marie hätte bitten

---

[1]) Johann Friedrich Jacobi (1765—1831), der älteste Sohn Friedrich Heinrich Jacobis, und seine Frau Luise, geb. v. Clermont.

[2]) Franz: das einzige Kind Johann Friedrich Jacobis (1789—1803); Reinhard wahrscheinlich der Hauslehrer.

[3]) Charlotte (1773—1865), spätere Gattin des Generals v. Klux.

[4]) Karoline Jacobi, Hausmanns Schwägerin, Tochter des Celler Superintendenten, zeitweise Vorleserin der Königin von England, zuletzt Vizedomina des Klosters Heiligenroda (1757—1833).

dürfen!!! Sagen Sie mir, ob Sie das liebe Mädchen mir auch würden anvertraut haben, wie Sie sie meiner Schwester anvertrauen werden? Geliebt hätte ich sie, o gewiß, mütterlich!

Ade, Ade!

Fritze.

Zweiter Brief.

Düsseldorf, den 3. November 1797.

Lieber langer Vetter! Nicht wahr, es hat etwas lange gedauert, ehe ich zur Beantwortung Ihres lieben Briefes gekommen bin? Dafür kann ich Ihnen aber jetzt auch nicht nur einen recht freundlichen, sondern auch einen durch und durch frohen guten Morgen bieten. Die Friedensnachrichten, die sich immer mehr bestätigen[1]), machen uns hier so glücklich, daß wir der überstandenen Leiden vergessen und sehr heiter in die Zukunft blicken. Es ist so lange an diesem Frieden gearbeitet worden, daß ich nicht zweifle, er werde auf einen dauerhaften Grund gebaut sein und wir jetzt Lebende wenigstens keinen neuen Krieg zu besorgen haben. Wenn nur das Revolutionieren ein Ende nimmt! Doch haben sich die soi-disant Freiheitsbringer (gottlob, möchte ich sagen) hier im Lande so sehr als Freiheits*räuber* gezeigt, daß sie sich wenig Anhänger gemacht haben und man sogar ihre Nachbarschaft fürchtet, viel weniger unter ihrer Regierung zu leben wünscht. Sie haben ihr Werk nicht mit Gott angefangen, wie wollte es bestehen können? Ob unsere lieben Hamburger nun noch vor dem Winter zurückkehren werden, bin ich sehr begierig zu hören. Ich habe ihnen die Heimkehr so appetitlich wie möglich zu machen gesucht; aber wenn das eigentliche Heimweh fehlt, dann ist freilich alles Bereden umsonst. Bei den Schwestern ist dieses nicht der Fall, wohl aber bei dem Bruder, weswegen ich mehr fürchte als hoffe. Gottlob, daß wir es haben, dieses Heimweh, und so mächtig davon getrieben wurden! Wir leben jetzt am eigenen Herde so still als vergnügt. Mit niemandem in der Stadt, außer mit

[1]) Am 9. Dezember 1797 wurden die Friedensverhandlungen des Rastatter Kongresses eröffnet.

Nesselrods[1]), eigentlich liiert, bringen wir die mehrsten Abende tête-à-tête zu, mein guter Eduard und ich: lesen und plaudern zusammen, zuweilen singe ich ihm auch meine kleinen Liedchen vor, und so verstreicht uns die Zeit unbegreiflich schnell. Doch wird die Einförmigkeit unserer Lebensweise etwas abgeändert werden; denn ich erwarte nächstens meine jüngste noch unverheiratete Schwester[2]), und mit ihr eine meiner Kusinen, beide sehr gute liebe Mädchen, von denen ich mir viel Freude verspreche. Wenn Sie dann auch noch hier wären, lieber Vetter, wie sehr würde das die Freuden des kleinen traulichen Zirkels erhöhen! Das Versprechen, daß Sie uns besuchen wollen, macht uns viele Freude. Schonen Sie sich unterdessen, soviel Sie können, und sorgen Sie dafür, daß Sie einen gesunden Körper und einen heiteren Sinn uns mitbringen. Ob wir dann zusammen nach Vaals reisen, kann ich jetzt noch nicht bestimmen, doch zweifle ich dran, weil ich einen Teil meiner Geschwister zum Besuch erwarte und dann natürlich nicht abwesend sein kann. Indessen: kommt Zeit, kommt Rat; nur bitte ich, daß Sie Ihren calcul so einrichten, daß die Tour nach Vaals uns nichts von unseren Ansprüchen an Sie entziehet. Die Aussicht, nach so vielen Jahren Ihre Sophie oder Karoline[3]) bei mir zu haben, ist eine der liebsten, auf die ich hinblicke und ruhe. Mein Herz fühlt den Beweis Ihrer Freundschaft, der in diesem Zutrauen liegt, in seinem ganzen Umfang und dankt Ihnen innigst dafür. Ich denke, er soll Sie nie gereuen.

Was Sie mir von Karoline Jacobi schreiben, war mir leid und lieb für sie. Leid, daß sie so kränklich geworden, und lieb, daß sie dieses Umstandes wegen dem traurigen Hofdienst, diesem glänzenden Elend, entsagen durfte. Ich hoffe ja, die Königin

---

[1]) Graf von Nesselrode, Minister des Kurfürsten von der Pfalz, eng befreundet mit den Jacobis in Pempelfort.

[2]) Charlotte, die spätere Generalin v. Klux.

[3]) Sophie: Hausmanns 4. Kind (1788—1824); sie heiratete später den hann. General Georg Julius Hartmann. Karoline war Hausmanns 5. Kind (1793—1821); sie wurde später die Frau des Geh. Reg.-Rats und Professors an der Universität Bonn Christian August Brandis.

hat ihr eine Pension ausgesetzt, die dem Opfer ihrer schönsten Jahre, das Karoline ihr gebracht hat, angemessen ist. Grüßen Sie die liebe Kusine herzlich von mir, auch Betty Winckelmann [1]), wenn sie noch bei Ihnen ist, mit der Versicherung, daß ich an ihrem Glück aufrichtig teilnehme. Die junge Frau des hiesigen Winckelmanns [2]) spielte recht artig das Klavier und hat einige köstliche Töne; aber ihr Gesang deucht mir mehr Sache des Verstandes als des Gefühls zu sein, und so verfehlt sie die Wirkung auf andere, die sie ihren Organen nach machen könnte. Vielleicht ändert's sich noch. Sie lernt wenigstens von einem geschulten Meister. Ihre Strafpredigt über meine Vernachlässigung der Musik habe ich wohl aufgenommen und beherziget. Ich spiele jetzt alle Tage etwas. Ob etwas dabei herauskommen wird, muß die Zeit lehren. Und jetzt ade, mein lieber langer guter Vetter! Eduard und ich wir lieben und umarmen Sie herzlich. Wenn ich gleich selten schreibe, so denke ich doch recht oft an Sie und habe täglich ein liebes Geschenk von Ihnen, Peacocks Dictionary, in Händen. Tausend Empfehlungen Ihrer teuren Mutter und Küsse den Kindern! Behalten Sie uns lieb. Von Herzen Ihre Freundin

Fritze.

Dritter Brief.

Düsseldorf, den 19. Januar 1798.

Mein lieber, lieber Vetter!

Ich habe es freilich nicht verdient, daß das allerliebste Portefeuille, mit welchem Sie mich gestern so angenehm überraschten, mit keiner Zeile von Ihrer Hand begleitet war; nicht einmal Ihren Namen konnte ich entdecken, obgleich ich mich halb blind

---

[1]) Betty Winckelmann: Friedrich Heinrich Jacobis einzige Schwester Marie war vermählt mit Ernst Christian Winckelmann. Deren 7. Kind, Betty Winckelmann, geb. 14. Juli 1774, war vermählt mit dem Kaufmann Henning in London.

[2]) In Düsseldorf führte die vormals Fahlmersche Tuchhandlung der vorgenannten Betty Winckelmann Bruder: Johann Christian Winckelmann. Dessen junge Frau war eine geb. Susanne Jungé (1774—1846).

auf jedem Blatt danach umsah. Sie wollten mich für mein langes Schweigen wahrscheinlich nur negativ strafen, mein Lieber; allein ich kann Ihnen versichern, daß es mir zu einer positiven Züchtigung geworden ist und daß ich es recht tief empfunden habe und noch tiefer empfunden haben würde, wenn ich mich nicht einigermaßen gegen Sie rechtfertigen könnte. — Eben wollte ich meine Rechtfertigung beginnen und eine Menge Entschuldigungen vorbringen, warum ich so lange nicht geschrieben habe, als ich fand, daß, sie alle abgerechnet, ich doch immer noch Zeit genug dazu gehabt hätte, wenn ich meine Trägheit hätte überwinden können. Ihnen diese so freimütig zu gestehen, dazu hilft mir eine Zeile von meinem — wie soll ich sagen, Bruder oder Onkel?[1]) — die mir gerade jetzt einfiel, wo er sagt: „Suche nicht deine Fehltritte zu verbergen, lieber, was du Löbliches verrichtest. Dieses magst du deinem besten Freunde selbst verschweigen; denn nichts stärket jede Kraft der Seele wie das Entfliehen dem Lobe." Also, liebster Vetter, keine Entschuldigungen, sondern ein getreues Geständnis. Eine warme, treue Freundin ihrer Freunde ist Fritze, aber eine faule, d. h. schlechte Korrespondentin. Wollen Sie nach dieser Konfession mir verzeihen, mir wieder gut sein und mir auch ein Ablaßbriefchen für meine zukünftigen Sünden schreiben, weil ich nicht versprechen kann, daß ich in meinem Alter einen Fehler werde ablegen können, der mit meiner ganzen Natur verwebt zu sein scheint? — In Gedanken habe ich Ihnen unzählige Male geschrieben und mich mit Ihnen unterhalten, allein es dabei bewenden und mich so hingehen lassen von einem Posttag zum anderen in der festen Überzeugung, daß Sie überhaupt nicht zürnen und insbesondere es mit mir nicht könnten. Ihr gestriges Stummsein hat freilich meinen guten Glauben hierin wankend gemacht, und da habe ich denn in dieser indeed very uncomfortable Situation gleich heute die Feder ergriffen, um mit dem lieben langen Vetter womöglich wieder ins reine zu kommen,

[1]) Gemeint ist Friedrich Heinrich Jacobi, der Fritzes Schwager (hier Bruder genannt) war durch ihre Heirat und gleichzeitig ihr Onkel, weil seine verstorbene Frau Betty, geb. v. Clermont, Fritzes Tante war.

ihn um Verzeihung zu bitten und herzlichst zu danken für sein schönes liebes Geschenk. Es ist das wahre Ideal eines Almanachs und erregt allgemeine Bewunderung. Außer einer Zeile von Ihrer Hand hätte ich auch noch gewünscht, wenigstens die Woche in einem der Sommermonate angezeigt zu finden, in welcher Sie hier bei uns einzutreffen gedenken. Ich hoffe, Sie bestimmen mir etwas darüber in Ihrem nächsten Briefe; mit welcher Freude wir Sie erwarten, wissen Sie. Gott gebe, daß meine lieben Pempelforter dann auch wieder zurück sind! Friede werden wir bis dahin wohl haben, aber Gott weiß, welchen! — Wenn der Rhein die französische Grenze bleibt [1]), dann besorge ich sehr, entschließen sich die Jacobischen zum Bleiben im Norden, und dies wäre für mich ein unsäglicher Verlust. — Doch lasse ich noch nicht allen Mut sinken und stille mein Gemüt mit Hoffnung. — Daß Sie eine kranke Hand hatten, habe ich mit vieler Teilnahme aus Ihrem Briefe gesehen. Worin diese Krankheit bestand, haben Sie mir nicht gesagt; ich denke, es war nur ein vorübergehendes Übel, und wünsche, daß es sich nicht wieder einstellen möge. — Die Freude Ihrer Kleinen über die erhaltenen Weihnachtsgeschenke kann ich mir lebhaft vorstellen. Gott erhalte ihnen lange diesen kindlichen Sinn und ihr ganzes Leben hindurch Freude an unschuldigen Freuden. Ich küsse die lieben Geschöpfe nach der Reihe.

Bei Nesselrods stehen Sie noch in sehr gutem Andenken; der Graf sowohl als die Gräfin erwidern herzlichst Ihren Gruß. Sie geben diesen Winter fast jede Woche Konzert in ihrem Hause, und wir hören dort immer sehr gute Musik. Was wir unter uns treiben, ist nicht viel Rares. Wir sind alle Stümperinnen. Das italienische Singen ist auch beinahe abgeschafft, da Eduard lieber die deutschen hört. Für die kleinen Liedchen, die ich in den Zeiten sang, als er um mich warb, hat er noch immer ein kleines tendre und hört sie auch jetzt noch vorzüglich gerne, so daß ich nur meine alten Sachen dudle. Nesselrod ist sehr für Arien von Mozart, die mir aber zu schwer sind. Seit

[1]) Am 19. Januar 1798 forderte die französische Gesandtschaft auf dem Rastatter Kongreß die Abtretung des linken Rheinufers; am 11. März willigte die Reichsdeputation ein.

meine Schwester und meine Kusine hier sind, haben wir einen Klaviermeister angenommen, der auch im Singen ganz vortrefflich unterrichtet. Ich produzierte ihm anfangs meine Stimme, er fand sie aber nicht der Mühe wert und läßt mich bloß Sonaten klimpern. Sie müssen mich wieder unternehmen und mir aufhelfen, wenn Sie bei uns sind. Kennen Sie eine Sammlung Lieder von Goethe und Herder, komponiert von Dalberg?[1]) Ich finde einige davon ganz deliziös. Auch in der 'Colma', von Zumsteeg komponiert, sind schöne Stellen.[2])

Und nun, liebster Hausmann, muß ich Ihnen ade sagen, nachdem ich Sie von Eduard, der Ihnen herzlich zugetan ist, sowie von meinen beiden lieben Mädchen tausendmal gegrüßt habe. Ihrer würdigen Mutter küsse ich die Hände mit der reinen Ehrerbietung, die ich für diese liebe Frau fühle. Sie umarme ich von Herzen als Ihre neue Kusine

und alte Freundin

Fritze.

Wie heißt doch der Mann der jungen Jacobi aus Celle? Was ist er, und wie ist er? wenn ich fragen darf. Noch eins! Wollten Sie mir wohl die Liebe erzeigen und mir die Rede mitteilen, die bei der Leiche Ihrer lieben Verklärten gehalten worden. Meine Lotte, der ich viel von Ihrem Klärchen erzählte, wünscht sehr diese Rede zu lesen.

Vierter Brief.

Düsseldorf, den 26. März 1798.

Ich habe Ihre beiden lieben Briefe erhalten, bester Vetter, und konnte wegen ununterbrochener Besuche einiger meiner Verwandten, die mich in mancherlei Zerstreuungen verwickelten, nicht eher wie heute zu Beantwortung derselben gelangen.

---

[1]) Der Komponist ist Johann Friedrich Hugo Reichsfreiherr v. Dalberg (1760—1812), Domkapitular in Trier und Worms. In seiner Begleitung hatte Herder seine Italienreise gemacht.

[2]) 'Colma', ein Gesang Ossians, in Goethes Übersetzung, von Johann Rudolf Zumsteeg (1760—1802), dem Freunde Schillers von der Karlsschule her und Hofkapellmeister in Stuttgart, für Klavier und Gesang komponiert.

Für die Übersendung der Rede, welche bei der Beerdigung Ihrer Verklärten gehalten worden, danke ich Ihnen von Herzen. Ich hatte sie schon in Braunschweig gelesen und freue mich, sie jetzt oft wiederlesen zu können. Es ist nicht möglich, von solch einem Muster aller weiblichen Tugenden zu hören, ohne zur Nachahmung sich bewegt zu fühlen; wie viel mehr denn, wenn man des Anschauens, des Umgangs einer so reinen Seele genossen hat, und so preise ich Ihre Töchter glücklich, auf denen der Geist der Mutter sicher ruhen wird. Welche Aussicht haben diese jetzt, da, wie Sie mir schreiben, Ihre Frau Schwägerin genötigt war, Sie zu verlassen? Ich vermute, daß Karoline zu Ihnen gezogen sein wird und daß die Kleinen mit dem Tausche nicht unzufrieden sein werden, da Tante Karoline jünger und wahrscheinlich auch munterer sein wird. Küssen Sie die lieben Geschöpfchen herzlich in meinem Namen. Es freut mich sehr, daß sie sich meiner noch erinnern. Heute ist's grade jährig, als ich Sie alle zuerst sah, und übermorgen, als wir zusammen in Braunschweig ankamen. Es ist mir alles noch so ganz gegenwärtig! Ich weiß nicht, wie es kam, aber während wir in Hannover waren, schienen Sie mir so ernst, so streng, zuweilen auch ein bißchen finster. Ich dachte, ich würde nie traulich mit Ihnen reden können. In Braunschweig aber ging's gleich besser, und meine komische Furcht schwand so ganz, daß mir's am Ende recht schwesterlich in Rücksicht auf Sie zumute wurde. So ist's mir auch noch, und ich hoffe, es soll so bleiben. Die in Braunschweig verlebten Tage waren doch gar zu vergnügt, und unser kleiner dicker Fritz trug durch seine frohe Laune gar viel zur allgemeinen Heiterkeit bei. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich den guten Fritz hier in Düsseldorf, wo ich so wenig Umgang nach meinem Herzen habe, transportieren könnte! Aber der sitzt jetzt so fest in Aachen und ist auch so vergnügt, wenn nämlich die Scharfschützen — wie er jetzt seine hypochondrischen Grillen nennt — ihn nicht anfechten. Er hat uns sehr freundlich eingeladen, ihn diesen Sommer zu besuchen, aber wir wissen noch nicht, ob es angehen wird. Eduard hat zwar keinen alten Esaias — Sie erinnern sich doch? — aber sonst ganz ordentliche Klötze an den Beinen, mit denen er sich nicht überwerfen darf.



Helene Sophie Friederike Jacobi, geb. v. Clermont
Gemalt von Joh. Pet. Langer. Gestochen von Thelott
(Original im Besitz von Frau Martha Jacobi, Aachen)



Überdies sitzen uns die leidigen Franzosen noch immer auf dem Nacken, und Gott weiß, für wie lange! Sie sind wie eine ägyptische Plage, und es findet sich kein Moses, der mit seinem Wunderstab sie wegzaubere. Uns kurzsichtigen Menschen ist es unbegreiflich, wie der liebe Gott dem Unwesen so lange zusehen und es um sich greifen lassen kann. — Aus Ihrem Briefe zu urteilen muß ich glauben, daß die Franzosen Ihrer Herreise auch im Wege stehen. Wie das zusammenhängt, müssen Sie mir erklären; denn ich sehe es nicht ein. Mit der alles beherrschenden dreifarbigen Kokarde geziert, stehe ich Ihnen dafür, daß Sie auch als Englishman hier wie in Aachen und Vaals frei durchpassieren werden. Machen Sie sich nur auf, wenn sonst Sie nichts hindert.

Mahons Gedicht: 'The English Garden' kenne ich gar nicht. Ich fürchte auch, als Poesie sei mir's zu schwer. Überhaupt plage ich mich jetzt eigentlich mit dem Italienischen, und da habe ich freilich das Englische etwas im Hintergrunde gestellt. Wenn Ihnen daran liegt, daß ich es nicht ganz vernachlässige, so tun Sie mir die Liebe und schreiben mir künftig auf Englisch, Ihnen ist das ja ganz einerlei und nimmt Ihnen [nicht] mehr Zeit weg als wie auch das Deutsche. Ich muß aber die Freiheit mir vorbehalten, in meiner Muttersprache Ihnen zu antworten.

Sie frugen mich neulich nach Singmusik. Mögen Sie gar nichts mehr bloß fürs Klavier? Die Haydnschen Sachen sind so durchaus schön. Ich lerne jetzt bei meinem Meister gar nichts anders. Für mich singe ich dann kleine Liedchen. Vorige Woche habe ich 12 'Ariette Italiene Composte dal Sig. Righini'[1]) bekommen, die ich ganz allerliebst finde. Sie sind so klein als leicht, also ganz wie für mich komponiert. Kennen Sie sie? und mögen Sie sie? Von Dalbergs Lieder[n] hat meine Schwester eine Sammlung mitgebracht, die auch mit zu unsern Favoritstückchen gehören. Nun, liebster Freund und Vetter, muß ich Ihnen adieu sagen, nachdem ich Sie tausendmal von Eduard und von meiner Schwester Lotte gegrüßt habe. Meine Schwägerin Lotte hat

[1]) Vincenzo Righini (1756—1812) aus Bologna, Sänger und Komponist von Arien und Opern, seit 1793 Kapellmeister an der Hofoper in Berlin.

sich auch in ihrem letzten Briefe aus Eutin sehr angelegentlich nach Ihnen erkundigt und mir viele Empfehlungen aufgetragen, welche ich hiemit ausrichte. Die bösen Menschen aus Norden sprechen noch kein Wort von Rückkehr; es ist ein recht unväterliches, unbrüderliches und unschwesterliches Ausbleiben! — Noch einmal ade, lieber Langer!

Ich umarme Sie mit dem freundschaftlichsten Herzen.

Fritze.

Fünfter Brief.

Düsseldorf, den 15. Mai 1798.

Ihr letzter Brief vom 1. April, liebster Hausmann, trug ganz das Gepräge des trüben Wetters, welches dazumal uns alle ebenso wie Sie drückte. Seitdem, o wie anders ist's geworden! Ich zweifle nicht, Sie haben den wohltätigen Einfluß der Frühlingssonne auch auf sich empfunden, und daß [das] dieses Jahr so vorzüglich schöne und frühe Erwachen der Natur Ihre innere und äußere Sinne gestärkt und neu belebt haben wird. Uns hier ist es wenigstens so ergangen, und wir haben tagtäglich in des lieben Gottes neu geschmücktem Tempel den eigentlichen Gottesdienst gehalten. Ganz anders, als wie man ihn in der Kirche zu halten pflegt. Auf einer kleinen Tour nach Essen, wo ich eine Schwester[1]) verheiratet habe, die — die Poststraße nämlich — 9 Stunden von hier entfernt liegt, habe ich Sie oftmals an unserer Seite gewünscht. Eduard, meine Schwester und ich waren zu Pferde und genossen auf diese Weise die Schönheit der Gegenden ringsum so viel besser. Es ist ein herrliches Land, und Sie müssen diese kleine Partie durchaus mit uns unternehmen, wenn Sie diesen Sommer uns besuchen. Es wird Sie gewiß angenehm frappieren, wenn Sie aus Ihrer Sandwüste, aus Ihrem halben Arabien kommen. Es ist mir leid, daß Sie Ihre Abreise hiehin bis im August verschoben haben; denn nun können wir nicht zusammen in Aachen sein, da ich aus tausenderlei Ursachen mich in den ersten Tagen des

[1]) Juliane, verheiratet mit Johann Konrad Heinrich Kopstadt (1758—1834). Die Kopstadts waren eine Essener Bürgermeisterfamilie und verwandt mit den Krupps.

Juni dort einfinden muß. Ich hoffe denn nur, Sie teilen ehrlich und bleiben nicht die längste Zeit bei Fritz in Aachen. Werden Sie Ihre liebe Marie[1]) dann gleich meiner Schwester bringen? Sophie behalten Sie nun gewiß noch bei sich, da Madame Köhler wieder zu Ihnen gezogen ist. Ich hoffe, Sie vergessen es nicht, daß, wenn Sie sich entschließen, Sophie von sich zu entfernen, ich, Ihrem Versprechen gemäß, die ersten Ansprüche auf sie habe. Vergessen Sie das ja nicht, lieber Vetter!

Ich habe mich gewundert, daß Madame Hennings vor ihrer Abreise aus Deutschland ihren alten Vater nicht noch einmal besuchte, den sie doch schwerlich nun wiedersehen wird. Der arme Mann hat ein trauriges Alter! Es ist hart, bei dem inneren Trieb, tätig zu sein, sich so gezwungenerweise zur Ruhe gesetzt zu sehen. Ich kenne kaum etwas Unglücklicheres wie den alten Winckelmann, der aber freilich am unglücklichsten dadurch ist, daß er das Schicksal weniger als sich selbst wegen seiner jetzigen Lage anklagen muß. Seinem hiesigen Sohne geht es recht gut, seine Handlung prosperiert, und er hat eine wackere wirtschaftliche Hausfrau, die nicht höher hinaus will, als ihre Flügel gewachsen sind.

Soeben hat sich ein Besuch bei mir angemeldet, welches Ursache ist, daß ich die Unterhaltung mit Ihnen schon abbrechen muß. Nehmen Sie vorlieb mit diesen Zeilen. Von Eduard und Lotte bringe ich Ihnen recht warme Grüße, und ich, liebster Vetter, umarme Sie in Gedanken mit treuster Freundschaft.

Fritze.

Sechster Brief.

Düsseldorf, den 18. August 1798.

Liebster Hausmann! Ihr Brief mit der Nachricht von dem Aufschub Ihrer Reise hat mich schon wieder hier angetroffen. Wie leid mir diese Nachricht war, besonders da der Grund dazu in Ihrem üblen Befinden liegt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ich hoffe, die Bäder, die Sie nun brauchen, werden diesen bösen Grund bald heben und daß wir dieses Jahr doch noch die Freude haben werden, Sie bei uns zu sehen. Die ab-

[1]) Marie Hausmann (1785—1834), später verheiratet mit dem Präsidenten Wedemeyer.

gebrochenen Verhandlungen in Selz[1]) müssen uns nicht voneinander trennen. Wenn der Krieg auch wieder anfangen sollte, wird das Deutsche Reich doch nicht wieder darin verwickelt werden, sondern er ginge dann bloß den Kaiser an und würde in Italien geführt. So versichert man wenigstens hier, und durch Glauben an diese Versicherung halten wir uns an diesem Stäbchen und leben in dieser Hoffnung au jour la journée. Endlich muß doch einmal Luft werden in diesem Chaos. Wegen Ihres sicheren Herüberkommens machen Sie sich keine Unruhe. Mit einem preußischen*) Paß versehen, kommen Sie ungehindert bis Düsseldorf, auch ohne Kokarde. Für die weitere Reise wird Eduard schon das Nötige besorgen, und die köstliche Kokarde sende ich Ihnen auf dem Hut, so bald Sie über den Rhein wollen. Am diesseitigen Ufer sind wir von dieser drückenden Zierde noch frei. Am jenseitigen putzen sie sich damit und liegen dafür auch in Ketten und Banden mancherlei Art. Man sollte sagen, die Wirtschaft, wie sie die Franzosen dort führen, könnte schlechterdings von keiner Dauer sein und müßte wegen so unzähliger Inkonsequenzen in ihrem Wesen sich von selbst zerrütten und auflösen; aber es scheint beinahe, weil es noch solange besteht, daß sie auch die Gesetze der Natur in ihre Gewalt bekommen haben und daß sie diese sowie alle Gesetze und alles Recht mit Füßen getreten haben. Ich hoffe nur, jeder brave Deutsche spiegelt sich darin und erstaunt zu seinem Glück noch beizeiten, wie tief man ohne Gott und Gefühl herabsinken kann. Aber ich gerate ja ordentlich in Eifer, und es ist hohe Zeit, daß ich abbreche. Ade, liebster Kusin! Ich hoffe, bald gute Nachrichten zu hören von Ihrem Befinden und Ihrem Kommen. Eduard und ich wir erwarten Sie mit offenen Armen, so tun auch die Aachener; Fritz hat mir's ganz eigens aufgetragen, Ihnen die bündigsten Versicherungen darüber zu geben.

Ade, Lieber! Wir umarmen Sie aufs herzlichste und küssen Ihre lieben Kinder. Ihre treue Freundin

Fritze.

*) Sie tun wohl am besten, daß Sie darin setzen lassen, daß Sie aus Hannover [seien], man möchte Ihnen sonst als eng-

[1]) Verhandlungen zwischen Frankreich und Österreich, die dem

lischer Untertan etwas anhaben, wie es uns einmal gegangen, ehe die Franzosen Düsseldorf noch eingenommen hatten. Wir nahmen in Duisburg einen preußischen Paß, worin wir ganz aufrichtig uns für Düsseldorfer bekannten. Dafür wurden wir als sujets des ennemis de la Grande Nation in Nius [Neuß] drei Tage arretiert, bis eine Erlaubnis vom représentant du Reysle in Aachen, den mein Vater uns nach Haus schickte, uns wieder befreite. . . .

Siebenter Brief.

Düsseldorf, den 7. September 1798.

Ich kann es mir nicht versagen, liebster Freund, Vetter und Chambellan, Ihnen mit der heutigen Post einige Zeilen zu schreiben und Sie in dem Kreis der Ihrigen mit so viel teilnehmender Freude willkommen zu heißen, als der blasse Neid es mir nur verstatten will. Meine gute Goldbeck hatte wohl recht, als sie mir schrieb: „Separation with friends is the devil's invention." Wie wahr dies ist, können nur die Zurückgebliebenen in seiner ganzen Stärke empfinden. Man vermißt das Dagewesene ganz anders in den vier Mauern, wo man es gesehen, gehört und gefühlt hat, wo also überall Lücken entstehen, die der Abgereiste nur in seinem Gedächtnis und in seinem Herzen aufsuchen muß, und dies Herz ist natürlich und muß natürlich geteilt sein durch die Freude des Wiedersehens, die sein wartet. — Gewiß, gewiß, Lieber, Sie haben es gestern weit besser gehabt als wir; dennoch möchte ich um vieles es nicht missen, daß Sie bei uns gewesen sind, in so fliegender Eile Sie auch Ihren Besuch — wenn ich für Besuch nur ein Diminutiv wüßte, ich brächte ihn gewiß hier an — abgemacht haben. Das Band unserer Freundschaft hat sich doch fester geschlungen und die Zukunft sich uns lieblich aufgeklärt, und wenn man zwischen schönen Erinnerungen und schönen Hoffnungen steht, dann erträgt man leichter das Unangenehme der Gegenwart.

Wiederausbruch des Krieges zwischen Frankreich und der von Kaiser Paul von Rußland zusammengebrachten zweiten Koalition vorausgingen.

Mein lieber Eduard fühlt den Verlust des Freundes wie ich und weidet sich an der Vorstellung des Wohnens auf unserer lieben Bastion. Ich denke mir die Existenz dort wie im Himmel. Meine Hoffnungen, bald dazu zu gelangen, haben heute einen Siebenmeilenstiefelsschritt getan durch die Nachricht, die Schenk[1]) hiehin gemeldet haben soll, daß der Reichsfriede ehestens zustande kommen würde. Gott gebe es! Die Kriegspréparatifs gehen indessen doch immer ihren Gang fort, diese Nacht marschiert unsere ganze Garnison weg nach Mainz zu, wird aber leider morgen durch neue Truppen von der Nord-Armee wieder ersetzt, und wir werden vorerst weder Ruhe noch Erleichterung spüren. Für heute nur diese Zeilen, bester Hausmann, denen ich noch meinen wärmsten Dank beifüge für den Beweis Ihrer Liebe, daß Sie zu uns gekommen sind. Wir gedenken Ihrer so viel und oft und mit so herzlichen Gefühlen, daß Sie durchaus etwas davon gewahrwerden und wir Ihnen wie gegenwärtig vorschweben müßten, wenn die Flügel der armen Psyche nicht so sehr gebunden wären. — Schreiben Sie uns bald und ja etwas recht Gutes von Ihrer Gesundheit. Ich kann's gar nicht vergessen, daß Sie doch nicht ganz frei von krampfhaften Empfindungen weggefahren sind, und fürchte immer, das böse Wetter hat etwas verschlimmert. Auch das kann ich nicht vergessen, daß ich Ihnen keinen Tee mitgegeben habe. Auf Ihren Händen haben Sie wohl kaum etwas Trinkbares gefunden. Ich bin recht betrübt und recht ärgerlich über dies alles. Ade, ade, guter, lieber Hausmann, wir beide grüßen und küssen Sie mit treuster Liebe und sehnen uns nach guten Nachrichten von Ihnen. Ich küsse der lieben Mama die Hände und herze alle Ihre Kinder.

Fritze.

Ich muß mit eigener Hand noch und von ganzem Herzen alles bestätigen, teuerster Freund, was Ihnen meine Fritze hier

---

[1]) Johann Heinrich Schenk (1748—1813) aus Düsseldorf, ursprünglich Unteroffizier der kurpfälz. Armee, dann Hauslehrer und Vermögensverwalter Jacobis, vom Minister v. Hompesch in den bayrischen Staatsdienst übernommen, damals Gesandter in Rastatt, gestorben als Wirkl. Geh. Rat und Generaldirektor der Finanzen in München.

geschrieben hat. Sie glauben nicht, wie sehr wir Sie vermissen und was für mancherlei Berechnungen wir über den Zeitpunkt machen, wo wir einander wiedersehen sollen, und das nicht bloß im Scherz, sondern im vollen Ernst. Tun Sie von Ihrer Seite das doch auch, Lieber! Ihr Sein mit uns tut uns gar zu wohl. Leben Sie inzwischen gesund und glücklich und gedenken Sie fleißig und in Liebe und Güte Ihrer künftigen Nachbarschaft auf der Rhein-Bastion.

[Eduard.]

Achter Brief.

Düsseldorf, den 25. September 1798.

Wenn ich nicht fest darauf rechnete, bester Vetter, Freund und Chambellan, daß mein Brief an Sie vom 7., dessen Empfang, wenn er richtig gelaufen wäre, Sie mir in dem Ihrigen schon hätten anzeigen können, jetzt in Ihren Händen sein müßte, so würde ich es mir gar nicht verzeihen können, Ihren lieben Brief nicht schon mit der vorigen Post beantwortet und herzlich gedankt zu haben für alles Herzliche und Freundliche, was er enthielt. Gottlob, daß Sie glücklich und gesund angelangt sind und die Ihrigen ganz nach Wunsch angetroffen haben. Alles Gute, was Ihnen begegnet ist, schreiben Sie nur auf Kosten unserer treuen Begleitung; denn wir haben Sie auf der ganzen Reise gewiß keine Stunde allein gelassen, und die Widerwärtigkeiten von schlimmem Wetter und Regen und Mangel an Pferden nehmen Sie geduldig an als Strafe für Ihre Hartnäckigkeit (ich denke das böse Wort ein bißchen zu mildern, wenn ich's so klein schreibe), sich gar nicht zum längeren Bleiben erbitten wollen zu lassen. — Wären Sie doch diese Woche nur noch geblieben, damit wir zusammen nach Krefeld hätten reisen können, um meine Lotte nicht nur en passant zu sehen, sondern sie mit hierherzubringen; denn sie kommt vor ihrer weiten Reise wieder auf einige Tage zu mir, welches mich gar zu glücklich macht. Sie hätten dann auch meine zarte, liebliche Lili[1])

[1]) Lili Emminghaus (1775—1845). Ihre Schwester Karoline war verheiratet mit Johann Henri Leopold v. Clermont (1771—1816), dem „allerliebsten Barönchen“.

gesehen und ihre Schwester Karoline — Henris Geliebte — und pour comble de bonheur sich mit dem wohlbekannten allerliebsten Barönchen einige Stunden unterhalten können. Ach, es ist gar zu schade, daß wir dies alles nun allein genießen müssen, woran wir Sie so gerne möchten teilnehmen lassen! — Lieber Vetter, sprechen Sie doch nicht mehr über das Bauen unserer Bastion in einem Tone, wie Sie in Ihrem Briefe tun, wo Sie sagen: „Wenn es ausgeführt werden könnte!“ Es kann, weil es muß, und ich zähle so fest darauf, daß ich Ihnen als dem künftigen Mitregenten des dreigeflügelten Gebäudes und Hauswesens hier gleich einen Vorfall gekannt machen muß, der in meiner Neusträßer Interimswirtschaft keine geringe Epoche macht. Denken Sie nur, daß in der vergangenen Woche nicht nur unser getreuer, ehrlicher Bedienter und maître d'hôtel, Mr. Jean, sondern auch meine Köchin den Dienst uns aufgesagt haben! Beide nicht aus Abneigung zum Dienst, sondern aus großer Neigung zu sich selbst, indem sie willens sind, sich zu heiraten, sobald wir ihre Stelle nur besetzen können. Ich zweifle nicht, daß Sie aufrichtigen Anteil an unserem Verlust nehmen, da Sie die Größe desselben schätzen können, indem Ihnen das Personale wohlbekannt ist. Ich hätte es Ihnen gönnen mögen, daß Sie Zeuge gewesen wären von der naiven Art, mit welcher Johann seinen Herrn um Erlaubnis bat, in den Stand der heiligen Ehe treten zu dürfen. Es war zum Totlachen!

Von Aachen habe ich lange, d. h. seit 20 Tagen, keine Briefe gehabt. Sie wissen doch, daß Fritz Präsident geworden?[1]) Ich wollte, ich könnte ihn zu einem Mitglied des Direktoriums machen. Seine Redlichkeit und reine Gutmütigkeit könnte vielleicht manche Spitzbüberei der anderen wieder gutmachen. Wie gefällt Ihnen der Rapport von Treilhard über die Landung in Ägypten?[2]) Mir scheint das, was er den Beys Schuld gibt, nur eine sehr gemilderte Darstellung des Verfahrens der Fran-

---

[1]) Johann Friedrich Jacobi war von der französischen Regierung zum Präsidenten der Munizipalität Aachen ernannt worden.

[2]) Bezieht sich auf die ägyptische Expedition Napoleon Bonapartes, die zur Eroberung von Alexandrien und Kairo führte, aber an Nelsons Seesieg bei Abukir scheiterte.

zosen selbst, überall, wo sie sich blicken lassen. — Den Brief von Lavater ans Direktorium haben Sie ohne Zweifel gelesen.[1]) Er ist stark; aber was wird er fruchten bei Menschen, wo Gewalt und Recht ganz synonyme Begriffe sind? Ich habe einen gewaltigen Appetit, unserm Commissaire du pouvoir exécutif und auch an Reinhard, beiden aber anonyme, ein Exemplar zuzuschicken, wenn das Schicken nur nicht so gefährlich wäre, da das böse Gewissen der Franzosen das Ding verboten hat. Aber auch bei diesen beiden, was würde es helfen?

Von Rektors[2]) bringe ich Ihnen unzählige Grüße. Es steht dort ganz beim Alten, d. h. Schlimmen. Wenn Gott den armen Mann doch bald zu sich nehmen wollte!

Auch von Winckelmann herzliche Empfehlungen. Wir tranken gestern in Pempelfort unter den Linden Kaffee und waren sehr vergnügt. Winckelmann läßt Sie sehr bitten, ihm doch, sobald wie es sein könnte, die Nachricht zukommen zu lassen, wann eigentlich sein Bruder einzutreffen gedenke. Er scheint sich nicht sehr auf diesen Gast zu freuen. Wir danken Ihnen recht herzlich dafür, daß Sie in Ihren Kindern und auch in andern Personen, die Ihnen teuer sind, Liebe für uns zu erwecken suchen. Gott wird's ja fügen, liebster Hausmann, daß wir wieder zusammenkommen zum Bleiben, zum Wohnen. Wir laben uns oft an dieser Aussicht, deren Ferne wir zur Gegenwart herbeizaubern möchten. Sie müssen es fühlen, wie herzlich wir Ihnen zugetan sind, wie oft wir Sie in unserer Mitte haben.

Soeben erhalte ich Briefe von Cleve. Ich hatte Lotten geschrieben, daß, wenn Sie nicht so entsetzlich eilig gewesen wären, ich leichtlich in Ihrer Gesellschaft auf einen oder zwei Tage nach Cleve gekommen wäre. Darüber, daß dieser Plan nicht ausgeführt worden, ist ein allgemeines Lamento entstanden, und ich soll recht sehr mit Ihnen schmälen, daß Sie nicht gekommen sind. Der ganze Zirkel hätte so herzlich gerne die Bekanntschaft

---

[1]) Der mannhafte Protest gegen die französische Gewaltpolitik, den der Züricher Prediger und Dichter Johann Kaspar Lavater am 10. Mai 1798 als „Wort eines freien Schweizers an die große Nation" veröffentlichte.

[2]) Familie des Jacobischen Hausfreundes Rektor Reitz in Düsseldor

des langen guten lieben Vetters gemacht. Lotte schreibt, sie hätten es dort lange nicht vergessen können, daß ich ihnen bloß den Mund wässerig gemacht und ihnen nachher aus des Tantalus Quell hätte zu kosten geben wollen. Wer ist schuld daran? wer? Und nun ade, Lieber! Eduard und ich wir umarmen Sie mit unveränderlicher Liebe, und ich bin von ganzem Herzen Ihre sehr gnädige Herrschaft

Fritze.

Tausend Liebes Ihrer ehrwürdigen Mutter, Ihren Kindern, Tante Karoline, Madame Köhlern und auch der guten Hennings.

Neunter Brief.

Düsseldorf, den 16. Oktober 1798.

Zanken Sie nicht, liebster Freund, Vetter und Chambellan, daß ich drei Briefe und seit vorigen Samstag sogar ein viertes Brieflein von Ihnen erhielt, ohne auch nur auf eins geantwortet zu haben. Ein paar Tage, nachdem ich Ihnen zuletzt schrieb, kam meine Lili mit ihrem Bruder und ihrer Schwester Karoline, und meine Lotte, dann mein Schwager aus Essen mit seiner Schwägerin und zwei kleinen Mädchen und noch einem Freunde, welche alle bei mir logierten und bis gestern morgen, wo alle, außer Karoline, wieder abzogen, die Hausfrau Fritze so ziemlich in Aktivität setzten und von ihrem Schreibpult ganz entfernt hielten. Jetzt bin ich mit der guten Line ganz allein, und wir suchen uns durch Schreiben, Arbeiten, Lesen und Musik so gut wie möglich die Zeit zu vertreiben und uns zu trösten über den Verlust des lieben Zirkels, den wir sehr vermissen. Meine herzliebe Lotte hätte ich noch etwas länger bei mir behalten, wenn die abscheulichen Franzosen nicht wären. Gleich den andern Tag nach ihrer Ankunft schickte Henri eine Staffette mit der Nachricht, daß ein neues Dekret herausgekommen wäre, worin stände: „que non seulement ceux-là seroient traités comme émigrés qui avoient trahi leur Patrie et servi contre elle, mais aussi toute personne qui l'avoit abandonnée sans déclarer ses motifs". Da nun dieses Lottens

Fall war, weil sie mit meinem Bruder und als zu seiner Familie gehörig ohne förmlichen Paß Vaals verlassen hatte, so drang George sowohl als Henri auf ihre schnelle Rückkehr, damit sie nicht Gefahr liefe, ihr Vermögen konfisziert zu sehen. Und so ist sie denn wirklich gestern herüber. Ob ich je den Franzosen wieder gut werden kann, die, alles andere abgerechnet, mir nun auch diesen Streich noch spielen, gebe ich Ihnen zu raten. Ich wünsche allen denen, die gegen sie streiten, Glück und Sieg und hoffe es noch zu erleben, daß Eduards Pfeifenkopf glänzen wird wie ein echter Solitaire.

Daß die Hamburger diesen Winter an keine Rückkehr weiter denken, wissen Sie vielleicht schon. Lene[1]) schreibt sehr melancholisch. Sie sagt an einer Stelle: „Fritz hat mich oft Kassandra genannt, wenn ich nur das Böse vor mir sehen wollte. Leider ist Kassandra eine wahre Prophetin gewesen! Mit jedem Tage wird alles verworrener ringsumher. Schenk hat sehr schwarz aus Rastatt geschrieben und sieht nichts als Krieg und Verderben. 120 000 Russen sind zur Verteidigung des Reichs im Anmarsch und 60 000 davon an den Rhein bestimmt. Was also bis dahin ungestört und ungefressen blieb, mag jetzt an seinen letzten Tag gedenken. Claudius und die Stolberge[2]) sehen das alles [als] nichts an und freuen sich nur über „die große Hilfe und Nelsons Sieg" usw. Was mich beruhigt, ist, daß Lene sich in ihren Ansichten und Ahndungen sehr durch Schenk leiten läßt; wir dagegen halten Schenk nicht für unbefangen genug, um ganz richtig zu urteilen. Er sieht gemeiniglich schwarz, wenn für die Franzosen der Himmel trübe und umwölkt ist, und dann leuchtet uns hier gerade die Sonne. Sollte es aber wirklich so kommen, wie die böse Kassandra prophezeit, denn adieu, du liebe, freundliche Bastion: wir ziehen dann wohl in die Georgenstraße. Wie Schlosser, der Erz-Anti-Franzos[3]), sich hat ent-

---

[1]) Friedr. Heinr. Jacobis Stiefschwester Susanne Helene Jacobi (1753—1838).

[2]) Matthias Claudius, der 'Wandsbecker Bote', und die Dichterbrüder Grafen Stolberg, Jacobis Nachbarn in Eutin.

[3]) Johann Georg Schlosser (1739—1799), der Schwager Goethes, badischer Oberamtmann in Emmendingen, dann Geh. Rat in Karls-

schließen können, nach Frankfurt zu ziehen und sich dort zu etablieren gerade in diesem Moment, wo das Schicksal des Reichs noch gar nicht entschieden ist, begreife ich nicht. Indessen freut es mich sehr, daß wir den trefflichen Mann wieder so viel näher besitzen; ich denke, sein Weg führt ihn über Hannover, und dann besucht er Sie gewiß. Wir gäben viel darum, um bei dieser Entrevue mit gegenwärtig zu sein. Wir hängen mit recht warmer Liebe an dieser Familie. Den 20. wollten sie Eutin verlassen. Dieser Vorfall, daß Schlosser hinberufen worden, macht, daß ich mich noch weit mehr als vorher auf unsere projektierte Frankfurter Reise freue. Sie behalten sie doch im Andenken, liebster Vetter! Wahrscheinlich führen wir alsdann unsre Lotte mit herunter, die um diese Zeit ihren Besuch bei meiner Schwester Kinkel abgelegt haben wird. — Ich habe hintennach noch recht viel Vorwürfe von Lotte und von Lenore und überhaupt von allen den Meinigen, die diesen Sommer in Cleve waren, hören müssen, daß der Plan, den wir einmal machten, hinzureisen, nicht ausgeführt worden ist. Ich habe aber alle Schuld rein von mir ab und auf die Schultern des bösen eilenden Vetters gewälzt, der nun so ziemlich schwarz dasteht und sorgen mag, wie er sich wieder wasche. Indessen habe ich doch noch so viel Gutes an Ihnen gelassen, daß Lotte nicht nur Ihren Gruß angenommen, sondern auch recht herzlich erwidert hat. Von George Winckelmann kann ich Ihnen noch wenig oder nichts sagen. Samstag nachmittag kam er mit Christian zu uns, als wir eben im Begriff waren auszugehen. Er überreichte Eduard Ihr Zettelchen und das Gläschen Cayenne-Pfeffer, wofür wir vielmals danken. Wir haben schon davon versucht und, da wir uns nach Ihrer Vorschrift richteten, es nicht beißend, sondern recht fein würzend gefunden. Ich hoffe nur, Sie haben sich nicht selbst davon beraubt. George Winckelmann hatte ich mir ganz anders vorgestellt, als ich ihn gefunden habe; ich dachte mir ihn äußerst kränklich und schwermütig und fand ihn sehr blühend und in der Viertelstunde, die er hier zubrachte, so ge-

ruhe, von dort 1794 mit Jacobi nach Eutin geflüchtet, war soeben von seiner Vaterstadt Frankfurt als Syndikus zurückberufen worden, starb aber bald darauf.

sprächig und munter, daß einige von der Gesellschaft ihn einen Schwätzer nannten. Seitdem haben wir ihn nicht wiedergesehen. Ich hoffe, es geht besser mit ihm, als sein Bruder erwartete; wenigstens geben Ihre Zeilen uns guten Mut dazu.

Der arme Rektor wird immer stumpfer. Die Abnahme seiner geistigen Kräfte verhält sich in eben dem Maß, wie seine physischen zunehmen. Außer der Lähmung in den Beinen gibt es wohl wenige Leute, die gesunder sind wie er. Er ißt, trinkt, schläft und verdaut vortrefflich. Der Hofrat meint, ein Schlagfluß würde ihn einmal schnell wegnehmen. Ich hoffe es, damit er keine Vorangst des Sterbens empfinde; denn den Tod scheut er gewaltig. Vor einigen Tagen las ich irgendwo: „Das Grab ist nicht tief. Es ist der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet, so bückt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloß die Dornenkrone von seinen Wunden ab.“ Ich wünschte, man könnte dem armen Rektor eine solche Ansicht des Grabes und des Todes geben, damit er mit Freude und nicht mit Zittern seiner wahren Heimat zuginge. — Der Auszug aus Thomond über das domestic home, den Sie mir mitteilen, war längst in meinem Herzen geschrieben. Ich hoffe, Sie haben das wenigstens zum Teil empfunden, als Sie bei uns waren. — Kommen Sie doch bald wieder! Sie ahnten wohl kaum, wie oft wir Sie in unserer Mitte wünschen. Als Chambellan ist Ihr Urlaub auch bald zu Ende, und wenn Sie nicht wollen, daß ich mich nach einem andern umsehe, müssen Sie sich gewiß bald wieder einstellen. Der Schlüssel kömmt mir fast täglich abhanden, und das ist eine gefährliche Sache in meiner Wirtschaft.

Und nun ade, lieber, lieber Vetter! Eduard und, obgleich unbekannterweise, auch meine gute Line grüßen Sie aufs herzlichste. Admiral und Merkur[1]) sind auf Ihre Ordre traktiert worden; aber mein armes Kanarienvögelchen, was hat das verbrochen, daß Sie ihm nicht wenigstens ein Stückchen Zucker oder ein paar Blätter Salat assigniert haben? Und es ist doch ein

[1]) Zwei schöne Hunde, die man auf einer der lustigen Zeichnungen Bruder Eduards sieht.

so gutes, fröhliches, reinstimmiges Geschöpfchen. Eduard hat sich recht skandalisiert darüber, daß Sie sein kleines Favoritchen so ganz übersehen haben. Wenn Sie wieder herkommen, müssen Sie es dafür einmal höchst eigenhändig füttern und eine kleine Konversation mit ihm halten. Es kann recht verständlich antworten.

Von Aachen haben Sie doch jetzt Briefe erhalten. Ich weiß nicht anders, als daß dort alles gut geht. Im Fall Sie sie noch nicht hätten, schicke ich Ihnen die Rede unseres Präsidenten. Mich dünkt, man merkt es ihr sehr an: qu'il a été obligé de hurler avec les loups. George tut das freiwillig, wozu Fritz gezwungen wird.

Ade, Lieber! Bleiben Sie uns gut. Sie wissen, wie wir Sie lieben. Es ist gar zu schön, daß Sie jetzt gesund sind und so munter, wie Ihr letzter Brief bezeugt, und daß Sie die Kinder nun wieder bei sich haben und Ihre Frau Mutter und Madame Köhler und Karoline. Grüßen und küssen Sie diese alle in unsrer Seele.

Sie, Lieber, umarme ich aus der Fülle meines Herzens.

Ihre treue Freundin

Fritze.

Zehnter Brief.

Düsseldorf, den 4. Dezember 1798.

Sie haben mich durch Ihr gewöhnlich schnelles Beantworten meiner Briefe so verwöhnt, liebster Vetter, daß mir's bei Ihrem letzten so langen Schweigen doch am Ende etwas benaut[1]) wurde, wie unser kleiner Präsident sich auszudrücken pflegt, und ich hatte mir's fest vorgenommen, zum zweitenmal vor Ihnen zu erscheinen und um die Ursache Ihres Schweigens anzufragen, als ich endlich Ihren lieben muntern Brief erhielt, der meine Benautheit in wenigen Augenblicken verscheuchte. Gottlob, Lieber, daß Sie wohl waren und so vergnügt und so zufrieden mit dem Besuch unseres Schlossers, den ich, wie Sie tun, von ganzer Seele schätze und liebe! Ich wünsche herzlich, daß er jetzt endlich den Ort gefunden haben mag, wo er den Rest seines

[1]) Rheinisch, soviel wie: beklommen.

Lebens mit Ruhe und Freude beschließen kann. Ich habe oft gedacht, warum doch aus ihm, der ja nicht gezeichnet ist wie Kain, ein solcher Wanderer geworden ist. Aber das ist wahr, daß er nicht leicht irgendwo zufrieden ist, und da sucht man denn freilich vergebens den Unannehmlichkeiten des Lebens zu entfliehen, car le chagrin monte en croupe et galoppe avec nous. — Seit Schlossers Sie verlassen haben, hörten wir nichts weiter von ihnen; auch die Eutiner wußten den 24. noch nichts von ihrer Ankunft in Frankfurt. Gott gebe, daß ihnen kein Unfall begegnet sei! Daß wir jetzt mit doppeltem Vergnügen auf den Zeitpunkt hinblicken, wo wir mit Ihnen die projektierte Reise nach Frankfurt antreten werden, begreifen Sie. Um sie desto gewisser ausführen zu können, haben wir alle Einladungen, künftiges Jahr die Vaalser und Clever zu besuchen, ziemlich dezidiert von der Hand gewiesen. Daß die Zurückkunft der Eutiner uns keinen Strich durch die Rechnung machen werde, des bin ich beinahe gewiß; denn sie hängen nicht von sich, sondern von den Franzosen ab, und diese stehen sich gar zu gut bei dem langwierigen Hinhalten der Dinge, als daß sie damit nicht fortfahren sollten, solange sie noch irgendeinen Zipfel in petto behalten, den sie nötigenfalls wieder ergreifen können, wenn man von der andern Seite ernsthaft Miene zum Brechen machen sollte. Schenk schrieb am 27. November aus Rastatt an Eduard: „Sonnabend ist neue Sitzung, worin man sich, ohngeachtet des Sitzens, den Franzosen nähern wird"; den Posttag vorher schrieb er auch an Eduard, daß „die Wahrscheinlichkeiten für den Reichsfrieden, dessen Abschluß vor einigen Wochen zweifelhaft geworden war, jetzt wieder weit mehr zu- als abnähmen". „Ich wünschte indessen", fügte er hinzu, „daß er wirklich geschlossen wäre, weil der Krieg unserm Lande den letzten Stoß geben und die Erwartung einer bessern Zukunft darin auf eine ganze Generation hinaus vertilgen würde." So leben wir denn noch immer in Ungewißheit und Schwanken zwischen der Bastion und der lieblichen Georgstraße, für welche letztere ich mich gleich dezidierte, wenn ich unter den Meinigen noch ein und andere Rekrutinnen für dorthin mit anwerben und mit verpflanzen könnte. Ich habe gegen Hannover in der Welt Gottes nichts,

als daß ich dort so entfernt von den Meinigen lebte. Indessen folge ich natürlich meinem Eduard, wohin es sei, und die Menschen, die zu Ihrem Zirkel gehören, würden mir gewiß manches Verlorne ersetzen. Aber daran sind wir noch nicht, das Ding ernstlich zu überlegen, und wer weiß, trägt unsere Bastion am Ende doch noch den Sieg davon. — Ihren Brief an Fritz Jacobi habe ich gleich besorgt. Sie sind glücklich, daß Sie zuweilen noch etwas, wenngleich composé, wie Sie es nennen, von ihm bekommen. Uns macht er sich so rar, daß ich in meinem nächsten Briefe wahrscheinlich bei Ihnen anfragen werde, wie es ihm geht. Der arme Junge dauert mich recht. Er hat nur la charge sans le bénéfice. Einige Erholung von seinem beschwerlichen und undankbaren Amt war ihm der zehntägige Besuch von den Blumenthalern, Lili, Lotte und Lisette, die, wie Lotte mir schreibt, ihnen allen wahre Festtage waren. In den wenigen freien Stunden, die er hatte, war er ganz wieder der alte frohe, teilnehmende und mitteilende Fritz. Ich wollte, ich könnte ihn zuweilen herzaubern. Es ist so ein gar guter Mensch. Klärchen[1]) hat mich vor drei Wochen auf einen Tag besucht und zog dann weiter nach Essen, wo sie noch ist. Ihr Befinden war gar nicht, wie es sein sollte, und da sie eigentlich ihrer Gesundheit wegen reiste, so wünschte ich, sie wäre hier geblieben, da der hiesige Arzt (NB. er heißt Abel[2]), das wollten Sie ja gerne wissen. Ich denke noch immer mit Nachlust an den Abend, wo wir beide ihm so ins Haus stürmten. Es hat ihn doch gefreut.) ein sehr geschickter Mann ist und ihre Konstitution auch von Kindesbeinen an kennt. Aber sie hatte sich an Julie versprochen und wollte ihr Wort nicht wieder zurücknehmen. Ich denke, sie kömmt in kurzer Zeit doch noch hieher, wenn sie in Essen keine merkliche Besserung spürt. Luise[3]) — nämlich Georgens Frau — erwarten

[1]) Friedrich Heinrich Jacobis einzige Tochter Klärchen, verheiratet mit Ludwig Arnold v. Clermont.

[2]) Dr. med. Johann Gotthelf Abel, gestorben 1822 als preußischer Geh. Medizinalrat, von Goethe, den er 1792 in Düsseldorf behandelt hatte, als „geistreicher und geschickter Arzt" gerühmt (Werke 33, 204).

[3]) Luise, geb. Brinckmann, die zweite Frau Georg Arnold Jacobis, der die erste, Fritzes Schwester Karoline, schon 1795, im zweiten Jahr der Ehe, verloren hatte.

wir täglich; denn ihre Ankunft hängt bloß von einem Paß ab, den sie [nicht] erhalten konnte, als sie im Begriff war abzureisen. Es ist doch arg, daß die Franzosen selbst einem Commissaire du pouvoir exécutif so viele Schwierigkeiten machen, sich nur auf wenige Tage zu entfernen, als fürchteten sie, er liefe ihnen davon, und noch dazu einem, dem ihr Interesse ebensosehr am Herzen als auf der Zunge zu liegen scheint. — Mit Luisen denke ich manche Stunde diesen Winter angenehm zuzubringen, wenn sie nämlich sich überwinden kann, aus dem Schatzkästlein ihres Kopfes und ihres Herzens, das so reich mit Juwelen besetzt sein soll, mir etwas mitzuteilen. Es ist sonderbar, daß ich bisher diese Frau, so oft und so sehr ich ihr auch entgegengekommen bin, doch immer nur auf das Wort eines andern hin lieben und schätzen konnte. Aus eigener Erfahrung wußte ich mir nie einen Grund dazu anzuführen. Vielleicht kommen wir uns jetzt bei ihrem Hiersein etwas näher. — George Winckelmann ist, seit sein Bruder ihn en cérémonie auf eine Viertelstunde zu uns führte, gar nicht wieder bei uns gewesen. Einige Zeit nachher ließ sich Christian mit seiner Frau zum Tee melden, George blieb aus. Sein Bruder entschuldigte dies oder wollte es entschuldigen, indem er sagte, es geschähe aus Schüchternheit, die ich freilich etwas deplaziert fand in einem so häuslichen Zirkel wie der unsrige; denn ich hatte mit Fleiß niemand dazu gebeten. Als wir unseren Gegenbesuch ablegten, war Mr. George wieder nicht zu Hause, und Christian war doch wirklich etwas verlegen, als bei unsrer Nachfrage nach ihm er zur Antwort geben mußte, sein Bruder hätte mit den Schwestern seiner Frau einen Roman von La Fontaine angefangen, den sie gar zu begierig wären zu endigen; deswegen hätte er uns nicht abwarten können. Ich schließe daraus, daß der junge Mensch sich von irgendeiner Seite bei uns gehemmt oder sich [nicht] passend zu uns fühlt, da er uns so geflissentlich aus dem Wege geht, und da können wir freilich nichts für ihn tun und müssen ihn nun gehen lassen. Von meinem lieben Eduard die herzlichsten Grüße und tausend Dank für Ihre lieben Zeilen. Mit Ihren Geldgeschäften ist also nun alles in Ordnung. Aber nicht in der Ordnung ist es, daß

ich Ihnen die 'Ariadne'[1]) so schickte, wie ich sie schickte, ohne mich deswegen zu entschuldigen, woran aber niemand schuld ist als mein gebietender Herr, der mir von dem Wegschicken kein Wörtchen sagte als in dem Moment, wo das Päckchen weg sollte, so daß ich keine Zeit hatte, sie Ihnen sauber abschreiben zu lassen. Ich habe mich wirklich deswegen geschämt und mich nur mit der Unmöglichkeit, es zu ändern, getröstet. Ich habe die 'Ariadne' jetzt wieder bekommen und freue mich ihrer fast täglich. Es sind gewiß köstliche Stellen darin. Ich wünschte, Sie hörten sie einmal von der Gräfin Nesselrode vortragen. Es ist ganz himmlisch.

Das Lied von Goethe in dem Schillerschen Musenalmanach[2]) habe ich noch nicht gelesen, werde es aber bald tun; der Almanach ist mir versprochen worden, und ich denke ihn bald zu erhalten. Langer[3]) ist noch nicht von Paris zurück. Nach seinen Briefen an Abel und seine Frau lebt er in vollem Genuß. Er kann sich gar nicht davon losreißen. Ich kann mir vorstellen, wie ein Künstler sich darin so verlieren kann, daß er das Wiederkommen beinahe darüber vergißt. Und nun adieu, mein lieber, lieber Kusin. Wir alle hier, d. h. Eduard und ich, und auch meine sanfte Line, grüßen und lieben Sie herzlichst. Erneuern Sie unser Andenken bei all Ihren Lieben! Wir sind oft mit unsern Gedanken in Ihrer Mitte. Fühlen Sie das nicht zuweilen? Dem himmlischen jungen Ehepaar sagen Sie doch gelegentlich etwas recht Freundliches und Teilnehmendes in meiner Seele. Vielen Dank für die kommunizierten, in der Tat sehr artigen Verse. Leben Sie wohl, Lieber, und bitten Sie nicht um Ihre Dimission; sie möchte Ihnen in Gnaden abgeschlagen werden.

[1]) Der Ariadne-Dichtungen gibt es manche (die bekanntesten: von H. W. v. Gerstenberg mit Musik von Reichardt 1760, von Joh. Chr. Brandes mit Musik von Benda 1775); welche hier gemeint ist, läßt sich nicht sagen. Auch Haydn hat eine 'Ariadne' komponiert.

[2]) Vielleicht ist gemeint das „Lied des gefangenen Grafen" 'Das Blümlein Wunderschön', in Schillers 'Musen-Almanach für das Jahr 1799'.

[3]) Johann Peter Langer (1756—1824), der Maler und Direktor zuerst der Düsseldorfer, dann der Münchener Akademie. (Vgl. über ihn Max Stern, 'J. P. Langer, sein Leben und sein Werk', Bonn 1930.)

Denken Sie lieber daran, wie Sie Ihren Dienst bald wieder selbst versehen wollen! Die gnädige Frau ist oft in gewaltiger Unruhe und hat jetzt gar zuviel selbst zu besorgen und zu bedenken.

O kommen Sie doch bald wieder zu Ihren Sie herzlich liebenden

Fritze und Eduard.

Elfter Brief.

Düsseldorf, den 22. Februar 1799.

Point de rancune, liebster Vetter, wegen meines langen Schweigens! Meine Stummheit abgerechnet, die mich zuweilen befällt und die Sie mir unter der Rubrik „Erbsünde" passieren lassen müssen, bin ich übrigens immer die alte, d. h. Ihre unveränderte und unveränderliche, treue Freundin, die Ihrer sehr oft gedenkt und sich weit lieber mündlich als schriftlich mit Ihnen unterhalten möchte. Seit dem Empfang Ihres letzten lieben Briefes haben wir keine schönen Tage verlebt, wie die Zeitungen Ihnen zum Teil verkündigt haben werden. Die große Not hat sich jetzt freilich wohl gelegt, indessen sind wir noch immer nicht in statu quo. Der Rhein ist ein böser Nachbar[1]), liebster Vetter. Eduard entschuldigt seine böse Mücken zwar damit, daß er ein echter teutscher Patriot sei und im gerechten Eifer über die Grenze, welche die Franzosen ihm vorschreiben wollten und die ihm nicht anstünden, diese letzte Ausweichungen in das Gebiet der Republik vorgenommen habe, welches sich freilich hören läßt und ich auch an ihm nicht tadeln kann; jedoch ist es mir so nahe bei ihm jetzt etwas arg unheimlich geworden, und meine liebe Bastion hat viel von ihrem Reiz verloren. Ach, Lieber, Ihre sanfte, friedliche Leine ist doch weit besser, wenngleich nicht so schön, und ich will mich gar nicht mehr dagegen sträuben, wenn unser Schicksal uns an ihren Ufern verpflanzte. In Düsseldorf ist mir's unbehaglich zumute. Luise Jacobi, Georgens Frau, hat doch unter allen diesen Unruhen ihr Knäbchen am 10. Fe-

[1]) Er hatte nach gewaltigem Eisgang eine große Überschwemmung verursacht.

bruar glücklich geboren[1]); aber ich darf ihn wohl Knabe nennen, so gesund, stark und groß ist er: wirklich ganz unbegreiflich für ein so mageres, kleines Fräuchen. Luise ist vollkommen wohl, schenkt[2]) den Kleinen und äußert so viel Freude über das Kind, als sie nur Äußerungsvermögen besitzt. George verließ sie am 9. Tag nach der Entbindung, nachdem er sich vier Wochen hier aufgehalten hatte. Er hat mir tausend Grüße für Sie aufgetragen, und daß ich Ihnen von seiner neuen Vaterfreude erzählen sollte. Mich jammerte recht, daß der arme kleine Junge gleich ein paar Stunden nach seiner Geburt als französischer Bürger eingeschrieben werden mußte und nun in 20 Jahren für sein so stiefväterlich gesinntes Vaterland vielleicht ins Feld ziehen muß. Gott gebe doch, daß bis dahin, daß unser lieber Gustav[3]) dies Alter erreicht, das ganze Wesen eine andre Gestalt gewonnen habe! Eduard hat sich sehr gehütet, mit George über Politik zu sprechen, doch kam es den letzten Abend etwas zur Sprache: wobei mir anfangs nicht ganz wohl zumute war. Nachher fand ich aber, daß, da ihre Begriffe über diesen Punkt so himmelweit voneinander verschieden sind, der Disput aus eben dieser Ursache nicht heftig werden konnte. Es lief auch alles glücklich ab, obgleich ich glaube, daß beide Teile fühlten, es fehle ihnen ein wichtiger Vereinigungspunkt. Ach, ich wollte, George wäre Amtmann in Wickrath geblieben und pflanzte dort seinen Kohl! Von unserm kleinen Präsidenten hören wir nur selten etwas. Wir hätten es gar zu gerne gehabt, wenn er mit George herübergekommen wäre; aber er nannte sich einen Gebundenen und schlug unsre Einladung ab, welches mir nachher auch lieb war, weil er uns gewiß krank geworden wäre aus Ungeduld über die Unmöglichkeit, bei dem Eisgang und dem drauf folgenden hohen Wasser wieder zurückzukehren. Daß Reinhard ihn verläßt und er auch für Ostern schon einen neuen Hofmeister zu erwarten hat, wissen Sie gewiß von ihm selbst. Ich habe viel Rühmliches von letzterm gehört und hoffe, er besitzt Rein-

---

[1]) Albert, geboren am 10. Februar 1799, gestorben schon am 8. April.

[2]) schenken im Sinne von tränken: siehe Grimm, Deutsches Wörterbuch 8, 2551.

[3]) Das einzige Kind aus Georg Arnolds erster Ehe.

hards Tugenden ohne seine Fehler. Ich gönne es dem guten Fritz, daß sein Herz beruhigt werde in betreff der Erziehung seines Einzigen.

Von Klärchen kann ich Ihnen gute Nachrichten bringen: es hat sich mit ihrem Befinden sehr gebessert, und in ihrem letzten Briefe schrieb sie, daß seit ihrem Aufenthalt in Essen sie 6 Pfund zugenommen habe. Vor acht Tagen ist mein Bruder hier durchgereist, um sie wieder abzuholen, und ich erwarte sie denn anfangs März hier bei mir, wo sie auch noch vierzehn Tage bleiben wollen. Im April kömmt meine gute Schwester Lotte. Gottlob! setze ich immer hinzu, so oft ich an diese liebe Aussicht denke. — Mich verlangt zu hören, wie es mit der Gesundheit der Kusine Karoline jetzt geht? Die gelindere Witterung wird hoffentlich wohltätig auf sie gewirkt haben. Ich kann mir es denken, welche Freude Ihre täglichen Besuche der armen Leidenden müssen gemacht haben; denn es ist mir noch sehr gegenwärtig, mein teurer Freund, wie Ihre Teilnahme, Ihr tröstlicher Zuspruch meinen armen Rektor erquickte und aufrichtete. Zu diesem gehe ich noch täglich; allein ich kann ihm wenig mehr sein, denn seine Geisteskräfte nehmen so ab, daß er nur äußerst selten noch einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen vermag. Wenn er doch bald erlöst würde, da der Tod schon so gar weit über ihm liegt und der Geist nicht mehr daheim ist in ihm!

Und nun ade, mein guter, lieber Vetter! Eduard umarmt Sie wie ich recht herzlich. Ich verlasse mich darauf, daß Sie es zuweilen ahnten, wie wir von Ihnen reden, wie wir Sie zu uns wünschen, wie wir Ihnen zugetan sind, und darum ist es wohl überflüssig, Sie noch einmal zu versichern, daß ich von ganzem Herzen bin

Ihre treuste Freundin Fritze.

Ihrem ganzen liebenswürdigen Anhang tausend der wärmsten Grüße.

Noch eins. Kennen Sie die sieben Passions-Sonaten von Haydn? Ich habe sie jetzt vorgenommen und lasse alles andre drüber liegen, auch mein bißchen Singen, auch meine 'Ariadne'.

Zwölfter Brief.

Düsseldorf, den 1. April 1799.

Diesmal, mein lieber, teurer Freund, soll es nicht wieder drei Monate währen, ehe Sie Antwort von mir erhalten. Ich will es nicht einmal bis zur Hälfte dieses Zeitraums kommen lassen und hoffe, Sie werden mir dies als einen großen Schritt zur Buße und Besserung anrechnen und mir ferner nicht mehr, wenigstens in diesem Punkt, allen Stoff zur Perfektibilität absprechen, wie Sie nach den letzten Erfahrungen vielleicht mehrmals mögen getan haben. Unterdessen hat Fritze doch gewiß mehr an den lieben langen Vetter gedacht wie er an sie; das Andenken der in Braunschweig mit ihm verlebten Tage hat sie recht herzlich gefeiert. Diesen Morgen sah sie ihn, wie vor zwei Jahren den Stubennachbar, wie lebendig zu ihr hereinkommen und mit seinem so rein-freundlichen, herzlichen Blick eine gewisse runde Schachtel ihr zum Andenken überreichen. Es bedurfte wahrlich dieses Andenkens nicht, lieber Vetter, um das Ihrige zu erhalten oder wieder anzufrischen, aber es freut mich doch immer, und ich betrachte es oft mit Vergnügen als Zeichen sowohl als auch die Sache an sich selbst. Mein heutiger Geburtstag ist nicht so pompös wie dazumal gefeiert worden; denn wir zwei sind wieder ganz allein, da meine Vaalser mich schon länger als vierzehn Tage verlassen haben. Sie können sich vorstellen, wie einsam ich nun wieder lebe. Klärchens Besuch hat mir wahre Freude gemacht. Der Aufenthalt in Essen scheint ihrem Innern wie dem Äußern wohlgetan zu haben, und ich glaube fest, daß der Keim von ihrer Mutter-Natur, der in ihr liegt, sich immer mehr entwickeln und in der Zukunft noch schöne Früchte tragen wird. Ihre Schönheit stand auch wieder in voller Blüte, und mein Bruder nahm diesen Zeitpunkt wahr, sie von unserm Apelles malen zu lassen. Es ist ein köstliches Bild geworden[1]), und wenn Langers neun Musen nicht schon fertig wären, so hätte er diesen Kopf trefflich benutzen können und

---

[1]) Das von Langer gemalte Porträt, das sie sitzend und auf eine Handarbeit blickend darstellt, befindet sich im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrat Fritz Jacobi in Saarbrücken.

Klärchen hätte noch hier auf der Unterwelt eine halbe Apotheose erlebt. Sie werden Freude haben, wenn Sie das Bild einmal sehen. Luise, deren vollkommene Wiederherstellung ich Ihnen schon in meinem vorigen Briefe meldete, ist am Freitag mit den Kindern wieder weggezogen. Albert ist ein starker Junge und dem Vater frappant ähnlich, welches ihn aber sehr häßlich macht, da er jetzt nur Georgens etwas grobe Züge hat, die noch von keinem Ausdruck belebt oder gemildert sind, welches aber mit der Zeit gewiß kommen wird. Gesund ist er auch, aber seine Kehle oder sein Gaumen muß etwas anders gebaut sein, wie sie sein sollten; denn beim Atemholen gibt er immer einen ängstlichen Laut von sich, und das Atemholen selbst scheint ihm beschwerlich zu fallen. Die Ärzte behaupten, es sei kein wesentlicher Fehler und es würde sich wohl noch geben, wodurch Luise beruhigt ist. Ich hoffe es mit ihr, doch bin ich nicht ohne Sorge für sein Sprachorgan. Eine Freude hatte ich während Luisens Hiersein. Bald nach ihrer Niederkunft wurde Gustav inokuliert, und da sie wegen Albert von ihm getrennt werden mußte, bekam ich Gustav unter meiner Aufsicht und Pflege und behielt ihn über vier Wochen. Die Blattern überstand er leicht und glücklich, und da die Vaalser bald nach dem Ausbruch derselben wegreisten, war des Kindes Gesellschaft mir Trost und Freude und die angenehmste Beschäftigung. Auch war mir die Vorstellung unaussprechlich süß, daß Gustavs so holde, liebliche Mutter mich nun, da ich ihr Kind bei mir hatte, näher umschweben würde. Sie fühlen das mit mir. Nicht wahr, Lieber?

Wegen unsers Kommens zu Ihnen! Sie glauben kaum, wie oft wir davon reden und wie gerne wir's täten. Neulich machten wir ganz ernstlich Plane dazu, die aber wieder zu Wasser geworden sind. Meine Schwester Lenore hatte sich vorgenommen, mich anfangs Mai zu besuchen, und wenn sie wieder weg wäre, wollten wir beide mit meiner schwarzen Lotte uns auf den Weg nach Hannover machen. Aber — Lenore schreibt uns, sie wäre guter Hoffnung, hätte mit mancherlei Beschwerden zu kämpfen, so daß der Arzt ihr das Reisen verböte, und ich möchte zu ihren Wochen hin nach Cleve. Dieser Liebesdienst läßt sich natürlich nicht abschlagen; aber die Reise nach Hannover geht

streichen, da Eduard in einem Jahre sich nicht zweimal entfernen darf.

Lieber Vetter, wenn Sie doch wieder zu uns kommen könnten und möchten! Wir wollten auch wieder zusammen reiten, und meine Lotte, die ganz anders mutig ist wie ich, ritte mit, und wir machten artige kleine Partien ringsumher in unsern schönen Gebirgen. An Frankfurt ist bei dem wieder ausgebrochenen Kriege nicht zu denken, das werden Sie für sich auch schon bedacht und, wie wir, das Aufschieben dieses Plans sich vorgenommen haben; denn zusammen müssen wir hin, dabei bleibt's! Wie ist es jetzt mit Ihrem Befinden, Lieber? Sie haben dem Winter auch einen bösen Zoll abtragen müssen; darum sollten Sie hier bei uns wohnen! Eduard und ich sind fast immer gesund. Wenn Ihnen das doch nur so recht einleuchten wollte! Auch die gute Karoline bedaure ich sehr wegen ihrer Kränklichkeit. Ich hatte gehofft, die vaterländische Luft würde schneller wohltätig auf sie wirken, aber es scheint, sie hat die Rückkehr etwas zu lange aufgeschoben und das Übel zu tiefe Wurzel fassen lassen. Die arme Karoline! Möge ihr bald geholfen werden! Wenn ich an sie denke und an Ihre würdige Mutter und an Ihre Kleinen und berechne, was Sie allen diesen sind, dann entfällt mir immer der Mut, Sie zu einer Herreise bewegen zu wollen. Küssen Sie der lieben Mama, die ich mit kindlichen Gefühlen verehre, die lieben Hände in meinem Namen. Ich täte dies so gerne selbst, wenn ich nur könnte!

Dienstagmorgen. Soeben, lieber Vetter, langt das Kistchen mit denen uns neulich angekündigten Würsten an. Wir danken Ihnen herzlichst dafür und hoffen wenigstens noch ein Teil davon in Ihrer Gesellschaft zu verzehren. Ich meine, sie werden für uns dann noch einen ganz andern feinern haut goût bekommen. Aber Sie haben uns so viel geschickt, gar zuviel! Eduard will ganz besonders dankend genannt sein für diese eine seiner Favoritspeisen, womit Sie ihn so reichlich versehen haben. Und nun leben Sie wohl, lieber, guter Vetter und Freund, und freuen Sie sich mit uns, daß die Franzosen, d. h. in meinem Lexikon der Antichrist, der alte Drache, der

wie ein brüllender Löwe umhergeht und sucht, welchen er verschlinge, endlich anfangen ein bißchen gedemütigt zu werden. Gott gebe dem guten braven Karl ferner Sieg![1]) Seit einigen Tagen hat Bernadotte hier eine Proklamation anschlagen lassen, worin er die Düsseldorfer auffordert, mit ihnen gegen den Kaiser zu kämpfen und die Tyrannen auszurotten; aber die zehnfache Tyrannei, die sie dagegen überall einführen, ist hier zu bekannt. Man lacht über die Proklamation wie über jedes Versprechen von Freiheit, das sie tun. In der ersten Nacht wurden die Blätter teils abgerissen, teils verunreinigt; nun wurden sie gestern aufs neue angeschlagen mit der beigefügten Drohung [von] 10 Jahren Galeerenstrafe, wenn man sie [nicht] in statu quo ließe. Ich denke, Citoyen Bernadotte wird lange warten, ehe sich einer auf seine Seite stellen wird.

Noch einmal adieu, cher cousin, ami, et chambellan déserteur. Ich umarme Sie und die Kinder mit herzlicher treuer Liebe.

Fritze.

Dreizehnter Brief.

Düsseldorf, den 23. Mai 1799.

Liebster Hausmann!

Ich wünschte, ich könnte Sie und die Ihrigen herzaubern, damit Sie mir die nächsten Tage, Wochen, Monate, Jahre überstehen hülfen. Sie wissen vermutlich schon, daß der Geheimerat und seine Schwestern den Entschluß gefaßt haben, Pempelfort zu verlassen und in Eutin ihr Leben zu beschließen. Dort hat mein Schwager das Schlosserische Haus gekauft, und ich habe keinen Funken Hoffnung mehr, ihn je wiederkehren zu sehen. Sie müssen fühlen, mein Lieber, wie tief dieser gefaßte Entschluß mich schmerzen muß und wie ich traure über die Vergangenheit, über die Gegenwart und die Zukunft, die mir, getrennt von allem, was mir lieb ist — Eduard ausgenommen, den ich doch auch, wie Sie wissen, die wenigste Zeit sehe —, wie eine sandigte Wüste vorkommt, welche ich einsam durch-

[1]) Erzherzog Karl von Österreich hatte die Franzosen unter Jourdan bei Osterach und Stockach am 21. und 25. März 1799 geschlagen.

wandeln muß. Ich bin sehr niedergeschlagen; doch nun wünsche ich, daß alle die Freuden, die die ehemaligen Pempelforter durch ihre Versetzung in einem so fernen Lande ihren Kindern und Geschwistern entziehen, sich denn wirklich bei ihnen konzentrieren möge[n] und ihre Veränderung ihnen nie gereue. Aber ich fürchte für sie, daß die Ruhe, die sie dort aufsuchten, die hiesigen Länder eher beglücken werde als die nordischen Gegenden, da, wie es heißt, der russische Kaiser in Holstein Magazine anlegen lassen will. Wenn sich dies bestätigte, wie viel besser wäre es alsdann nicht hier! Pempelfort soll vermietet oder verkauft werden. Ich würde Eduard bitten, es zu übernehmen, wenn mir Düsseldorf jetzt nicht so sehr zuwider geworden wäre und ich eher Hoffnung habe, daß er sich nach dem Frieden entschließen wird, auf die andre Seite bei den Meinigen zu ziehen, wenn er hier keine Besitzungen hat, die ihn zurückhalten können. Doch ich mag keine Plane machen. Alle die lieblichen Aussichten, die ich mir in frühern Zeiten von der Zukunft träumte, sind wie ein wirklicher Traum entflohen, und nichts, worauf ich hoffte, ist erfüllt geworden. Gott gebe mir jetzt nur hinlängliche Kraft, um mit gehöriger Ruhe, Geduld und Ergebung es abzuwarten, wie sich unser Schicksal ferner entwickeln werde! Lieber Hausmann, wollen Sie nicht en compagnie mit uns Pempelfort kaufen? Den Garten unterhielten wir gemeinschaftlich. Sie bezögen mit Ihrer Familie das Hauptgebäude, und Eduard baute für uns noch einen Stock auf der Orangerie, die auch unten zu einer sehr artigen Wohnung leicht arrangiert werden könnte. Doch ich will ja keine Plane machen, und Sie werden gewiß nicht nach Düsseldorf ziehen wollen, nun die andern in Eutin bleiben. George und Fritz sind die vergangene Woche hier gewesen, um einige Verfügungen zu treffen; sie blieben aber nur drei Tage, weil Fritz so sehr gebunden ist. Dieser kurze Besuch und in solcher Absicht konnte mir wenig Freude gewähren. Jedes Wort tat mir weh, was über Pempelfort gesprochen werden mußte, und ebenso jeder Tritt im Haus und Garten. Die Kinder verlieren bei weitem nicht soviel durch die Entfernung vom Vater, da ihr Etablissement sie längst an den Gedanken gewöhnt haben

mußte, von ihm getrennt zu leben, als wir, die wir fürs Leben aneinander gebunden zu sein glaubten: wir empfinden seinen Verlust natürlich weit tiefer; doch gönne ich ihm von Herzen die reichere geistige Existenz, die ihm nun geworden ist und die doch hauptsächlich den besten Genuß seines Lebens ausmacht.

Fritz war in den wenigen Stunden, wo [nicht] von Geschäften die Rede war, ganz der Alte. Er hatte sogar auch Musik mitgebracht für den Fall, wenn sich Zeit dazu fände. Er ist sehr glücklich dadurch, daß er bei so vielen überhäuften Geschäften dennoch jeden Moment von Muße benutzen und dann gleich und ganz zu genießen versteht, was sich ihm darbietet. Gott erhalte ihn dabei!

George ist, wie Sie wissen werden, bei den Wahlen durchgefallen. Sein Republikanismus scheint mir seitdem auch gefallen zu sein, welches ich erwartet hatte. Maintenant il plante ses choux et fait bonne mine à mauvais jeu. Er wünschte, seine Schwiegermutter kaufte Pempelfort[1]), dann käme es in der Folge wieder an ihn; sie wird aber in den jetzigen unruhigen Zeiten nur schwer dazu zu bereden sein.

Seit ich Ihren lieben Brief erhielt, habe ich viele der Meinigen bei mir gesehen und auch eine kleine Reise nach Essen gemacht, wozu meine Lotte die größte Veranlassung war, da sie so sehr darum bat. Ich habe sie dort lassen müssen und war sehr betrübt, sie nicht mitnehmen zu können, zumal da es sehr ungewiß ist, ob sie späterhin zu mir kommen wird und vielleicht schleunig nach Mannheim aufbrechen muß. Die Pempelforter Geschichten erfordern vorerst meine Gegenwart hier, weil alles inventarisiert und nachher verkauft werden soll; darum geht auch Lotte an meiner Stelle nach Cleve, darum kann ich auch nicht nach Hannover, sondern muß Fuß beim Mal halten. Meine Lotte würde uns mit Freuden begleitet haben. Ich soll Sie herzlich von ihr grüßen und freundlichst danken für Ihre so freundliche Einladung. So tue auch ich, mein guter, lieber Vetter. Ich habe es mit dem gehörigen rechten Sinn empfunden, daß

[1]) Das geschah in der Tat später, und Georg Arnold Jacobi hat dort noch bis zu seinem Lebensende (20. März 1845) gewohnt.

Sie von mir glauben, mitten in Ihrem Familienkreise befände ich mich à ma place.

Verzeihen Sie mein Geschmier. Ich werde unaufhörlich unterbrochen.

Leben Sie wohl, Lieber! Eduard und ich umarmen Sie und die Kinder und Mutter und Tante und Kusinen mit treuer, herzlicher Liebe.

Fritze.

Vierzehnter Brief.

Düsseldorf, den 14. Junius 1799.

Liebster Vetter! Mein letzter Brief an Sie und Ihr liebes Paket an uns haben sich croisiert. Ich hätte freilich indessen schon wieder schreiben und danken sollen; allein die Arrangements wegen Pempelfort haben mir so viel Zeit geraubt, daß ich schlechterdings weder zu dem einen noch zu dem andern kommen konnte. Es würde mir sehr leid tun, wenn Sie mich deswegen für eine Undankbare halten sollten; aber nicht wahr, Lieber, so beurteilen Sie mich nicht? Ihr Geschenk hat Eduard wie mir viele Freude gemacht, und wir danken Ihnen innigst dafür. Der Almanach ist gar zu lieb, und ich denke, er soll einst benutzt werden, wenn wir nach dem Frieden uns irgendwo auf dem Lande häuslich niederlassen, um einige Partien daraus zu kopieren. Ich wünsche noch immer sehr, daß wir die Plane dazu gemeinschaftlich ausführen könnten. Haben Sie meinen neulichen Vorschlag wegen Pempelfort wohl in Überlegung genommen oder nehmen können? Es wäre gar zu schön, wenn wir auf diese Weise Nachbarn werden könnten. Der Garten ist wirklich entzückend schön. Jetzt ist alles vermietet, aber mit drei Monate aufzukündigen. Die Orangerie ist verkauft, und die Meublen sollen es nächstens werden. Sie sehen daraus, daß an keine Rückkehr der andern mehr zu denken ist. Ich bin jetzt damit beschäftigt, die zurückgelassenen Bücher zu inventarisieren, welches kein kleines Stückchen Arbeit ist, da durch allerlei Transportieren bei dem Anrücken der Kaiserlichen und der Franzosen alles in die höchste Konfusion geraten ist. Wenn Sie mir helfen kämen, da würde bald Licht werden! — In

Eutin ist noch kein Haus gekauft; aber sie bleiben doch dorten. Man hat sie nun einmal und will sie nicht gehen lassen und streut ihnen Weihrauch, und der duftet immer süß. Der Geheimerat nennt Düsseldorf eine Barbarei[1]) und streicht die Holsteiner kultivierte Welt sehr heraus. Nun, Kantianer haben wir freilich nicht; aber man braucht doch auch nicht wie Diogenes mit einer Laterne am hellen Mittag auf den Markt zu gehen, um einen vernünftigen Menschen zu suchen, und dann deucht mir auch, wer so viel in sich hat wie unser lieber Philosoph, der kann schon auf manches Verzicht tun, was ihm andre geben können.

Dies alles, mein lieber Freund und Vetter, bleibt entre nous.

Ich muß für diesmal schließen. Leben Sie wohl, lieber, guter Vetter, und nehmen Sie nochmals den herzlichsten Dank für den lieblichen Almanach und die brillante Nelsoniade. Eduard umarmt Sie mit mir aufs wärmste.

Fritze.

Tausend Liebes an Mutter, Tante, Schwestern und Kinder! Winckelmann empfiehlt sich und bittet die Einlage an seine Schwester zu besorgen.

---

[1]) Vgl. dazu seinen Brief an Fritze vom 3. Juni 1799, wo es heißt: „Es ist in der Tat für mich keine Frage, ob ich in meinem Vaterlande oder in Holstein mit größerem Vergnügen lebe. Jenes ist mit diesem verglichen für den Mann von Geist, für den Schriftsteller ein wahres Exilium. Meine Landsleute bringen mir keine Kränze. Hier bekränzt mich jeder mit seinen schönsten Blumen, mit seinem edelsten Laube; meine Gegenwart ehrt und erfreut. Es ist keine Lust im Lande, die nicht erhöht und festlicher würde, wenn ich Teil an ihr nehme. Das ist süß, liebe Fritze, und ich genieße es nicht erst seit gestern." ('F. H. Jacobis Auserlesener Briefwechsel', Leipzig 1827, Bd. II Seite 277ff.)

Es ist mir eine angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle Frau Martha Jacobi in Aachen für wortgetreue Abschrift der Briefe und Frau Marie Koellreutter in Freiburg i. Br. für die Druckerlaubnis geziemend zu danken. Auszüge, auf das Politische bezüglich, hat bereits Prof. Otto Koellreutter (Jena) im Augustheft 1925 der 'Deutschen Rundschau' veröffentlicht.

Goethe und Polen, Polen und Goethe

Von Julius v. Twardowski (Wien)

Bei einer Untersuchung, wieweit Goethe das polnische Geistesleben beeinflußt und wie sich andererseits Polen zur Erscheinung Goethes gestellt hat, darf natürlich nicht etwa die Aufnahme Shakespeares in Deutschland als Maßstab genommen werden; dafür liegen die inneren und äußeren Bedingungen (Stammesbeziehungen, Bühnenwirkung usw.) allzu verschieden. Wenn aber auch der Einfluß Goethes nicht in erhebliche Tiefen der polnischen Allgemeinheit gedrungen ist, so hat er sich doch an gar vielen Stellen des weiten Kulturgebietes und in mancherlei Formen gezeigt, die in ihrer Gesamtheit ein lebhaftes Goethe-Interesse beweisen.

In jüngeren Jahren hatte Goethe zu Polens Land nur ein ganz flüchtiges, zu seinen Leuten bloß ein gesellschaftliches Verhältnis. 1790 verbrachte er einige Tage in Krakau, Wieliczka und Czenstochau, worüber Prof. Dr. Stan. Krzyzanowski im 'Rocznik Krakowski' (Bd. XIII, 1911) archivalisch verläßlichen Aufschluß gibt. Goethe war mit seinem Herzog und dem Grafen Reden aus Breslau am Sonntag, dem 5. September in Krakau eingetroffen, dürfte den 6. in Wieliczka und den 7. wieder in Krakau verbracht haben. Die Reisenden wohnten im Hause des angesehenen Stadtrates und Kaufmanns Joseph Bartsch am Ringplatz Nr. 36, wo die beste Gesellschaft abzusteigen pflegte. Eine Gedenktafel erinnert an Goethes Besuch. Am meisten scheint den Dichter das mineralogische Kabinett, eine Zierde der Universität, gefesselt zu haben, das er unter Führung des Professors Scheidt besichtigte; auch brachte er aus der Umgebung eine reiche Ausbeute an Steinen nach Weimar mit.[1])

---

[1]) Über Goethes Aufenthalt in Krakau vgl. Wukadinović in dem unten S. 149 (Anmerkung) genannten Aufsatz. Vgl. auch Dr. Eugen Meller, 'Wiener Abendpost', 23. Juli 1915.

Von seinem ersten Aufenthalt in Karlsbad 1785 an pflog Goethe regen Verkehr mit der polnischen Aristokratie, bewunderte „die feine Bildung und ritterliche Gesinnung" der Herren, die Schönheit der Frauen und den Glanz ihrer Feste. Jedesmal gehörten dort zu seinem engsten Kreis der Schriftsteller und General Fürst Adam Kasimir Czartoryski, dessen Schwester Fürstin Isabella Lubomirska, Kultusminister Graf Stan. Potocki, der Übersetzer der 'Geschichte der Kunst des Altertums' von Winckelmann, die Gräfinnen Dembińska, Lasocka, Ogińska, der Kurator der Universität Wilno, Fürst Adam Georg Czartoryski, der Krakauer Domherr Universitätsprofessor A. von Trzcinski, später noch Stan. Graf Dunin Borkowski, der Schriftsteller N. H. Nakwaski, Fürst Anton Heinrich Radziwiłł, Gräfin Jaraczewska, eine „gediegene Kennerin der deutschen Literatur", Frl. Theresa Brzozowska, Frau von Szymanowska und ihre Schwester Wołowska. Überdies werden in Goethes Briefwechsel erwähnt Graf E. Raczyński, ein Fürst Sanguszko, ein Warschauer Professor Jaworski, ein Herr Jasnowski; in öftere Berührung war mit ihm auch ein polnischer Arzt Dr. Wilh. Mat. Włoka gekommen. Mit den Vertretern der polnischen Literatur gewann aber Goethe erst drei Jahre vor seinem Tode persönliche Fühlung und neuerlich Gelegenheit, seine Teilnahme an fremdem Schrifttum kundzutun. „Die Bestrebungen, die Poesie zu nationalisieren und von den Fesseln der Nachahmung zu befreien, sind edel zu nennen. Jede Nation hat ihre poetische Ernte; warum auf fremdem Boden Blüten suchen, wenn der eigene fruchtbar, sogar üppig ist?" Ein Brief vom 9. November 1830 an Marianne von Willemer besagt: „Das polnische Büchlein war willkommen; wir sind mit dieser Nation und ihrer Sprache schon viel näher verwandt als sonst; sehr oft kommen gebildete Männer dorther, unserer Frau Großherzogin aufzuwarten. Unsere Bibliotheken besitzen Grammatiken und Wörterbücher hinreichend, und so wirkt eine Nation immer lebhafter auf die andere." Hält man diese Briefstelle zu den Äußerungen, die Goethe über die polnische Literatur zu Mickiewicz und Koźmian gemacht hat, und neben sein Billett an Frau Ottilie, worin er das Polnische mit dem Französischen und Englischen

auf gleiche Stufe stellt, so kann man Wukadinović nur beipflichten, wenn er vereinzelte, unbesonnene oder von journalistischer Sensationslust eingegebene Versuche, Goethe als Germanisator hinzustellen, ebenso gelassen wie unwiderleglich abtut.

So große Bedeutung dem Besuch des polnischen Dichterfürsten Adam Mickiewicz bei Goethe als der Begegnung der „zwei größten Geister, welche die germanische und die slavische Welt hervorgebracht," auch zukommt — er ist schon so oft geschildert worden, daß an dieser Stelle Hinweise genügen.[1]) Hier sei also nur festgestellt, daß Mickiewicz mit seinem Freund Odyniec vom 17. August bis 1. September 1829 in Weimar weilte, wiederholt mit Goethe beisammen war, teils bei diesem selbst, teils bei Frau Ottilie; daß er dem Alten von Weimar auf sein Verlangen den Gang der polnischen Literatur von der ältesten bis zur neuesten Zeit im Zusammenhang mit den historischen Begebenheiten vorführte, ihm auch von den polnischen Volksliedern erzählte. Goethe begegnete seinen Gästen, die nach dem Wunsch der Familie zu seinem 80. Geburtstag ver-

[1]) Auf des Dichters A. E. Odyniec Reisebriefen als der einzigen Quelle fußen u. a. F. Th. Bratranek, 'Zwei Polen in Weimar 1829', Wien 1870, 150 S.; L. Kurtzmann, 'Zum 28. August. Goethes Beziehungen zu polnischen Dichtern', 'Magazin f. d. Literatur des Auslandes', Leipzig 1879, Nr. 35; Anton Mazanowski, 'A. Mickiewicz in den Jahren 1829—1832', Lemberg 1884, 88 S.; Theodor Stahlberger, 'Mickiewicz in Weimar 1829', Krakau 1886, 27 S.; Gustav Karpeles, 'Goethe in Polen', Berlin 1890, 220 S.; ein Kapitel im II. Bd. des Standardwerkes über Mickiewicz von Peter Chmielowski 1898; Gabriel Dauchot, 'Immortelle Pologne', Paris 1908; Jan Obst, 'Mickiewicz und Goethe', 'Kwartalnik Litewski', Petersburg Juni 1910, mit kritischer Untersuchung der üblichen Darstellungen; Dr. Eugen Meller, 'Goethes Beziehungen zu Polen', 'Österr. Rundschau' 1. VII. 1915; Sophie Ciechanowska, 'Mickiewicz und Goethe', 'Pamiętnik literacki' XXI, 1924; Alex. Hajdecki, 'Ein Besuch Mickiewicz' bei Goethe 1829', 'Reichspost', Wien, 3. III. 1925; Ed. Jeikner, 'Von Polen nach Weimar', 'Ostdeutsche Monatshefte', Oktober 1930; H. Sternbach, 'Goethe und Polen', 'Filomata', Lemberg 1932; Z. St. Klingsland, 'La Pologne à Weimar', 'Pologne Littéraire', Warschau, 15. XI. 1932. Vgl. auch K. v. Holtei, 'Vierzig Jahre' Bd. IV, und Max Hecker, 'Holtei im Goethekreise', Jahrb. d. Goethe-Gesellschaft 4 (1917), 200. 228.

blieben, mit ausgesuchter Zuvorkommenheit, bat Mickiewicz in einem eigenhändigen Kärtchen, sich für ihn von Joseph Schmeller zeichnen zu lassen (Bildnis im Goethe-Museum zu Weimar), und überreichte ihm, den er „un homme de génie" nannte, zum Abschied als Andenken ein Gedicht und eine gebrauchte Feder. Diese Verszeilen sind, wie Professor Wilh. Bruchnalski ('Słowo Polskie', Lemberg 1904, Nr. 28, 30 und 32) entgegen anderen Versionen nachweist, von Goethe eigenhändig und eigens für Mickiewicz geschrieben worden.[1])

Vor und nach Mickiewicz und Odyniec war der Schriftsteller A. E. Koźmian mit dem Grafen Alex. B. Batowski bei Goethe erschienen und hat darüber im 'Przyjaciel ludu' III 1839 berichtet.[2])

Einer der nächsten Besucher war Graf J. M. Fredro. Auch der Dichter Vinzenz Pol, der polnische Theodor Körner, konnte 1831 eine Stunde mit Goethe verbringen. Słowacki hat den Patriarchen nicht gesehen, obwohl er eigens seinen Weg über Weimar genommen.

Ein besonderes und noch nicht genügend gewürdigtes Kapitel bildet in Goethes Leben seine Bekanntschaft mit der berühmten Klaviervirtuosin Marie v. Szymanowska[3]). Der Dichter hatte die damals dreiunddreißigjährige Meisterin und ihre Schwester Kasimira Wołowska 1823 in Marienbad zur Zeit seines „Hanges" zu Ulrike von Levetzow kennengelernt. Auf seine wiederholte Einladung hin trafen die Schwestern am 23. Oktober 1823 in

[1]) 'An Mickiewicz. Mit einer angeschriebenen Feder', Werke 4, 294; vgl. Obst (siehe Anm. S. 144) und W. Belza, 'Iris', Lemberg, I, 114.

[2]) Auch darüber ist viel geschrieben worden, u. a. von Kurtzmann, 'Schles. Ztg.' 1868, Nr. 85; Bratranek, Wiener 'Presse' 1882, Nr. 191; Karpeles, 'National-Ztg.' 1885, Nr. 88; Szczepański, 'Münchn. Allg. Ztg.' 1896, Nr. 39; A. Zipper, 'Goethe-Jahrbuch' VII, 1886; 'Chronik des Wiener Goethe-Vereins', X, Nr. 4—5. Koźmians Reisebericht aus seinen 'Erinnerungen' Bd. I S. 159 wurde viermal ins Deutsche übertragen.

[3]) Ihr Brief an Goethe vom 23. August 1823 ist faksimiliert in der von Max Hecker herausgegebenen Gedächtnisgabe der deutschen Reichsregierung zum 22. März 1932: 'An Goethe. Briefe bedeutender Zeitgenossen'.

Weimar ein, wo Goethe sie in jeder Weise auszeichnete. „Sie ist nicht allein eine große Künstlerin, sondern zugleich ein schönes Weib“, hat er von Maria zu Eckermann gesagt. Immer wieder ließ er sich von ihr in den zwei Wochen ihres Aufenthaltes vorspielen, der ganze Weimarer Kreis huldigte ihr, und wenn man des Kanzlers von Müller Erzählung von seinen ergreifenden Worten beim Festmahl des 4. Novembers und die Schilderung der rührenden Abschiedsszene liest, wie der greise Dichter „die schöne, liebenswürdige polnische Frau“ unter Tränen umarmte und ihr noch lange nachblickte, wie er nach dieser Trennung erkrankte, so kann man sich des Eindrucks schwer erwehren, daß hier tiefste seelische Vorgänge mitspielten. Zum Kanzler von Müller sagte Goethe: „Dieser holden Frau habe ich viel zu danken, ihre Bekanntschaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben.“ In seinen Briefen an Knebel, Boisserée, Schultz spricht er zu jener Zeit in überschwenglicher Weise von der Künstlerin, die ihn zu einem seiner schönsten poetischen Ergüsse, dem dritten Gedicht der 'Trilogie der Leidenschaft' angeregt hat, der 'Aussöhnung' mit den Schlußworten vom „Doppelglück der Töne und der Liebe“. Nachdem Lad. Łoziński schon 1870 im 'Dziennik Literacki' Nr. 1 über 'Goethe und Frau Maria Szymanowska' und Czesław Jankowski im 'Kraj' 1899, Nr. 32, über die „Dichterfreundin“ gehandelt hat, ist nunmehr ihr Nachlaß der Forschung zugänglich geworden, und da berichtet Professor Adam Czartkowski, 'Baltische Presse', Danzig, 4. November 1930 ('Maria Szymanowska, Goethe und sein Kreis'), daß Dichter und Pianistin auch weiterhin in Verkehr gestanden, Briefe und Geschenke ausgetauscht haben. Die reizvolle Künstlerin ist kaum 41 Jahre alt geworden: acht Monate vor Goethe ist sie in Petersburg an der Cholera gestorben. Neue Kunde über sie dürfen wir von Czartkowski erhoffen, der eine Szymanowska-Biographie vorbereitet. Auch Józef Mirski[1]) will ihr eine Arbeit widmen. Aber schon heute kann kaum ein Zweifel mehr obwalten, daß Goethe von seiner letzten Liebe zu Ulrike von Levetzow

[1]) Er hat schon in der 'Pologne Littéraire', Warschau, August und September 1931, über diese Frau geschrieben.

durch seine allerletzte zu Maria Szymanowska geheilt worden ist.[1])

War die Weimarer Begegnung Goethe-Mickiewicz zum lebendigen Symbol der Berührung deutscher und polnischer Geisteskultur geworden, so fand sich Goethe durch seine Berufung zum Ehrenmitglied der Warschauer 'Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften' mit der geistigen Blüte der polnischen Nation in aller Form verbunden. Der kürzlich verstorbene Alex. Kraushar berichtet in seinem Geschichtswerk über jene damals höchste wissenschaftliche Körperschaft Polens (III. Buch, VII. Bd., Krakau-Warschau 1905), wie Goethe am 3. Januar 1830 auf den Antrag Kasimir Brodzińskis hin mit 20 von 21 Stimmen gewählt worden ist und in einem lateinischen Schreiben gedankt hat. Die eine Gegenstimme war sofort Gegenstand einer Zeitungsfehde geworden ('Gazeta Polska', 8. Januar 1830, 'Kurjer Polski', 25. Februar und 3. März, 'Tygodnik Petersburski', 23. April); Kraushar hat dazu unlängst noch einmal das Wort ergriffen ('Das historische und das heutige Warschau', 'Ossolineum', 1925). Słowacki erblickte in der Wahl Goethes bereits den Sieg der Romantiker, und richtig wurde im Mai 1831 auch Mickiewicz Mitglied der Gesellschaft (vgl. Wacław Berent, 'Die Enteignung der Musen', 'Pamiętnik Warszawski', III. Jahrgang, Heft 1). Daß zwischen Goethe und der Gesellschaft, die fast gleichzeitig auch Alexander von Humboldt zum Ehrenmitglied wählte, tatsächlich Beziehungen bestanden, beweist ein Schreiben Goethes mit der Bitte, die ihm befreundeten Hellenisten Friedr. Wilh. Riemer und Karl Wilh. Göttling als Mitglieder aufzunehmen, was denn auch geschah.

Bei der Frage, wie Polen sich zu Goethe gestellt habe, drängt sich eine Wahrnehmung auf: während über „Schiller in Polen" zusammenfassende Werke entstanden sind, deckt die Flagge „Goethe in Polen" vornehmlich Einzeldarstellungen. Schillers Ideologie mußte sich bei einer staatlich unbefriedigten Nation bewähren, man jubelte ihm zu; der unpolitische Goethe ent-

[1]) Zu dieser Auffassung neigen auch W. J. v. Wasielewski, Wilh. Bode, Hans John.

sprach mehr jenen, „die über das Leben nur noch reflektieren". So lag zwischen Goethe und dem polnischen Volke während geraumer Zeit eine Zone äußerlicher Achtung, in der sich lediglich auserwählte Geister bewegten. Die mehr in Byrons und Schillers Spuren wandelnde polnische Romantik hat sich zwar auch der Einwirkung Goethes nicht zu entziehen vermocht; aber nur der Schöpfer des Ersten 'Faust', des 'Werther' und der Balladen hat sie ausgeübt. Dem abgeklärten „Kunstgreis" stand der nationalpatriotische Sturm und Drang fremd gegenüber; die erstarkte und zu eigenem Leben gediehene polnische Dichtung entfernte sich von Goethe, doch blieben immerhin ihre besten Köpfe mit ihm in Berührung. Schillers Weltbeglückung und Weltverbesserung, sein Idealismus und Nationalismus machte allgemeineren und noch auf Słowacki mächtigen Eindruck; daher ist „Schiller in Polen" Gegenstand einer gründlichen Studie von Marjan Szyjkowski (Krakau 1915, Akademie der Wissenschaften, 318 S.) geworden. Goethes Bedeutung hat zunächst im Zusammenhalt mit Schiller Würdigung erfahren, so von Aug. Bielowski in seiner Anthologie, von J. Korzeniowski im 'Kurs Poezji', 1823, Abschnitt VI, von Eleonora Ziemiencka in einer tüchtigen Studie im 'Ateneum', Wilno 1842, in neuerer Zeit von Professor Wład. Spasowicz in einer hochwertigen Arbeit: 'Schiller und Goethe im denkwürdigen Jahrzehnt ihrer Freundschaft 1794—1805', Petersburg 1894. Die umfassende Goethe-Darstellung fehlt wohl noch der polnischen Literatur. Doch liegt des Engländers Lewes 'The life and works of Goethe' in polnischer Übersetzung vor, und der im 'Ateneum', Warschau 1878, veröffentlichte biographisch-literarische Umriß 'Goethe' von Peter Chmielowski (151 S.) ist eine Abhandlung von bedeutendem Werte. Chmielowski war literarischer Leiter der 'Bibliothek der Meisterwerke' und hat sich mit einer langen Reihe von Goetheübertragungen verdienstlich bewährt.[1])

---

[1]) Dem Spezialthema „Goethe in Polen" gilt eine Reihe von Arbeiten: M. Gawalewicz' Aufsatzfolge im 'Tygodnik Ilustrowany' 1886, Nr. 180—182, gewährt guten Überblick; Karpeles' schon erwähntes Buch ist von R. Pilat, Gawalewicz, Lempicki, Ciechanowska und andern verdientermaßen als unverläßlich kritisiert und vielfach

Der Schweizer Franzose Ed. Rod hat in seiner 'Etude sur Goethe', Paris 1898 (309 S.), seine Ernüchterung in bezug auf Goethe gestanden, zu der er nach anfänglich bedingungsloser Hingabe gelangt sei. Gegen Rod nimmt W. Spasowicz den Dichter in einer ausführlichen Entgegnung, 'Ateneum', Warschau 1898, Bd. II, mit Begeisterung, aber auch mit wissenschaftlichem Rüstzeug in Schutz (vgl. unten Kawczyński gegen Du Bois-Reymond). Mit dem bisher umfangreichsten polnischen Goethe-Werk hat Ferd. Hoesick dem Jubiläumsjahr präludiert, indem er mit seiner biographischen Studie 'Goethe und die allerschönsten Tage seines Lebens 1814—1832', Warschau 1931, auf XX und 533 Seiten den Roman Goethes mit Marianne von Willemer zur Darstellung bringt.[1]) Von eindringender Versenkung in Goethes Ausdrucksmittel zeugt die methodisch sorgsame Dissertation von Klara Trenkler: 'Studie über den Gebrauch des Partizips in Goethes Dichtersprache', Warschau 1927. Eine philologische Untersuchung bietet auch Dr. H. Biegeleisen in seinem Buch über 'Pan Tadeusz', Warschau 1884, indem er den Gebrauch der Epitheta bei Goethe und Mickiewicz vergleicht. Zu erwähnen ist ferner die Stilstudie von W. Bruchnalski im 'Kurjer Lwowski', 27. März 1932.[2])

---

berichtigt worden; ein Vortrag von Dr. Meisner, 'Zeitschrift der histor. Gesellschaft für die Prov. Posen' 1890; Dr. Hugo Zathey, Abdruck aus dem 'Czas', Krakau 1890 (vom selben Verfasser: 'Einige Bemerkungen über Goethes Leben', Progr. der Ob.-Realsch. Krakau 1894); Kas. Missona, Gymn.-Progr. Jaroslau 1910; Dr. E. Meller, 'Österr. Rundschau' 1. VII. 1915. Hohen Stand hält die neueste Arbeit in dieser Gruppe, die Abhandlung von Prof. Dr. Sp. Wukadinović, Krakau 1930 (besprochen von H. Sternbach, 'Ruch Literacki', April 1931).

[1]) In desselben Autors 'Liebe und Liebelei im Leben berühmter Männer', Warschau-Krakau ist ein Kapitel den 'Römischen Elegien' (Faustina) gewidmet.

[2]) Daß die polnische Goethe-Literatur keineswegs dürftig ist, beweisen wiederholte Zusammenstellungen. L. Kurtzmanns Bibliographie 'Goethe in Polen', Posen 1887, beansprucht freilich nur 12 Seiten; der fleißige Edm. Kołodziejczyk verzeichnet aber in seiner gleichbetitelten Abhandlung, Krakau 1913, auf 27 Seiten bereits 262 Nummern. Ferner haben über diesen Gegenstand gehandelt:

Geht man dem Widerhall Goethes in der polnischen Literatur nach, so dürfte sein Name dort wohl zum erstenmal gegen Ende des 18. Jahrhunderts in des Grafen Ign. Krasicki Schriften aufscheinen. Während einer der frühesten Vorläufer der Romantik, F. K. Wezyk, sich über den deutschen Dichter noch sehr zurückhaltend äußert, ist der eigentliche Vorkämpfer dieser Richtung, K. Brodziński, Goethes erster Verkünder, Biograph und Übersetzer in polnischen Landen geworden. In seiner Abhandlung über 'Klassizität und Romantik', 'Pamiętnik Warszawski' 1818 (88 S.), offenbart er tiefe Erkenntnis Goethes und kennzeichnet ihn bereits als Wortführer deutscher Dichtung. Diese Abhandlung war die Entgegnung auf eine beckmesserscharfe und schiefe Beurteilung Goethes in derselben Zeitschrift. Für seine Vorlesungen an der Warschauer Universität schrieb Brodziński den ersten Lebensabriß Goethes in polnischer Sprache. Schon 1822 handelt er über Faust und Twardowski (den polnischen Faust) und übersetzt den 'Werther'. Sein eigenes nationales Idyll 'Wiesław' (1818) bezeugt in Form und Inhalt Kenntnis von 'Hermann und Dorothea'. Goethe beginnt zu wirken. In den 'Rozmaitości', Lemberg 1828, findet sich auf S. 395 ein begeistertes Gedicht: 'An Goethe' von A. Słowikowski.

Die Beziehungen zwischen Mickiewicz und Goethe sind namentlich von J. Kallenbach, 'Adam Mickiewicz' (4. Auflage, Lemberg 1926) ausgezeichnet dargestellt worden. Die erste Spur einer Beeinflussung durch Goethe läßt sich bei Mickiewicz in einem Anklang der 'Seefahrt' im 'Zeglarz' ('Schiffer') 1821 entdecken, und die Ballade 'Switezianka' ('Seejungfrau') gemahnt motivisch an den 'Fischer'. Das Vorwort 'Über romantische Dichtung', das Mickiewicz dem ersten Bändchen seiner Dichtungen (Wilno 1822) vorausschickt, beweist, daß er Goethes weltumspannende Persönlichkeit bereits erkannt hat. Auch er

---

E. Lipnicki, 'Augsburger Allgem. Ztg.', 19. Januar 1882; A. Vogel, 'Nation', 1888, Nr. 40 (insbesondere über 'Faust'); 'Fremdenblatt', Wien, 24. November 1889; W. Barewicz im 'Euphorion' Bd. II. Jüngst hat darüber knapp und klar Prof. Sigm. v. Łempicki in den 'Ostdeutschen Monatsheften', Oktober 1930, Bericht erstattet.

denkt daran, den 'Werther' zu übersetzen, der sich gegen Ende des vierten Teiles der 'Dziady' ('Ahnen') bemerkbar macht und auf den Mickiewicz selbst den Leser dort ausdrücklich hinweist. Das Verhältnis Gustaws ('Ahnen' IV) zu Werther ist zumindest von vierzehn Literarhistorikern untersucht worden. Aufgedeckt hat ihre verwandten Züge zuerst M. Mochnacki, 'Werke', Bd. V, Posen 1863, und er bezeichnet sogar die 'Ahnen' IV als zweiten Teil und Schluß des 'Werther'. Auch Dr. Sophie Ciechanowska ('Mickiewicz und Goethe', 'Pamiętnik Literacki' XXI, Lemberg 1924—25, 33 S.) nennt die 'Ahnen' IV den „unsterblichen polnischen Werther".[1])

Mehr aber als mit der Auffindung von bewußten und unbewußten Berührungen hat sich die Kritik mit der Feststellung der wesentlichen Unterschiede beschäftigt. Cybulski ('Die Ahnen, kritische Analyse', Posen 1864, 80 S.) trat als erster gegen die Identifizierung der beiden Gestalten auf und erklärte, daß 'Ahnen' und 'Werther' überhaupt nichts gemein haben. Ganz so einfach liegt die Sache also nicht! Hatten doch Mickiewicz und Goethe beim Schaffen der beiden Werke ähnliche Erlebnisse hinter sich, befanden sich in gleichartiger Verfassung, und so können scheinbare Anklänge in Wahrheit Widerhall ihres Eigenlebens sein. In der um 1827 verfaßten, aber unvollendet gebliebenen, erst 1860 veröffentlichten akademischen Abhandlung 'Goethe und Byron' stellt Mickiewicz die beiden Dichter an die Spitze ihrer Epoche und schickt sich an, das Gesamtschaffen Goethes zu beleuchten.[2]) In Dresden soll Mickiewicz 1832 den 'Prolog im Himmel', nach andern Mitteilungen sogar den ganzen Ersten Teil des 'Faust' übersetzt haben; indessen ist diese Arbeit verschollen. Wahrscheinlich hat er dort auch den 'Prometheus' gelesen und sich von ihm in der 'Improvisation'

---

[1]) Diese Frage behandeln u. a. noch J. Turczyński: 'Analyse der Ahnen', Lemberg 1873; Kallenbach: 'Ahnen, IV. Teil', Krakau, Akad. d. Wissensch., Bd. VII, 1889; Tretiak; Chmielowski; Ed. Schnobrich: 'Bluszcz', Warschau 1886. Die Liste wird von Jan Muszkowski in seiner Vorrede zur Staffschen Übersetzung des 'Werther' ergänzt.

[2]) Vgl. H. Schipper: 'Der Sentimentalismus im Schaffen Mickiewicz'', Lemberg 1926, 311 S.

('Ahnen' III), jenem gewaltigen Hymnus auf die eigene Schöpferkraft, zu einzelnem anregen lassen. — Damals meldet er seinem Freunde Odyniec: „Ich schreibe jetzt eine Dichtung in der Art von 'Hermann und Dorothea'." Diese Dichtung, der zum Nationalepos gewordene 'Pan Tadeusz', ist dem Umfang nach über die deutsche Idylle weit (fast auf das Fünffache) hinausgewachsen, da sich während der Arbeit Walter Scott als Vorbild einschob. In Parallele gestellt haben die beiden Epen Stan. Pigoń (Einleitung zum 'Pan Tadeusz', Bibl. Narod.), Dr. H. Biegeleisen, Warschau 1884, und Alex. Pechnik. Über des polnischen und des deutschen Dichters Lyrik weiß Professor Jul. Kleiner (Lemberg) feine und schöne Worte in seiner 'Polnischen Literatur' ('Literaturen der slavischen Völker', Wildpark-Potsdam, Athenaion) zu sagen. Dort nennt Kleiner auch Stef. Garczyński, dessen Dichtung 'Wacławs Taten' die 'Ahnen' fortsetzen und zum Faustproblem beitragen wollte, einen Jünger Byrons und Goethes. Eine Beziehung zwischen der religiösen Lyrik des Mickiewicz und Goethes 'Wilhelm Meister' wurde im 'Ruch Literacki', Jänner 1930, von St. Cywiński behauptet, von Stan. Pigoń in einem Aufsatz, der einen Monat später am gleichen Ort veröffentlicht wurde, allerdings bestritten.[1])

In der Zeit seiner völligen Selbständigkeit und erhabenen Geschlossenheit bekundet Mickiewicz weitere Teilnahme an Persönlichkeit und Schaffen Goethes, den er als Professor am Collège de France mehrfach zitiert und der neben Homer sein Lieblingsdichter bleibt bis ans Ende. Fast nie hat er sich über 'Wilhelm Meister' geäußert, und wie er über den 'Faust' abschließend gedacht, wissen wir eigentlich auch nicht. Ein formaler Einfluß dieser Dichtung auf den dritten Teil der 'Ahnen' ist jedenfalls zu erkennen. In der Problemstellung und Führung der Handlung sind die 'Ahnen' III ureigenstes seelisches Eigen-

---

[1]) Sonst behandeln noch das Thema „Goethe und Mickiewicz" u. a. A. Ettlinger: 'Allgem. Ztg.' 1900, Nr. 196, Beilage; A. Luntowski: 'Gegenwart' 1910, 35; G. Adam: 'Voß. Ztg.' 1. Januar 1899, und zuletzt Sophie Ciechanowska in der auf S. 151 genannten systematischen Untersuchung im 'Pamiętnik Literacki'.

tum ihres Schöpfers. Dies ist auch der Standpunkt der George Sand, die in ihrem 'Essai sur le Drame fantastique' (Goethe, Byron, Mickiewicz, das heißt: 'Faust', 'Manfred', 'Ahnen' III), 'Revue des deux Mondes', 1. Dezember 1839, die drei Dichter auf eine Stufe stellt und Mickiewicz von Goethe und Byron unabhängig sein läßt; nur die literarische Gattung des „metaphysischen Dramas" sei den drei Werken gemeinsam. Eine Parallele der drei genannten Dichter hat auch E. Lubowski veröffentlicht. Einen Vergleich zwischen 'Gustaw' und 'Faust' gab J. Turczyński (s. o.); vgl. auch die Studie von E. Schnobrich: 'Hamlet, Faust, Gustaw', 'Przegląd Tygodniowy', Warschau 1886, Nr. 39 (46 S.). Den Beziehungen Gustaws, Konrads und Fausts hat auch Dr. M. Zmigrodzki eine Untersuchung im 'Ateneum Kapłańskie' (Włocławek 1909, Band 2, Heft 3, 21 S.) gewidmet. Der Schwarze Jäger gegen Ende der 'Ahnen' I gemahnt an den Samiel des 'Freischütz', ist aber zugleich ein Echo des Verhältnisses zwischen Mephistopheles und Faust. Eine überaus feinspürige, methodologisch vorbildliche Betrachtung hat Emil Petzold an die 'Ballade bei Mickiewicz und Goethe', 'Przewodnik Naukowy i Literacki' ('Gazeta Lwowska') 1910 gewendet. Vergleichende Bemerkungen über diesen Gegenstand macht auch S. Ciechanowska. Als Kuriosum sei ein Aufsatz von Professor W. Bruchnalski erwähnt ('Słowo Polskie', 25. Dezember 1920), wonach 'Erlkönig' und eine Stelle aus den 'Ahnen' II beide auf die 'Dialogorum libri quatuor' des Papstes Gregor I. des Großen, und zwar im 18. Abschnitt des IV. Buches als Urquelle zurückzuführen seien.

Inwieweit bei Jul. Słowacki und Sigm. Krasiński, die mit Mickiewicz die dichterische Heroentrias der Polen bilden, Goethischer Einfluß nachzuweisen sei, kann nur ganz kurz gestreift werden.[1]) Bei Słowacki finden sich Erinnerungen an 'Faust' und 'Egmont'; sein Kordyan ist ein patriotischer Faust mit Wertherzügen, Słowacki selbst ein geistiger Erbe der in Winckelmann und Goethe verkörperten Neurenaissance. Sein Bruchstück gebliebener 'Beniowski' wäre eine nationale Ein-

---

[1]) J. Kleiner hat jedem der beiden eine mehrbändige grundlegende Monographie gewidmet.

kleidung der Faustgestalt geworden.[1]) — Krasiński fühlte sich eigentlich zu Goethe, „le calculé Goethe", wenig hingezogen („Shakespeare hat kein Herz, Goethe auch nicht"), doch befaßt er sich, wie 'Irydion' und die 'Ungöttliche Komödie' dartun, viel mit 'Faust', von dem er trotz Erkaltung der anfänglichen Begeisterung nie loskommt; ja er dachte an einen 'Faust' III. Teil, „in dem sich alles umgestalten, erhöhen, ausgleichen müßte". Wenn Goethes Mephistopheles die unvergleichliche Verkörperung zersetzender Verstandeskraft ist, so ist Krasinskis Satan eine mit aller Logik geschaffene romantische Teufelsgestaltung. „En fait de musique le 'Freischütz' de Weber est la même chose que le 'Faust' de Goethe", so Krasiński an Reeve.[2])

Wiederholt haben polnische Autoren an die Spitze eines Werkes ein Motto von Goethe gestellt, so J. Korsak seiner Dichtung 'Des Gedankens Pilgerfahrt', 1825, J. Korzeniowski seinen 'Pelopidy', und der kraftgeniale Jan Kasprowicz, der seinem Kranz von 40 Sonetten 'Aus der Hütte', 1888 ('Werke', Band I, Krakau 1930), den Spruch voranschickt: „Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen, Und haben sich, eh' man es denkt, gefunden."

Ein fesselnder Entwurf ist das dramatische Bruchstück 'Weimar', das der vulkanisch-visionäre Stan. Wyspiański, nachdem er den Zweiten Teil des 'Faust' gelesen, in einem Wiener Hotel 1904 in deutscher Sprache aufs Papier geworfen und zu einer ideellen Gegenüberstellung von Goethe und Mickiewicz gestaltet hat. So weht denn noch immer aus Faustens Studierzimmer ein Hauch.

Schon im bisherigen Verlauf unseres Berichtes sind wiederholt Goethe-Übersetzungen angeführt worden. Die erste

---

[1]) Über den 'Deutschen Einfluß im Schaffen Słowackis (Schiller und Goethe)' siehe M. Bienenstock im Gymn.-Progr. Wadowice 1909 (113 S.), und über 'Słowackis Fantazy und Goethes Tasso' J. W. Rollauer im Słowacki-Jubiläums-Band II, Lemberg 1909.

[2]) Über 'Krasinskis Schaffen im Verhältnis zur deutschen Literatur' handelt Dr. Kas. Kobzdaj im Progr. d. IV. Gymn. in Lemberg 1912, 73 S.

möchte jene des Alex. Fredro sein, der 1820 den 'Clavigo' übertragen und in Lemberg aufgeführt hat (nicht gedruckt). Als erster Goethe-Übersetzer gilt für seine Heimat K. Brodziński[1]), der schon 1819 Goethische Gedichte (u. a. den 'Zauberlehrling') und (s. o.) 1822 den 'Werther' überträgt. Bald melden sich andere Dolmetscher: Wacław z Oleska Zaleski, A. Bielowski ('Fischer', 'Veilchen', 'Vorspiel auf dem Theater'), L. A. Nabielak, E. Odyniec, B. Graf Baworowski, A. Zdziarski, St. Budziński, B. Bielawski, J. Korsak, J. N. Kamiński, K. Brzozowski, A. Groza, F. Zieliński, Führer, A. Gorczyński (1844), H. Zathey (Gedichtbändchen 1879) usw. Mickiewicz, der bedeutendste Goethe-Übersetzer (als solcher Gegenstand einer Studie von Dr. Alb. Zipper im 'Muzeum', Lemberg 1895), hat den 'Wandrer' und 'Mignon' übertragen.[2]) Außerdem treffen wir im II. und IV. Teil der 'Ahnen' auf je eine Anmerkung des Dichters: „aus Goethe"; während wir es bei der ersten in Zosias Arie mit einem Echo der 'Spröden' zu tun haben, ist das zweite Gedicht nicht von Goethe: es wird dem Freunde Merck oder neuerdings K. F. von Reitzenstein zugeschrieben.

Von 'Hermann und Dorothea' gibt es vier Übersetzungen (Czajkowski 1845, Jenike 1872, Ziemba 1885, Nowicki 1902), von 'Reineke Fuchs' eine Übertragung von Jenike; auch die 'Wahlverwandtschaften' (übersetzt von L. Ilnicka 1866), 'Wilhelm Meister' (übersetzt von P. Chmielowski 1893), sowie 'Dichtung und Wahrheit' (von L. Jenike 1895) sind in polnischer Sprache vorhanden. Um Goethes Verbreitung hat sich der eben genannte Ludwig Jenike durch seine vielen, mit lehrreichen Einleitungen versehenen Übersetzungen besondere Verdienste erworben. Auch schrieb er über 'Goethes Jugend und seine bislang nicht übersetzten Gelegenheitsdichtungen' (Warschau 1897, 239 S.), sowie 'Über polnische Übersetzer Goethes' ('Literarisches Echo', V, 226). Stef. Frycz hat (Lemberg 1910 und Krakau

---

[1]) Vgl. Dr. S. Ciechanowska, 'Pamiętnik Literacki', Lemberg 1928, 32 S.

[2]) Über das Mignon-Lied und seine ebenbürtige Nachdichtung schreibt Jul. Kleiner in seiner Abhandlung 'Einige Bemerkungen über den polnischen Jamben-Rhythmus', Warschau 1927.

1912) eine Auswahl von Gedanken in Prosa und Auszüge aus den Gesprächen mit Eckermann veröffentlicht. Einer der bedeutendsten zeitgenössischen Autoren, Wacław Berent, hat im 'Przegląd Warszawski', Februar 1925, Goethes viel und oft gedeutetes 'Märchen' aufs glücklichste übersetzt und unter dem Titel 'Unerforschte Geheimnisse eines Märchens' eine Auslegung versucht.

Von Goethes Dramen finden sich polnisch vor: 'Stella', 'Götz', 'Die Geschwister' (zweimal), 'Egmont' (zweimal), 'Clavigo' (zweimal), 'Iphigenie' (viermal, darunter eine Übertragung von J. Kasprowicz), 'Torquato Tasso' (dreimal, darunter wieder eine Übersetzung von Kasprowicz). Noch immer erscheinen in Zeitschriften und Tageblättern von Zeit zu Zeit Nachdichtungen einzelner Verse. Im übrigen ist für die ältere Literatur die Bibliographie von Estreicher und die Zusammenstellung von Kołodziejczyk (s. S. 149, Anm. 2) heranzuziehen.

Wir wenden uns zu den 'Werther'- und 'Faust'-Übersetzungen.

Eingeführt hat sich Goethe in Polen durch seinen 'Werther'. Obgleich eine Bühnenbearbeitung des 'Werther' schon 1785 in Polen gespielt und der 1822 übersetzte Roman rasch populär geworden war, trat die Werther-Strömung in Polen weniger mächtig auf als im sonstigen Ausland. Nach einer kurzen Unterbrechung kam, wie über alle westlichen Literaturen, noch eine zweite, schwächere Welle. Es folgten weitere Übertragungen von P. Choynowski, Fr. Mirandola und Leopold Staff, wohl dem bedeutendsten Dichter der polnischen Gegenwart. Fast wäre, wie erwähnt, dem 'Werther' auch in Mickiewicz ein Übersetzer erstanden. Das Thema „Werther in Polen" hat in Konst. Wojciechowski seinen Bearbeiter gefunden (zweite Auflage, Lemberg, Ossolineum 1925, 189 S.); das Buch berichtet über die polnischen 'Werther'-Romane, behandelt natürlich auch den „Wertherismus und die 'Ahnen'" und vertieft J. W. Appells 'Werther und seine Zeit' in bezug auf die polnische Ausstrahlung der Werther-Bewegung.

Wie wohl überall, stand und steht im Mittelpunkt auch der polnischen Goethe-Teilnahme der 'Faust'. Von den vielen Würdigungen seien nur genannt: W. Gostomskis hervorragender

Aufsatz über 'Faust' I, 'Ateneum', Warschau, Bd. IV, 1886; C. Jellentas 'Das allgemein menschliche Ideal', Krakau 1894, I. Bd.; die ausgezeichnete Abhandlung von Ign. Matuszewski: 'Der Teufel in der Dichtung' (zweite Auflage, Warschau 1900, 280 S.). In einer geistreichen Nebenbetrachtung seines Werkes 'Das Problem der Wirtschaft' (Warschau 1930, 318 S.) sucht Anton Kostanecki darzulegen, wie Goethe durch eine Vereinigung von Robinson und Hamlet zum „Faustismus" als einer Synthese von Individualwirtschaft und Kultur gelangt sei. Erwähnt sei noch ein Wort Chopins, das sich am Schlusse eines Briefes aus Dresden vom 26. August 1829 findet: „Ich kehre soeben vom 'Faust' zurück — eine fürchterliche, aber großartige Phantasie!"

'Faust' hat bisher vierzehn Übersetzungen ins Polnische erfahren. Die älteren fallen zumeist in die Zeit 1840—1860, als viele Polen von der Berliner Universität heimkehrten und Übertragungen aus fremden Sprachen um so mehr in Schwang kamen, als die nationale Poesie vielfach hatte in die Ferne flüchten müssen. Dann, nach einer 'Faust'-Stille von Jahrzehnten, erscheinen zwei Übersetzungen beider Teile. In der Folge werden die Zeitabstände immer kürzer, und in unserem Jahrhundert sind schon sechs Übertragungen entstanden. Auf einige Glieder der langen Reihe weisen wir besonders hin. 1841 und 1844 erscheinen in Warschau die ersten Übersetzungen von Jos. Paszkowski, sie beschränken sich auf einzelne Szenen; gleichfalls nur Bruchstücke gibt 1841 in der 'Biblioteka Warszawska' die Übersetzung von A. J. Szabrański; weitere Auszüge finden sich anonym in den 'Niezapominajki' 1844, sowie von Wład. Wolski in der 'Bibl. Warsz.' 1848 und im 'Tygodnik Wielkopolski' 1871; auch Hier. Felomanowski (Posen 1861 und 1883) begnügt sich mit Einzelheiten. Die erste vollständige Übersetzung beider Teile stammt von Alfons Walicki, Wilno 1844. Ihm folgen: Alex. Krajewski, Erster Teil, Warschau 1857, neue Ausgabe Lemberg 1883, dann wieder 1921; Wacław Tyzenhaus, Erster Teil, Handschrift, in der Branicki-Bibliothek zu Sucha (1871); Fel. Jezierski, beide Teile, Warschau 1880; Jos. Paszkowski, ebenso, Krakau 1881—82; Ludw. Jenike, Erster

Teil, Warschau 1887 und 1889, neue Ausgabe mit Stücken des Zweiten Teiles 1891; Jos. Czermak, Erster Teil, Lemberg 1896; Kasimir Strzyżewski, ebenso, Posen 1914; Leon Wachholz, ebenso, Warschau 1923, Umarbeitung (mit Einführung von Otto German), Warschau 1931; sein 'Faust. Zweiter Teil' ist vollendet und wird demnächst erscheinen; Lad. Koscielski, Erster Teil, Warschau 1926; Emil Zegadłowicz, beide Teile, Wadowice 1927; Stan. Dembiński, beide Teile, vom Dichter mit Bildern geschmückte Handschrift auf der Danziger Goethe-Ausstellung 1930; Sigm. Reis, Erster Teil, mit Einleitung und Illustrationen, Lemberg 1932. Übertragungen einzelner Abschnitte führt Kołodziejczyk an. — Zur Übersetzung von Wachholz (er ist Professor der gerichtlichen Medizin in Krakau) hat Wukadinović in einer Einführung unter Heranziehung des 'Urfaust' die bisherigen Forschungsergebnisse über Entstehung und autobiographischen Gehalt der Goethischen Lebensdichtung zusammengefaßt, und einem dritten Professor der Krakauer Universität, Roman Dyboski, hat diese Übertragung Anlaß geboten, in einem Aufsatz 'Goethe und unsere Zeit', 'Przegląd Warszawski', November 1923, einsichtige und überzeugende Worte über die kulturfördernde Kraft des 'Faust' zu sagen. — Über die polnischen 'Faust'-Übersetzungen sind auch wieder mehrere Untersuchungen erschienen: über die neun frühesten Übertragungen spricht in der 'Bibl. Warszawska' 1884 Bd. I Ludomił German, vergleicht sie untereinander und mit dem Original und stellt fest, daß jeder Übersetzer weder Arbeiten seiner Vorgänger noch anderssprachige Übertragungen benutzt, vielmehr ab ovo begonnen hat. German gibt der Übersetzung von Krajewski den Vorzug, erklärt sich aber von keiner befriedigt. Die drei letzterschienenen Übersetzungen (Wachholz, Koscielski, Zegadłowicz) unterzieht Wit. Hulewicz ('Der polnische Faust', Warschau 1926, 66 S.) einer eindringlichen Prüfung und erklärt die letztgenannte für die gelungenste, weil „innerlich getreueste, dichterischeste, die Goethe endlich den geraden Weg zur polnischen Seele öffnet". Auch Koscielskis Arbeit erfreut sich günstiger Aufnahme. In den 'Ostdeutschen Monatsheften', Oktober 1930, macht Professor Herm. Sternbach Mitteilungen über 'Polnische

Faust-Übersetzungen', und in der Posener Wochenschrift 'Tęcza', 29. August 1931, rühmt Professor Adam Czartkowski mit großer Wärme die zuletzt bekannt gewordene Übersetzung, die von Stan. Dembiński, einem Beamten des Polnischen Generalkommissariats in Danzig, herstammt, von diesem selbst kalligraphiert und mit hundert eigenen Tuschzeichnungen begleitet worden ist; sie wird auch von der „Prager Presse" (10. September 1931) gelobt. — Die zahlreichen Parallelen Faust-Twardowski bleiben hier außer Betracht.

Über Goethe als Naturforscher sind in der Fach- und Tagespresse wiederholt Aufsätze erschienen; genannt werde beispielsweise eine Darstellung von Dr. M. Flaum im 'Kurjer Warszawski' vom 18. Mai 1931. Über 'Goethes Naturgefühl' und seine Wandlungen belehrt eingehend Professor Dr. Wit. Barewicz im Programm des Franz-Josef-Gymnasiums in Drohobycz 1897. Als Du Bois-Reymond im Herbst 1882 in seiner Berliner Rektoratsrede Widersprüche im 'Faust' und vor allem in Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten unter die Lupe genommen und sich gegen den Goethe-Byzantinismus gewandt hatte, worüber Professor Ludw. Finkel in der 'Gazeta Lwowska', 21. November 1882, unter der Überschrift: 'Contra Goethe' ausführlich berichtete, hat sofort Dr. Maxim. Kawczyński am 29. und 30. November unter der Bezeichnung 'Contra Reymond' geantwortet, Goethe unter Hinweis auf seine geistigen Wandlungen in würdiger und wohlgegründeter Weise in Schutz genommen und den Angreifer Punkt für Punkt widerlegt; allerdings steht im ganzen auch Kawczyński bei seiner Einschätzung der naturwissenschaftlichen Forschungen Goethes noch auf dem Boden des 19. Jahrhunderts.

Es darf nicht wundernehmen, daß die Goethe-Chronik des polnischen Theaters nicht allzu reich erscheint: als Bühnendichter war doch Goethe nur mit wenigen seiner Dramen populär. Immerhin war der 'Groß-Kophta' im Warschauer Nationaltheater schon am 18. April 1806 und die erste polnische 'Clavigo'-Aufführung im Lemberger Theater bereits am 2. April 1821 zu sehen. Dort kam auch am 8. März 1865 unter der Direktion Adam Milaszewskis zum erstenmal 'Faust' in der Übertragung

von Z. Z. (? siehe oben) in prunkvoller Inszenierung zustande und hielt sich lange im Spielplan. Die Begleitmusik stammte von Duniecki. Noch im selben Monat, am 29. März, trat dieselbe Bühne mit den 'Geschwistern' und am 28. März 1873 mit 'Egmont' hervor.[1]) In Warschau ging 'Faust' im Großen Theater 1879 zum erstenmal über die Bretter und kehrte in den nächsten drei Jahren wieder; im Warschauer Kleinen Theater wurde er am 3. Juni 1907 aufgeführt; im Warschauer Nationaltheater fand am 27. Januar 1926 eine Neuinszenierung in der Übertragung von Zegadłowicz statt. Im Krakauer Theater erlebte 'Faust' 1900—1905 21 Aufführungen und 1927—1928 neuinszeniert 14.[2])

In das polnische Musikschaffen hat sich Goethe gleichfalls eingezeichnet. Zuerst und zuoberst steht hier des Posenschen Statthalters Fürsten Anton Heinrich Radziwiłł Musik zu 'Faust'. Sie umfaßt 25 Nummern, wovon Teile schon 1810 in der Berliner Singakademie zu Gehör gebracht worden sind; die erste Aufführung zweier Szenen hat am 24. Mai 1819 im Schlosse Monbijou in Berlin stattgefunden. Das ganze Werk gelangte erst 1835, zwei Jahre nach seines Schöpfers Tod, in Berlin zur Wiedergabe und Drucklegung, worauf bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts weitere Wiederholungen in Berlin, im Leipziger Gewandhaus und sonst folgten. Im April 1814 hatte der Komponist einzelne Partien dem Dichter in Weimar vorgespielt, der, durch Zelter fortlaufend unterrichtet, das regste Interesse daran nahm: „Der Fürst ist der erste wahre Troubadour, der mir vorgekommen; ein kräftiges Talent; alles, was er hervorbringt, hat einen individuellen Charakter. . . . Seine genialische und glücklich mit fortreißende Komposition ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen“ (1814). Vor drei Jahrzehnten hat Radziwiłłs Faustmusik eine Konzertaufführung in Lemberg erlebt;

[1]) Über 'Goethes Egmont in Schillers Bearbeitung' handelt Wit. Barewicz im Programm des Lemberger Franz-Josef-Gymnasiums 1892.

[2]) Vgl. auch Dr. Ludwig Simon, 'Teatr', XIII. Bd. der Gutenberg-Enzyklopädie, Krakau 1931.

im März 1932 hat des Komponisten Urenkelin Gräfin Margarete Franz Potocka eine Darstellung von Fragmenten der Dichtung mit der Radziwillschen Musik in ihrem Palais zu Krakau veranstaltet.[1])

Liederkomponisten haben auch in Polen gern zu Goethe-Texten gegriffen, worüber Professor Felix Starczewski ('Muzyka', Warschau 1932, Nr. 5 und 6) berichtet. Die Ballade „Es war einmal ein König" hat Adam Groß ('Echo Muzyczne', 1880, Nr. 21) vertont, den 'König in Thule' und „Über allen Gipfeln" Tad. Joteyko Op. 2 Nr. 4 und 5. Sehr populär war seinerzeit das Lied 'Neue Liebe' von Ign. Komorowski, und Stan. Moniuszko, dessen Nationaloper 'Halka' dem Polen das ist, was dem Deutschen der 'Freischütz', hat wiederholt nach Goethe-Worten gelangt: 'An die Entfernte', 'Die Bekehrte', das Lied (Arie) der Zosia aus den 'Ahnen' II. T. Borodzicz komponierte das 'Heidenröslein', den 'Gesang der Geister über den Wassern' (Op. 22) und 'Die Bekehrte'. Das Mignon-Lied haben u. a. Moniuszko, J. Nowakowski, Cr. Dłuski, Dr. H. Dobrzycki, St. Niewiadomski in Musik gesetzt.

In Polens bildender Kunst offenbart sich Goethe nur spär-

---

[1]) Über Radziwills Tonwerk gibt es Monographien von F. A. Gotthold, L. Rellstab, F. Brandstätter, einen Aufsatz im Nachlaß Friedrich Försters, eine günstige Kritik von Rob. Schumann, neuerdings drei aufschlußreiche Aufsätze von Stan. Niewiadomski im Warschauer 'Dzień Polski' (1928) und in der 'Muzyka' (1929 Nr. 3 und 4). Chopin schreibt am 14. November 1829: „Der Fürst zeigte mir seinen 'Faust', und ich habe darin viele so schön gedachte, ja sogar geniale Sachen gefunden, wie ich sie niemals erwartet hätte!" ('Chopins Gesammelte Briefe, aus dem Polnischen übertragen und herausgegeben von Bernard Szarlitt', Leipzig 1911.) Einen anregenden Überblick „Von der ersten bis zur letzten Faust-Musik. Radziwill 1812 — Busoni 1924" bietet die Abhandlung des Prof. Dr. Z. Jachimecki, Krakau 1932. Siehe auch den (in seinen Daten nicht immer richtigen) Aufsatz von Franz Ulbrich: 'Radziwills Privataufführungen von Goethes Faust in Berlin' in der Festschrift für Albert Köster 'Studien zur Literaturgeschichte', Leipzig, Insel-Verlag, 1912; endlich August von Goethes Brief an den Vater vom Mai 1819, Goethes Werke, IV. Abteilung, Band 31 S. 357—359. — Mit der Komposition einer Faust-Musik zum Goethischen Original ist gegenwärtig Prof. Kamieński (Posen) beschäftigt.

lich. Zur Zeit seines höchsten Ruhmes waren die polnischen Künstler durch antike Vorwürfe, aber auch durch vaterländische und kriegerische Darstellungen in Anspruch genommen — war es doch die Zeit der Aufstände und Russenkämpfe; als sich mit eintretender Entspannung der Kreis ihrer Aufmerksamkeit weitete, hatte Goethe an Gegenwartswert verloren. Von Artur Grottger sind zwei Zeichnungen aus seiner Wiener Zeit 1857 vorhanden: 'Gretchen in der Kirche' und 'Gretchens Heimkehr aus der Kirche' (wiedergegeben im Grottger-Werk von Jan Bołoz Antoniewicz). Ein Ölbild von M. Gottlieb zeigt ebenfalls Gretchen in der Kirche. Im Kunstpalast der Landesausstellung Lemberg 1894 war ein Ölbild 'Faust und Margarete' von H. Pilatti und eine Radierung von F. R. Siedlecki zu sehen: Goethes Bildnis. Das Lemberger Lubomirski-Museum besitzt im Kupferstich das Profilbildnis Goethes mit Lorbeerkranz von A. Tepplar. Die Übersetzung Jenikes von 'Hermann und Dorothea', Warschau 1872, ist mit Holzschnitten von J. Schübeler, P. Dziedzic, K. Przykowski, A. Regulski geschmückt. Professor Stan. Estreicher in Krakau besitzt eine Zeichnung 'Erlkönig' von St. Wyspiański 1884 (wiedergegeben im 'Tygodnik Ilustrowany', November-Dezember 1907). Auch der Schöpfer des Warschauer Chopin-Denkmals und anderer Standbilder, Wacław Szymanowski, hat um 1900 eine überlebensgroße 'Erlkönig'-Gruppe modelliert; ein in Bronze gegossenes Modell hat Fürst Kasimir Lubomirski erstanden. Von den Tuschzeichnungen des Stan. Dembiński zu seiner 'Faust'-Übertragung war schon die Rede (von den 100 Zeichnungen sah man 40 auf der Goethe-Ausstellung Danzig 1930); es sind ungemein ausdrucks- und phantasievolle moderne Kompositionen. — Fraglos wären in den verschiedensten Zeitschriften noch Zeichnungen zu Goethe festzustellen.

Einer Betrachtung der Goethe-Pflege in der polnischen Mittelschule wäre vorauszuschicken, daß ungeachtet der Auffassung eines Teils der Lehrerschaft, man solle, anstatt deutsche Literaturgeschichte vorzutragen, ausgewählte Meisterwerke lesen, doch immer wieder auf eine richtige Literaturgeschichte zurückgegriffen wird, wobei der Unterricht die Zusammenhänge zwi-

schen deutscher und polnischer Literatur aufdecken soll.[1]) Nach dem in ganz Polen für alle Gymnasialtypen geltenden Lehrplan ist der Professor gehalten, in der 7. Mittelschulklasse mit den Schülern 'Egmont' oder 'Götz' zu lesen und zu besprechen, in der 8. 'Hermann und Dorothea' sowie 'Iphigenie'. Außer dieser Pflichtlektüre kann in der 8. Klasse der Erste Teil des 'Faust' durchgenommen werden. Das Lesebuch von J. Jakobiec-St. Leonhard bringt in der Auswahl der Lesestücke für die 5. und 6. Klasse den geographisch-kulturellen, für die 7. und 8. den literarhistorischen Gesichtspunkt zur Geltung. Es enthält für die 5. Klasse den 'Getreuen Eckart' und den 'Fischer'; für die 6. das 'Hochzeitslied', Goethes Darstellung seiner Kinderjahre aus 'Dichtung und Wahrheit', 'Ballade', 'Erlkönig', 'Wandrers Nachtlied' und 'Schatzgräber'; für die 7. den 'Sänger', den Abschnitt 'Klopstock im Goethischen Haus' aus 'Dichtung und Wahrheit', 'Mailied' (mit Noten), 'Willkommen und Abschied', 'Veilchen', Herbert Eulenbergs „Schattenriß" des jungen Goethe, vier Briefe aus 'Werther', Goethes Brief an Kestner 1774, 'Prometheus'; für die 8. Klasse einen Abschnitt aus 'Hermann und Dorothea', 'Mignon', eine Probe aus der 'Italienischen Reise', Teile aus 'Iphigenie', 'Das Göttliche', zwei Briefe Goethes an Schiller, 16 Xenien, eine Skizze des Weimarer Kreises von Charlotte von Schiller, 'Goethe im Alter' von Odyniec, Proben aus 'Faust' I und II. Diese Lesestücke, die zum Teil von guten Bildern begleitet sind, werden mit dem Professor im Original gelesen. Daß häufig Goethe-Themen von Professoren in den Gymnasialprogrammen behandelt werden, hat unsere Darstellung erwiesen; aber auch für Vorträge außerhalb der Schule greift der Schulmann gern zu den Werken des deutschen Dichters: so hat der Lemberger Gymnasialprofessor Z. Zygulski 1929 im Rahmen volkstümlicher Universitätskurse sechs Vorträge über 'Faust' gehalten und im September 1932 über die Frauen im Leben und Schaffen Goethes gesprochen.

Im Lehrbetrieb der polnischen Universitäten nimmt die

[1]) Vgl. Kas. Missona, Gymnasial-Programm Jaroslau 1910.

Goetheforschung im Rahmen der Vorlesungen und Übungen an den vier Instituten für deutsche Philologie (Warschau, Krakau, Lemberg, Posen) den gebührenden Platz ein. Den Vorlesungskatalogen zufolge wurden im letzten Jahrzehnt nahezu alljährlich ganzjährige Vorlesungen von 1—4 Wochenstunden über Goethe sowie Sondervorlesungen über 'Faust' und andere Werke gehalten.[1]) In den Seminarübungen bilden Goethetexte häufig die Grundlage zur Einführung in das Studium deutscher Literatur und Sprachgeschichte; so ist z. B. aus dem Warschauer Institut des Professors Lempicki die schon erwähnte Stiluntersuchung von Klara Trenkler hervorgegangen. Daß die Bestände polnischer Bibliotheken Studien über Goethe möglich machen, beweist Krakau, wo Wilhelm Creizenach und Konstantin von Górski Träger der Goetheforschung gewesen sind; im Zettelkatalog der Jagellonischen Bibliothek beansprucht Goethe ein großes, übervolles Kästchen für sich allein, wozu es nicht einmal Dante und Shakespeare gebracht haben.

Das Goethe-Jahr 1932 hat in Polen, das schon auf der Goethe-Ausstellung in Danzig 1930 reich vertreten war, früh eingesetzt und eine lange Reihe von Feiern und Würdigungen gezeitigt. In Krakau hielt in der Akademie der Wissenschaften Professor Julius Kleiner einen Vortrag über 'Persönlichkeit und überpersönliche Werte im Faust'. Dr. Ciechanowska sprach über 'Goethes Schaffen und die polnische Romantik' sowie über 'Die wissenschaftliche Ausbeute des Goethe-Jahrhunderts in Polen'. In der Universität, in der Neuphilologischen Gesellschaft und der Ärztegesellschaft fanden Feierlichkeiten statt; in der Ärztegesellschaft hielt Dr. Georg Kaulbersz einen Vortrag über 'Goethe und die medizinische Wissenschaft'. An einem Zyklus volkstümlicher Vorträge, an Feiern der Mittelschulen hat es

---

[1]) So las z. B. der hochverdiente Germanist der Lemberger Universität Prof. Dr. V. Dollmayr 1923—24 ein dreistündiges Kolleg über 'Goethe, Leben und Werke' und durch das ganze Jahr 1928—29 hindurch ein vierstündiges über 'Goethe und seine Zeit'. An der Universität Posen trug Prof. Kleczkowski 1931—32 zwei Stunden wöchentlich über Goethe vor.

nicht gefehlt. Der von einer Rede des Rektors Michalski eingeleiteten 'Faust'-Aufführung mit der Radziwillschen Musik ist schon Erwähnung getan. Das Stadttheater hat 'Egmont' in der Übertragung von Ap. Ujejski mit der Musik Beethovens neu inszeniert und siebenmal wiederholt; dem Theaterzettel war eine gehaltvolle historische Einführung des Direktors T. Trzciński beigegeben.

Auch die übrigen polnischen Universitäten begingen das Goethe-Jahr durch Veranstaltung von Festakademien: in Warschau sprachen u. a. Professor Z. Łempicki über 'Leben und Schaffen Goethes' und Professor J. Tur über 'Goethe als Biolog'; in Lemberg brachte die Universitätsfeier u. a. Vorträge von Professor J. Kleiner über den 'Dichter des Grenzenlosen und des Maßvollen', von Professor Leon Graf Piniński über 'Goethe und die schönen Künste' und Professor St. Kulczyński über 'Goethe als Biolog'. Außerdem gab es dort Veranstaltungen im Stadttheater, im Akademischen Germanisten-Verein (Professor V. Dollmayr hielt eine Rede über den 'Freundschaftskomplex in Goethes Leben und Schaffen'), in der Neuphilologischen Gesellschaft (Dr. L. Blaustein sprach über 'Goethe als Psycholog'), im Verband der Berufsschriftsteller, im Literaten- und Künstlerklub und in mehreren Mittelschulen. In der Universität Wilno verbreitete sich M. Zdziechowski über 'Goethekultus' und Professor J. Wilczyński über 'An den Quellen des Evolutionismus', in Lublin Professor V. Hahn über 'Goethe an seinem 100. Todestag'. In Posen hat die Neuphilologische Gesellschaft dem großen Weimaraner drei Sitzungen gewidmet mit Vorträgen u. a. von Professor Kleczkowski, J. Judek ('Goethe und die Teilungen Polens'), Br. Bielawski ('Goethe als Plastiker'). In der Vereinigung 'Ząb' wurde gleichfalls des Erinnerungstages geziemend gedacht.

In Zeitschriften und Tagesblättern fanden sich zahlreiche Aufsätze, und die vornehmste Monatsschrift 'Przegląd Współczesny' ('Revue der Gegenwart', Krakau) stellte sich mit wertvollen Beiträgen ein: Professor Leon Graf Piniński gab einen Aufsatz: 'Goethe in den Gesprächen mit Eckermann. Bemerkungen über philosophische und religiöse Fragen'; Professor

R. Dyboski: 'Hundert Jahre nach Goethes Tod'; J. Mirski: 'Polnische Weimariana in Paris'; Professor J. Kleiner: 'Goethes ethisches Glaubensbekenntnis'.

Im polnischen Rundfunk, der schon im Dezember 1931 eine Vorlesung über den das Jahr 1932 beherrschenden Dichter auf Grund einer hinterlassenen Handschrift von Dr. E. Meller gebracht hatte, galten dem Goethejubiläum nicht weniger als 15 Sendungen (aus Kattowitz, Krakau, Lemberg, Posen, Warschau, Wilno), darunter Vorträge von Professor T. Biliński über den 'Urfaust', Dr. Kanfer über 'Goethe und die Welt des Verbrechens', Professor A. Kleczkowski über 'Goethe als Politiker', Professor M. Limanowski über 'Goethe und die Natur', Dr. E. Ostachowski über 'Goethe als Naturforscher'.

Man ist also auch aus dem polnischen Kulturmilieu heraus dem Dichterweltgeist zu seiner Jahrhundertfeier vollauf gerecht worden.

Bei einer Rückschau auf die vorstehende Liste der zahlreichen literarhistorischen und vereinzelten sprachwissenschaftlichen Arbeiten, der vielfachen Goethe-Reflexe auf den verschiedensten Geistes- und Wissensgebieten, der vielen Übersetzungen und Neuauflagen kann man nicht nur eine rege Beschäftigung mit den einzelnen Ausstrahlungen des Goethischen Lebens und Wirkens, sondern auch mit dem Gesamtphänomen feststellen, wobei 'Faust' als der transzendentale Goethe immer mehr in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt. Angesichts dieser weitgreifenden Goethe-Leistung in Polen darf man die Behauptung wagen, daß hier das Goethe-Interesse, wenn auch noch nicht in voller Front, so doch jedenfalls in wichtigen Abschnitten bereits zu ernstlicher Goethe-Forschung vordringt, und da diese beiden Betätigungen naturgemäß scharfer Umrisse entbehren, so kann auch die Grenze zwischen ihnen nur flüssig sein. Jedenfalls ist Goethe auch in Polen ins Bewußtsein der Gebildeten gedrungen, und sein Schaffen wirkt auch hier lebendig nach.

Wieland
und die Allgemeine Literatur-Zeitung

Von Hans Wahl (Weimar)

Aus Wilhelm Feldmanns Arbeit über Friedrich Justin Bertuch [1]) ist bekannt, welchen Anteil Wieland an der Gründung der 'Allgemeinen Literatur-Zeitung' hatte und welche Zwistigkeiten seinen Austritt aus dem Unternehmen vor Erscheinen der ersten Nummer veranlaßten. Die Darlegungen Feldmanns stützen sich, abgesehen von den alten Quellen zur Geschichte der 'Allgemeinen Literatur-Zeitung', auch auf Briefe Bertuchs an Schütz in der Stadtbibliothek Leipzig. Das Bertuch-Archiv, während der Abfassung der Untersuchung noch nicht im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar verwahrt, blieb Feldmann verschlossen.[2]) Dieser sehr umfangreiche Nachlaß enthält neben 3712 Korrespondenz-Faszikeln auch zahlreiche Konvolute zu Bertuchs mannigfaltigen Tätigkeitsbezirken, darunter an verborgener Stelle die 'Acta Secreta die Allgemeine Litteratur-Zeitung betreffend 1784, 1785, 1786, 1787' und die 'Polemica Herrn Hofrath Wielands Abgang von der Societät der Allgemeinen Litteratur-Zeitung betreffend 1784 und 1785.' In dem zweitgenannten Aktenstück sind die entscheidenden Briefe Wielands, Bertuchs und Schützens zu dem Streitfall aufbewahrt. Da Wielands Briefe außerordentlich aufschlußreich für sein Naturell sind und nicht nur interessante Selbstbekenntnisse enthalten, sondern noch mehr, als Ganzes genommen, eine wichtige Seite des Wielandischen Wesens kräftig charakterisieren, mögen sie hier der Vergessenheit entrissen werden.

Der Tatbestand war der: Bertuch hatte, von der Ostermesse 1784 zurückkehrend, den Gedanken an eine wissenschaftlich-kritische Tageszeitung gefaßt. Mit Wieland, dem er auch geschäftlich seit seiner engeren Verbindung mit dem 'Teutschen Merkur' (1783) nahestand, hatte er sich finanziell verbündet, und der seit 1779 in Jena amtie-

---

[1]) 'Friedrich Justin Bertuch. Ein Beitrag zur Geschichte der Goethezeit.' Saarbrücken 1902. S. 76ff.

[2]) Das gleiche gilt für die Leipziger Dissertation von Walther Schönfuß: 'Das erste Jahrzehnt der Allgemeinen Literatur-Zeitung' (Dresden 1914), S. 23ff.

rende Professor der Poesie und Beredsamkeit Schütz war als Herausgeber gewonnen worden. Bertuch und Wieland hatten als Stammkapital à fonds perdu je 200 Carolins zur Verfügung gestellt. Über den Erfolg waren sie bald zweierlei Meinung: Bertuch war zuversichtlich, Wieland betrachtete das Unternehmen sehr bald skeptisch, zum mindesten mit zwiespältigen Gefühlen. Im November 1784 waren bereits 100 ständige Mitarbeiter gesichert, unter ihnen auch Wieland selbst und der einstige Wiener Jesuitenzögling und spätere Philosophieprofessor in Jena und Kiel Karl Leonhard Reinhold, der bei Herder konvertierte. Seit dem Juli 1784 war Reinhold Mitarbeiter an Wielands 'Merkur', im Mai 1785 wurde er Wielands Schwiegersohn; dem Wielandischen Hauswesen war er gewiß Ende 1784 schon näher verbunden. Wieland war es auch, der ihn zum Mitarbeiter an der 'Allgemeinen Literatur-Zeitung', deren erstes Stück Anfang Januar 1785 erscheinen sollte, empfohlen hatte. Reinholds erste an Schütz eingesandten Besprechungen führten zum Ausbruch der Differenzen, deren Verlauf die nachfolgenden Briefe deutlich machen.

Es handelte sich dabei um Valentin Duvals: 'Oeuvres' I. und II. (Petersburg 1784) und um Johann Valentin Eybels 'Christkatholische nützliche Haus-Postille' (Linz 1784). Die Befolgung der von Schütz als Redakteur aufgestellten gedruckten „Normalpunkte“, die die allgemeinen Richtlinien für die Rezensenten enthielten, jedoch Reinhold bei Abfassung seiner Kritiken durch Schützens Schuld nicht bekannt waren, hätte den Ausbruch der Zwistigkeiten unter Umständen verhindern können. Hier lag eine Versäumnis Schützens vor, so gewiß er an sich sachlich völlig berechtigt war, seine Wünsche nach Eingang der Besprechungen zu äußern. Daß er seine sachlich begründete Bitte um Ergänzung der Kritiken mit einem abschätzigen Seitenhieb auf die Rezensiergepflogenheiten in Wielands 'Merkur' verband, mußte nicht nur den 'Merkur'-Kritiker Reinhold, sondern vor allem Wieland verletzen, der den beiden Rezensionen Reinholds Bertuch gegenüber das höchste Lob erteilt hatte.

Schütz an Reinhold.

[Etwa 5. Dezember 1784.]

Mein liebenswürdigster Freund!

Die beygehenden zwey von Ihnen gelieferten Recensionen habe ich mit Vergnügen gelesen, muß aber noch um einige Zusätze dazu bitten.

Der Grundplan der Alg. Lit. Zeitg., für dessen Erhaltung mir als Redacteur derselben die gemessensten Aufträge gegeben worden, erfordert,

daß a) bey guten Schriften Lob und Tadel nicht blos ausgetheilt, sondern auch beleget werde;

b) daß in die Recensionen solcher Bücher, die neue Sachen enthalten, z. B. historische facta, philosophische und andere Observationen pp., von dergleichen ein kurzer gedrängter Auszug gegeben werde;

c) selbst bey schlechten Schriften man den Tadel durch etwas charakterisiere.

Ein mehreres geben beygehende gedruckte Normalpunkte, welche allen Recensenten zugestellt werden, die ich aber bisher Ihnen zu senden verhindert worden bin.

Nächstens sollen Sie nun aber auch den Contract mit der Societät der Unternehmer erhalten.

Dem zufolge haben Sie die Gefälligkeit und erweitern Sie die Recension von Eybel durch einige frappante Stellen, woraus man den Ton und die Manier erkenne.

2) Extrahieren Sie die Lebensgeschichte Duvals, kurz, aber doch nervös, und schneiden Sie allenfalls dafür von Ihrem Raisonnement etwas ab. Geht es an, daß Sie auch aus den Briefen Proben oder Auszüge geben können, so thun Sie auch dis.

Die Recensionen werden nicht zu lang, in Betracht daß es starke und merckwürdige Werke sind, wenn Sie auch jede noch um 1 geschriebenes Quartblatt verlängern.

Sonst herrscht in allen Ihren Recensionen ein schönes flumen ingenii et verborum, und wenn die Alg. Lit. Zeitung blos beredte und wahre Kritiken enthalten sollte, so könnte man sich nichts besseres wünschen; allein sie soll auch ein Repertorium des Nützlichsten und Interessantesten der gesamten Literatur seyn, und daher muß man immer auch, wo sich's nur thun läßt, auf Realien aus den Büchern sehen.

Freylich muß man dann auch das Buch ganz gelesen haben; dahingegen um eine Recension, wie die mehrsten im Deutschen Mercur sind, zu machen, ein fähiger Kopf, dem eine fließende Hand zu Gebote steht, oft kaum den 4. Theil eines Buchs braucht gelesen zu haben.

Bey der Haus-Postill merken Sie doch noch an, daß Eybel im Meß-Catalog als Verfasser ausgedruckt sey.

Die Titel der Bücher müssen so eingerichtet werden, wie ich sie corrigirt habe,

die Seitenzahlen nie vergessen, auch der Ladenpreis des Buchs in die ( ), wenn er Ihnen bekannt ist, gesetzt werden.

Unserm venerablen Wieland und seinem ganzen Hause von uns die herzlichsten Empfehlungen. Erstem sagen Sie, daß ich mich über den Inhalt seines letzten Briefes herzlich gefreuet und bald einen guten Erfolg zu vernehmen wünschte.

Noch eins! Schicken Sie diese Recensionen baldigst zurück und auch bald noch mehrere. Den Schofel fertigen Sie zwar kurz ab, doch immer so, daß der Leser nicht blos irgend eine Variation über die Phrasis: dis ist Schofel erhalte, sondern zugleich irgend etwas noch dabey, das ihn dafür belohne, die Anzeige des Schofels gelesen zu haben, zum Exempel in 6 Zeilen ein Paar Proben recht extradummen Zeuges angeführt, quod risum moveat; etc. etc.

Ich bin mit der größten Hochachtung und Freundschaft (so wie meine Frau, die sich Ihnen herzlich empfilt)

Eiligst. Ganz der Ihrige

Schütz.

Wieland an Bertuch.

Den 7. Dezember 1784.

Liebster Freund,

Der Herr Redacteur der allgem. Litter. Zeitung hat für gut befunden, dem Herrn Reinhold seine in meinem Nahmen verfaßte, von mir vollkommen gebilligte und für ein Meisterwerk anerkannte Recension der Oeuvres de Duval als für die Litter. Zeitung unbrauchbar und den vorgeschriebenen Recensionsgesetzen nicht gemäß zurückzuschicken und diese dem Herrn Reinhold und mir erwiesene Ehre mit einem großen Briefe voll solcher Stricturen und manuductorischen Anweisungen zu begleiten, welche zu geben einem Professor zwar sehr natürlich seyn mag, aber dergleichen

zu empfangen sich meines Bedünkens nur eine solche Classe von Recensenten wohlgefallen lassen wird, womit der Allgem. Litter. Zeitungs-Caße in der Folge wenig gedient seyn dürfte. Sie, lieber Freund, erinnern Sich ohne Zweifel, daß ich Ihnen meine ungemeine Zufriedenheit sowohl mit der Recension des Duval als mit der von der Catholischen Haus-Postille in den stärksten Terminis mündlich zu erkennen gegeben habe. Sie können sich also mein Erstaunen, als ich gestern Mittags beyde Recensionen, von einem solchen magistralischen Brief begleitet, zurückkommen sah, besser selbst vorstellen, als ich's Ihnen schildern könnte oder möchte. Ich will mich aller empfindlichen Äußerungen soviel möglich enthalten. Einer von uns beyden, der Herr Redacteur oder ich, muß hier die Berlue gehabt haben; das ist freylich wahr, und es könnte leicht für Ironie aufgenommen werden, wenn ich hinzusezte: also müßte ich nothwendig dieser Eine von beyden seyn. Ich sage also bloß: jeder hat seine Art zu sehen und zu urtheilen, der Herr Redacteur die Seinige, ich die meinige; dies hätte auch ganz und gar nichts zu bedeuten, wenn wir uns nicht unglücklicher Weise in einem Falle befänden, wo zu wünschen wäre, daß der eine nicht für schwarz ansähe, was dem andern weiß zu seyn dünkt. Zwar kann der, der Recht haben will, allerley mehr oder minder speciose Argumente aufbringen, um seine Manier zu sehen als die richtige zu behaupten. So beruft sich z. B. der Herr Redacteur auf legem scriptam, welches die Recensionen meines Freundes verdamme; ich hingegen könnte mich auf die Antwort berufen, welche Aristippus dem wackern Manne gab, der ihn fragte: was der Unterschied zwischen einem Philosophen seines Gelichters und anderen ordentlichen Menschen sey? Der, sagte Aristipp, daß wir nichts an unsrer Art zu leben ändern würden, wenn gleich alle Gesetze aufgehoben würden. Ich könnte hinzusetzen: ich habe nichts gegen den legem scriptam: er kann in vielen, vielleicht in den meisten Fällen ein sehr guter Wegweiser seyn, sonderlich für Leute, die nicht Verstand genug haben, selbst zu wissen, was sich in jedem Falle schickt; aber da jeder Fall seine besondern Bestimmungen hat, da es

Collisions- und Ausnahmefälle giebt und da (um bey der Sache zu bleiben) der lex scripta quaestionis, wie der Augenschein lehrt, nicht auf alle Bücher und gerade auf die Oeuvres de Duval gar nicht paßt, so muß der Recensent, wenn er ein Mann ist, selbst wissen, wie er sich in jedem einzelnen Falle zu benehmen hat. Dies ist auch Herrn Reinholds Meynung, und er wird sich, wie er mir sagt, diesen Grundsätzen gemäß über die Censures und Belehrungen des Herrn Redacteurs Punct für Punct gelassen und bescheidentlich vernehmen lassen. Ich lasse gerne jedem seine Weise. Die Meinige ist, mit niemand zu disputieren, der sich in Sachen, die mir evident vorkommen, in contradictoriis mit mir befindet. Dies ist dermalen leider der Fall zwischen dem Herrn Redacteur und meiner Wenigkeit. Ich hielt die Recension von Duvals Werken für ein Meisterstück von Verstand und Geschmack; Er giebt, wiewohl in sehr höflichen Ausdrücken, so deutlich, daß es ein Blinder sehen kann, zu verstehen, daß er sie für schöngeisterisches Verbiage halte, und wirft dabey einen Seitenblick auf den T. Merkur — über den ich nichts sagen will, weil ich zuviel zu sagen hätte. Also, nochmals, der Herr Redacteur und ich sehen zu verschieden, als daß wir jemals in diesen oder andren Recensionssachen einstimmig zu seyn hoffen könnten, und von nachgeben halte ich nichts. Er ist ein berühmter Gelehrter und Professor, ich nur ein Lay und Amateur, auch Pfuscher, wie ich den Herren seines Ordens gerne zugebe. Aber wie dem auch sey, genug, ich verlange nicht, daß er mir zu gefallen anders urtheilen soll, als er nach seiner Überzeugung urtheilen kann; nur erlaube er mir auch zu erklären, daß ich gleiches Recht zu haben glaube. Ich bin zu alt, um mich in solchen Dingen von jemand, wie gelehrt und berühmt er auch sey, controlieren zu lassen. Also — und zum Schluß zu eilen — bin ich fest entschlossen, mit dem Recensionswesen der Allgem. Litter. Zeitung für meine Person nichts weiter zu thun zu haben, und wenn Herr Reinhold meinem Rathe folgt, so wird er auch meinem Beyspiele folgen. Das Institut kann an solchen schöngeisterischen Schwäzern oder beaux parleurs nicht viel verlieren, und das vacuum, das wir lassen,

wird leicht auszufüllen seyn. Ich sende daher nicht nur die Liste der Bücher, die ich (freylich nicht in der Meynung, mir mein Exercitium corrigieren zu lassen) zu recensieren oder doch in animam meam et ex animo meo recensieren zu lassen, übernommen, hiemit wieder zurück, sondern behalte auch die Recension der Oeuvres de Duval und fodre zugleich meine Recension der Zimmermannischen Einsamkeit zurück, welche den Gesetzen des Herrn Redacteurs eben so wenig genug thut. Sie, liebster Freund, ersuche ich, diese meine Erklärung, wie sie hier ist, dem Herrn Redacteur mitzutheilen; übrigens aber auch, als Theilhaber an der Entreprise, wobey es um Ihren und meinen Seckel gilt, wohl mit mir zu beherzigen:

1) Ob es nicht wahrscheinlich sey, daß wenigstens 10 unter 50 Recensionsfabrikanten eben so wohl als Reinhold und ich eine Art zu sehen und zu urtheilen für sich haben werden und der Herr Redacteur also gar zu oft in den Fall kommen dürfte, solche hodegetische Episteln an sie ergehen zu lassen?

2) Womit wohl wahrscheinlicher Weise Lesern von Geschmack (oder will man diese Classe etwa ausschließen?) am meisten gedient seyn möchte — ob mit Recensionen in der Manier der beyden, die der Herr Redacteur für keine Handwerks- und Artikelmäßige Arbeit erklärt, oder mit solchen, die zwar sehr legal abgefaßt sind, aber nur den Fehler haben, daß man nach ihrer Durchlesung gerade so viel von dem recensirten Werke weiß als ich von der St. Peterskirche, wenn mir jemand ein Stückchen aus der Mauer als eine Probe davon vorzeigte?

3) Wie lange wohl, bey einer solchen Contrôle der Recensenten und bey einer Einrichtung, welche alle Recensionen über einerley Leisten schlägt, die Litter. Zeit. dauern werde?

Ich habe noch viel in petto. Aber ich bin so müde zu schreiben als Sie zu lesen. Vom Herrn Redacteur verbitte ich mir alle Antwort. Ich sehe, daß ein Professor und ich incompatible Dinge sind. Mir ist leid, daß die Sachen diese Wendung genommen haben. Aber wer kann dafür? Vale.

Wieland.

Wieland an Bertuch.

Liebster Bertuch! Um völlige Connoissance de Cause zu erhalten, müßten Sie auch die Antwort lesen, welche Herr Reinhold dem Herrn Prof. Schütz auf seinen schulmeisterischen und, wie es scheint, mit eben so übereiltem Verstand als flüchtiger Feder geschmierten Brief gestern ertheilt und worinn er Punct für Punct die Gründe angegeben hat, warum seine 2 Recensionen anders sind, als sie Herr Schütz haben will. Aber Reinhold hat keine Abschrift davon behalten. Indessen bleibt es dabey, daß weder Reinhold noch ich mit diesem Recensionswesen unter dem Commando eines academischen Schulfuchses, der so gar keinen Unterschied zu machen weiß und dessen Contrôle sich gewiß auch außer uns wenige Recensenten gefallen lassen werden, nichts zu thun haben wollen. Die Recension von Duval behalte ich für den Merkur.

Übrigens hat Reinhold Herrn Schützen gleichwohl versprochen, die theologischen Recensionen, wozu er sich bereits anheischig gemacht, nach seiner (Herrn Schützens) Vorschrift zu fertigen, wiewohl ihm natürlicher Weise die Lust dazu sehr vergangen ist — so wie mir die Lust zum ganzen Geschäfte, dem ich keine Dauer von 6 Monaten verspreche.

W.

Schütz an Reinhold.

Jena, den 8. December 1784.

Hätten Sie, würdigster Mann, meinen Brief mit eben so viel Kaltblütigkeit gelesen, als ich selbst hatte, da ich ihn schrieb, so würde Ihre Antwort wohl etwas anders ausgefallen seyn. Haben Sie alleweile kaltes Blut, so lesen Sie weiter; wo nicht, so werfen [Sie] diesen Brief vorerst auf die Seite. Ich habe an Ihren Recensionen nichts andres, das heißt nichts verändert gewünscht, als daß Sie a) bey Eybel, dessen Buch doch warlich, für eine Postille genommen, etwas originales hat, diese Originalität mit ein Paar Beyspielen belegen, und b) aus dem Leben des Duval einen kleinen Auszug inseriren und wo möglich (welches ich hinzusetzte, da ich das Buch nicht kannte,

wenigstens habe hinzusetzen wollen) auch aus den Briefen einige Realien einschalten möchten, unter welchem Ausdrucke ich kurz alles verstehe, was Gutes oder Neues in einem Buche enthalten, nicht das Gute oder Neue, was Recensent selbst darüber sagt. Dieser Ausdruck ist unbequem, ich habe ihn aber in meinem Briefe erklärt.

„Sie haben zwey Jahre bereits recensirt." Gut! Aber deswegen hatten Sie nicht Ursach, sich zu bereden, daß die ersten zwey Recensionen, die Sie für ein Journal lieferten, dessen Einrichtung Sie noch nicht genugsam kannten, sogleich für vollkommen passend würden erkannt werden. Es sind Veterani Mitarbeiter, die 10 mahl 2, sage 20 Jahre recensiret haben und es gar nicht übelgenommen, daß ich ihnen schrieb, dis und das sollte dem Plane nach anders seyn.

„Ich habe Ihnen die Recensionen zurückgeschickt." — Das klingt in Ihrem Briefe so, als hätt' ich sie verworfen? Wo steht denn aber von Verwerfen in meinem Briefe ein Wort? Ich hätte sie nicht zurückgeschickt, wenn ich nicht gewünscht hätte, daß Sie die gebetenen Einschaltungen selbst machen möchten. Ich hielt dis für leichter und bequemer, als mir die Bücher herschicken zu lassen und sie für mich zu machen. Ich habe also gewiß an Ihren Recensionen, sofern sie noch nicht in der A. L. Z. standen, eben soviel Belieben gehabt als einige Herren Mitarbeiter an der A. L. Z. in Weimar, denen Sie sie gezeigt haben.

Ein anderes wär' es, wenn Sie mir von der Societät der Unternehmer, der ich als Redacteur subordinirt bin, einen Passeport beygelegt hätten, daß Ihre Recensionen ohne Widerrede passiren sollten; in diesem Falle hätt' ich freilich Ihnen und mir die Mühe sparen können; aber zu der Societät würde ich gesagt haben: Ihr Herren, wenn ihr Gesetze macht, so seid nicht die ersten, Löcher darein zu machen, sonst bedank' ich mich für eure Dienste.

Also fällt auch Ihre Sticheley auf die gemeßenen Aufträge weg, und sie bleiben in salvo, soviel ich und wer es auch sonst seyn mag, Belieben an Ihren Recensionen getragen haben möchten.

Ich habe in Ihren Recensionen flumen ingenii et verborum erkannt. Sie schreiben: ich hätte blos von flumine verborum geredet und Ihnen damit inopiam rerum schuld gegeben. Wo flumen ingenii ist, da sind Gedanken; also keine inopia rerum, wie Sie's verstehn. Ich habe auch den Ausdruck inopia rerum, soviel ich mich besinne, nicht gebraucht. Ich wünschte, wie gesagt, blos, daß Sie noch etwas mehr von dem Sach-Innhalte aus den Büchern beybringen möchten. Wem ich flumen ingenii zuschreibe, folglich eigne copiam rerum, dem werde ich doch wohl auch zutrauen, daß er aus einem andern vor ihm vorbey fließenden Strome des Geistes ein kleines Gefäß voll ausschöpfen und es ausgießen könne.

Ich habe gesagt: um den Innhalt eines Buchs, das es verdient, auszuziehn, um Lob und Tadel charakteristisch zu machen, muß man es ganz gelesen haben; Sie sagen, ich habe gefodert, daß Sie jeden Wisch bis auf eine einzige Zeile lesen sollen.

Ich habe gesagt, daß ich Sie bäte, wo Sie den Laden-Preis eines Buchs wüßten, ihn beyzusetzen. Bey denen, die Ihnen von hier aus zugeschickt würden, solle es hier geschehen. Sie schreiben: den Laden-Preis anzugeben, ist über meine Kräfte.

Sie haben Recht, daß die bloße Variation über die Phrasis: dis ist Schofel bey aller Ihrer und meiner Vorsorge nicht immer würde vermieden werden können. Denn freilich ist begreiflich, daß ich nicht bey jeder Recension solche Bemerkungen machen kann, wie ich bey den ersten, wo es nöthig ist, mache. Hab' ich dis einmal gethan, so muß ich alles den Recensenten überlassen und kann weiter nichts thun, als daß, wenn ich selbst Schofel recensire, doch etwas mehr thue, als blos die Phrasis: das ist Schofel amplificire. Der ganze Ton Ihres Briefes zeigt, daß Sie den meinigen im eigentlichen Verstande übel genommen. Gleichwohl müssen Sie mir zugestehn, daß, wenn ein Recensent über Kritiken, die man über seine Kritik macht, böse wird, er zwar alle übrigen vortrefflichen Eigenschaften zum Kritiker haben kann, daß er aber die erste von allen, Kaltblütigkeit gegen Tadel und Selbstverläug-

nung, gerade dann wenigstens nicht zeigt, wenn er darüber böse wird, daß man glaubt, seine Recension sey noch nicht planmäßig genug.

Zwey der ersten deutschen Philosophen, die zu den Mitarbeitern getreten sind, haben mir geschrieben, daß sie gern alle Änderungen machen würden, die der Plan erfodert, wenn ich sie ihnen anzeigen wollte, und Einer davon schreibt sogar, er thue auf alles Honorarium Verzicht, wenn eine Recension, die er eingesendet (deren Vortrefflichkeit und Zweckmäßigkeit ich gegen jedermann vertheidigen kann), nicht tauglich befunden und verworfen werden müßte. Ich würde sogar um eine ähnliche Änderung Herrn Hofrath Wieland bey seiner übrigens vortrefflichen Recension von Zimmermanns Einsamkeit ersuchet haben, wenn hier nicht der Fall einträte, daß Zimmermanns Buch schon von der Ostermesse her, also ihm ganz bekannt ist und NB. noch zwey Theile folgen, wo sich das, was in der Wielandischen Recension dem Plane nach vermißt wird, suppliiren läßt.

Diesem Plane nach soll die A. L. Z. nicht blos eine Sammlung richtiger und gutgesagter Urtheile werden, sondern auch, so oft es möglich, gedrängte Auszüge des Nützlichen und Neuen, was im Buche enthalten ist, liefern. Wo dis entweder die Form oder die schlechte Beschaffenheit des Buchs nicht leidet, da versteht sich's ja von selbst, daß ein solcher Auszug wegfällt.

Ich lasse übrigens gern die Unternehmer, von denen ich als Redacteur dependire, entscheiden und werde mich ins Künftige wohl hüten, einen Recensenten auch nur um Einschaltung eines ausgelaßnen Comma zu bitten, von dem ich auch nur von ferne argwöhnen könnte, daß er mich deshalb eines criminis laesae dignitatis zeihen würde. Gottlob, daß dis von keinem der itzigen Mitarbeiter sonst zu befürchten steht.

Ich weiß nicht, ob ich so stolz auf mein Herz seyn darf, als Sie auf das Ihrige sind; aber das weiß ich, daß mich Selbstliebe und Liebe zu andern nicht blind gegen das, was mir und ihnen fehlt, machen wird, daß ich mit Gründen belegten Tadel lieber sehe als allgemeines und unbewiesenes Lob

und daß ich keinen menschlichen Charakter, kein menschliches Wort, am allerwenigsten eine menschliche Recension für unverbesserlich halte.

Diesem nach glaube ich eher, daß wir in tausend litterarischen Meinungen zusammenstimmen, als daß unsere Gesinnungen in denjenigen Harmonien stehen sollten, welche erfodert werden, wenn sich zwey Menschen mit dem Titel Freund anreden sollen, es wäre denn in der Bedeutung, wie man der Schildwache auf ihr Wer da? antwortet.

Da Sie den Contract mit der Societät nicht annehmen wollen, so dürften Sie sich auch weiter, wenigstens solange Sie nicht von derselben anderweitig Nachricht erhalten, weder mit Ergänzung Ihrer beiden an mich gesandten Recensionen noch mit Ausarbeitung neuer für die A. L. Z. bemühen. Vielleicht können Sie sich auch hierin nicht sogleich finden. Allein ich handle nach meiner Instruction. Und so viel ich bisher die Societät kenne, so ist sie kein altes Weib, bey dem man auch sogar auf geschriebnes Wort sich nicht verlassen kann, wenn es nicht ein Vormund curatorio nomine mit unterschrieben hat.

Ich beharre mit vollkommenster Hochachtung

Euer Hochedelgeboren

ergebenster Diener

Schütz.

Wieland an Bertuch.

Weimar, den 11. Dezember 1784.

Lieber Bertuch!

Der Pedant zu Jena hat auf Reinholds von mir gelesene und vollkommen gebilligte Antwort auf sein leztes impertinentes Gesudel eine zwey Foliobogen anfüllende Gegendeduction eingeschickt, die ein solches Meisterstück von Rechthaberey, Eigendünkel, Grobheit und schulmeisterischer Albernheit ist, daß ich in meinem Leben nichts dergleichen gesehen habe. Da ich lieber auf einer Algierer Galere rudern als mit einem Kopfe von dieser Art etwas zu verkehren haben möchte, so bin ich gezwungen, hiermit nicht nur meine Recension

von Zimmermann zurükzufodern, sondern auch zu erklären, daß ich mit dem ganzen Geschäfte der Allg. Litter. Zeit. nichts weiter zu thun zu haben verlange. Die 500 Rthl., die zur Entreprise auf meinen Antheil aufgenommen sind, bleibe ich zwar Ihnen, lieber Bertuch, bis auf die Verfallzeit schuldig; ich will aber herzlich zufrieden seyn, wenn ich diese Summe nicht einbüße, und re[n]unciire gerne auf Intereße und Profit, wenn ich nur künftig nichts weiter von der Sache hören muß. Vielleicht läßt sich auch Herrn Prof. Schützens Schwager, der D. Griesbach, bereden, an meinen Platz einzutreten. Wie dem aber auch sey, ich bin unveränderlich entschlossen, und ich hoffe, Sie werden sich dadurch um so weniger beleidigt halten, da ich mich erkläre, den Verlust des ersten Jahres, wenn Verlust ist, mit tragen zu helfen, von dem Gewinn hingegen nichts zu verlangen. Die Societät verliert übrigens, wie Sie Selbst wissen, nichts an mir, und dem Herrn Prof. Schütz wird es allem Ansehen nach lieb seyn; denn soviel Verstand habe ich doch noch wohl, daß ich sehe, daß alle die Streiche, die er auf Reinholden führt, mir gelten sollen und daß ich in den Augen dieses universalgelehrten, anmaßlichen Oberrichters über die ganze teutsche Gelehrte Republik nur ein gar seichter und unbedeutender Schönschwätzer bin. Ich schäme mich vor mir selbst, daß mich meine unselige Bonhommie verleitet hat, jemals den albernen Gedanken zu fassen, daß der ehemalige Herausgeber der Academie der Grazien ein Mann sey, mit dem ich etwas gemein haben könne. Ich schicke Ihnen hier Herrn Schützens Brief, das flegelhafteste Geschmier, das mir je vor Augen gekommen ist, damit Sie selbst sehen, ob ich zuviel davon sage. Die sämtlichen Recensenda folgen ebenfalls. Es ist doch nach einem solchen Briefe offenbar, daß Reinhold ein schlechter Kerl seyn müßte, wenn er nach einer so viehisch groben Behandlung mit diesem Herrn Redacteur mehr etwas zu schaffen haben wollte. Cetera coram!

W.

Diesen Brief hat Bertuch vorgezogen, dem Jenaer Sozius nur dem sachlichen Inhalt gemäß zur Kenntnis zu bringen. Über Wieland

bemerkt er dabei, er sei „ein schwacher, kindisch stolzer und inkonsequenter Mann, der nicht einen Gran Festigkeit im Charakter hat, morgen nicht mehr will, was er heute heiß wünschte, heute in die Hölle schmeißt, was er gestern in den Himmel erhob, kurz ein Poet, und der uns noch tausend Noth und Ärger machen wird, wenn wir nicht eine Parthie ergreifen, die dieß alles hindert."

Schütz empfing die Nachricht von Wielands Rücktritt von der „Societät" mitten im Abfassen eines Briefs, in dem er darlegte, er sei sich keiner kränkenden Absicht bewußt. Finde Bertuch in seinem Schreiben an Reinhold „das Allergeringste, was ihn oder Wieland hätte mit Recht beleidigen können", so wolle er sich zu „jeder Art von Satisfaktion verstehen". Diese Erklärung an Wieland weiterzuleiten, hat Bertuch unterlassen. Er wollte wohl jetzt „reinen Tisch"; Wieland jedoch hatte Ähnliches erwartet, wie sein großes Rechtfertigungsschreiben vom 26. Januar beweist.

Wielands Austrittserklärung schuf für Bertuch zunächst keine angenehme Lage. Er eilte sofort nach Jena zu einer Besprechung mit Schütz. Die Beratungen gingen um Sein oder Nichtsein der 'Allgemeinen Literatur-Zeitung'. Wielands Rückzug bedeutete unter Umständen die Halbierung des Anfangsbetriebskapitals, aus dem die Pressen für den Drucker gekauft worden waren und auch sonst mancherlei Vorschüsse geleistet worden waren. Anscheinend kamen beide zu keinem entscheidenden Ergebnis. Um so interessanter ist der Brief Schützens an Bertuch vom 12. Dezember, der die Lage eingehend und durchaus kaufmännisch abwägt und ultimative Vorschläge macht. Man kann das Spiel, das Bertuch und Schütz nun mit Wieland trieben, nicht gerade vornehm nennen, selbst wenn man in Betracht zieht, daß sie bereits weitgehende Verpflichtungen vor der Öffentlichkeit und den Mitarbeitern übernommen hatten, von denen sie nicht ohne Einbuße an Ansehen und Ehre sich lösen konnten. Besonders peinlich berührt die Erwägung der Repressalien und das geplante Vorschieben drohenden Nachdrucks im Falle einer Aufgabe des Unternehmens. Schütz riet jedoch zur Durchführung des Vorhabens. Wieland solle

„entweder, wenn er Socius bleiben wolle, sich schriftlich mit allen juristischen Klauseln (welche bei seiner Art Leute höchst nöthig sind) verbinden, daß er fürs erste Jahr mit Ihnen das Risico gemeinschaftlich trage,

oder, wenn er abgehen wolle, [daß er] die Gefahr des ersten Jahres übernehme und darüber Caution mache, wobei ihm von Seiten der Societät versprochen wird, falls kein Risico vorgekommen, ihn gänzlich zu quittieren, ja auch den allenfalsigen Vortheil des ersten Jahres dem dritten Theile nach ihm zuzugestehen. Nur darf er alsdann nicht pro futuro Socius seyn wollen. . . .

In beiden Fällen aber, Sie lassen ihn oder lassen ihn nicht ex nexu, verlange ich schriftliche Sicherheit, welche dahin gehen muß, daß alle Ausgaben, welche von mir nicht durch die gebuchten Einnahmen saldirt werden können, von B. und W. in solidum oder von B. allein mir in den mit dem Buchdrucker und Recensenten contrahirten Terminen . . . baar gezahlt werden. . . .

So viel also den schwachen Socium betreffend. . . .

Sind wir Zwey allein, vorausgesetzt, daß W. ex nexu geht, so profitiren wir auch mehr, kommen dem Schaden sicher nach den anderweitigen Planen wieder bei, die ich auf 1786 gemacht habe, sind in allen Stücken freyer und ungebundener, und durch den pactum, den er pro redimenda vexa geben muß, sind Sie zur Hälfte gedeckt.

Alles dieses nun, mein Bester, muß binnen Acht Tagen zwischen uns quam formalissime ins Reine gebracht seyn. . . .

Suchen Sie anfangs ihn aufs gütlichste zu behandeln, und bleibt er doch auf seinem tollen Sinn, nun so kehren Sie das Rauche[?] heraus.

Wenn es so ist, wie Sie mir gesagt haben, daß er Ihnen einen Wechsel ausgestellt, so haben Sie ja das Heft in Händen.

Sollte er malitiose handeln wollen, so berufen Sie sich nur darauf, daß Repressalien gebracht werden könnten und würden. . . ."

Die Angelegenheit wurde den Wünschen Schützens entsprechend binnen acht Tagen ins Reine gebracht.[1] Wieland erklärte sich schriftlich — das Dokument scheint nicht erhalten zu sein — einverstanden damit, daß er seinen Einsatz zwar erhalten, allerdings an einem etwaigen Verlust des ersten Jahrgangs wie selbstverständlich auch an einem Gewinn beteiligt bliebe; Ende 1785 sollte er tatsächlich und unwiderruflich, auch im Falle des Gelingens, aus der Gemeinschaft ausscheiden. Er übernahm ferner die Verpflichtung, nichts gegen die ALZ. zu schreiben oder im 'Merkur' zu veröffentlichen.

Anscheinend war es Wieland zunächst zufrieden, auf diese Weise aus dem aussichtslosen Unternehmen ausgeschieden zu sein. Bald muß ihm jedoch eingefallen sein, daß er im Fall des Verlustgeschäftes der am meisten Benachteiligte sein werde, da ja Bertuch seinen Verlust durch Rezensionshonorare bequem ausgleichen konnte. Mißtrauisch betrachtete er die ersten Nummern der pünktlich am 1. Januar 1785 erscheinenden Zeitung. Als er Kants Rezension vom 1. Teil der Herderschen 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' ('Allgemeine Literatur-Zeitung' vom 4. Januar) las, brach sich sein Zorn gegen das Unternehmen abermals Bahn. Ein neuer Briefwechsel von Haus zu Haus setzte ein, der seinen Höhepunkt in Wielands langem Schreiben vom 26. Januar 1785 erstieg, einem Meisterstück von stolzer Selbstbehauptung und diplomatischer Rückzugstechnik, dem

[1]) Vgl. Schönfuß a. a. O. S. 25 f.

der Kaufmann Bertuch, noch mehr Diplomat als der Dichter, obwohl er Schütz gegenüber sich in schärfster Form abfällig über Wieland äußerte[1]), um die leidige auch ihn zermürbende Angelegenheit zu einem friedlichen Abschluß zu bringen, sein versöhnendes Schreiben vom 27. Januar folgen ließ.

Wieland an Bertuch.

Von Hause, den 18. Jenner 1785.

Liebster Bertuch,

es ist nun hohe Zeit, daß ich mich über dasjenige, was Sie mir neulich, nach Ihrer Zurückkunft, als Ihre und des Herrn Redacteurs der A. L. Z. gemeinschaftliche Erklärung über meinen Entschluß, an dieser ganzen Unternehmung (nehmlich wegen des zeitigen Redacteurs und dessen Ihnen wohlbekannter Aufführung gegen mich und Reinhold) keinen Theil zu nehmen, geschrieben haben. Ich berge Ihnen nicht, daß mir diese Erklärung so auffallend gewesen, daß ich diese Zwischenzeit nöthig hatte, um mit einiger Gelassenheit darauf antworten zu können.

Sie werden sich noch wohl erinnern, lieber Freund, was zwischen Ihnen und mir mündlich verhandelt worden, als ich Ihnen den schändlichen Brief des Herrn Redacteurs an Reinholden und meinen Entschluß, mit einem solchen Manne schlechterdings in keinerley Gemeinschaft zu stehen, schriftlich meldete und Sie bald darauf selbst zu mir kamen. Sie werden Sich erinnern, daß Sie Selbst darinn gänzlich mit mir einstimmten, daß mir nach einer solchen Beleidigung keine Gemeinschaft noch Societät mit dem Manne quaestionis mehr zugemuthet werden könne; daß Sie, als ich, aus einem mir (wie Sie wissen) bey solchen Gelegenheiten nur gar zu natürlichen Exceß, mich wenn es seyn müßte lieber zu Aufopferung eines Theils meines wenigen Vermögens als zu Fortsetzung der intendirten Societät bereit erklärte, mir ausdrüklich sagten, es würde unbillig seyn, mir eine solche Aufopferung zuzumuthen, und sobald ich mit der

[1]) Vgl. Feldmann a. a. O. S. 79ff.

Entreprise nichts zu schaffen hätte, könnte mir auch keine Theilnehmung an den Kosten und Schaden derselben aufgelastet werden, und endlich, daß Sie Selbst sich gegen mich erklärten, daß Sie Sich von dieser Entreprise loß zu machen wünschten und suchen würden.

Aus Ihrem vorbesagten billet sehe ich nun zwar, daß der Herr Redacteur Mittel gefunden, Sie über die bemeldten 2 leztern Puncte auf einen andern Sinn zu bringen; ich hoffe aber, wenn Sie Sich nicht nur an meinen Platz stellen, sondern auch die Sache selbst, wie sie nun zwischen uns liegt, von allen Seiten überlegen, Sie werden mir nicht verdenken können, wenn ich Sie hiemit versichre, daß ich es ehe aufs äusserste ankommen als mich durch den Herrn Redacteur (dessen verächtlichen Charakter ich in dieser Sache nur zu gut kennen gelernt habe) zwingen lassen werde, den Schaden einer Entreprise, die bloß durch seine Machenschaft zu Grunde gehen wird und muß, ehe sie noch recht angefangen hat, mit tragen zu helfen, da ich doch, noch bevor ein förmlicher Contract zwischen uns zustande gekommen, mich von aller Theilnehmung an derselben loßgesagt.

Ich beklage recht herzlich, Mein Bester — denn Gott weiß, daß ich Sie liebe und es redlich mit Ihnen meyne —, daß Sie in ein Geschäfte verwickelt sind, dessen übeln Ausgang man nunmehr, nachdem die ersten Blätter der Welt vor Augen liegen, mit einer Art von Gewisheit vorhersagen kann. Unser anfänglicher Plan und die ganze Entreprise war ein sehr guter Gedanke: sie hätte eben so gemeinnützlich als uns vortheilhaft werden können; aber unser Unglück hat uns an einen Mann geführt, den wir nicht genug kannten, dessen ausserordentliche Thätigkeit uns imponierte, der aber (wie ich nun gänzlich überzeugt bin) viel zu sehr Pedant und Schiefkopf ist, um, zumal bey der willkührlichen Gewalt, die er sich in Rücksicht der Recensionen zugelegt hat, ein so weitschüchtiges und in der That die Kräfte eines jeden Mannes, geschweige eines solchen homuncionis, übersteigendes Geschäfte zu dirigieren.

Sie, liebster Bertuch, haben, wenn Ihnen auch sonst nichts abgienge, was zu einer solchen Direction erfodert wird, viel

zu viel andre Geschäfte, um nicht genöthigt zu seyn, sich, was die Beurtheilung der eingehenden Recensionen betrift, gänzlich auf den Herrn Redacteur zu verlassen. Wie Sie aber dabey fahren werden, davon kann Ihnen die Recension des Herderischen Werkes (die allen seinen langöhrigen Feinden ein so herzliches Gaudium als bey allen rechtschaffenen, verständigen und Herders Buch zu verstehen fähigen Lesern Unwillen und Abscheu erregt hat) zur Probe dienen. In meinem ganzen Leben ist mir nie ein solches Meisterstück von Schiefheit und hämischer Bosheit vorgekommen als diese Recension, und, verlassen Sie Sich darauf, so wird und so soll in kurzem die ganze Unpartheiische Welt sie finden. Daß Sie, mein Freund (der unmöglich Zeit haben konnte, weder Herders Buch noch diese Recension mit der erfoderlichen Aufmerksamkeit zu lesen, um ganz zuverläßig von dem einen und der andren urtheilen zu können), daß Sie Sich auf den berühmten Nahmen des Recensenten und auf Schützens günstiges Urtheil von der Recension verließen, ist ganz natürlich; aber zugleich brauchen Sie auf keine entscheidende Probe, wieviel Sie Sich auf Schützens Urtheil verlassen dürfen, zu warten als diese. Auch können Sie nun leicht Rechnung machen, wie es künftig in ähnlichen Fällen ergehen und wie es mit der Unpartheylichkeit und tiefen Urtheilskraft der großen Männer, die nach der großsprechenden Vorrede im 1. Blatt an dieser Zeitung arbeiten sollen, aussehen werde. Sie werden nur zu bald erfahren, wie ein Mann von Nahmen und Ehre nach dem andern sich öffentlich von einem Werk loßsagen wird, worinn ein Mann wie Herder gleich in den ersten Stücken auf eine so revoltante Art mißhandelt worden ist pp.

Was mich betrift, so weiß ich zwar besser, als es mir ein Pedant wie Schütz sagen kann, daß ich weder ein großer noch vielbedeutender Mann bin; aber mein Stolz ist, zu seyn, was ich bin und immer gewesen bin: ein edler und guter Mensch von gesundem Kopf und Herzen, und mir ist daran gelegen, in den Augen aller derer, die dies auch sind, in keinem falschen Lichte zu erscheinen. Da nun, wie ich höre, schon an vielen

Orten die Sage geht, daß ich ein Mitarbeiter an der A. L. Z. sey, so werden Sie mir unmöglich verdenken können, wenn ich mich nächstens in convenablen und Ihrer Entreprise nicht zu nahe tretenden terminis öffentlich erkläre, daß ich an selbiger auf keine Weise theil habe.

Ich hoffe aber auch, mein liebster Freund, Sie werden, alles wohl überlegt, nicht minder billig finden, daß ich bey so bewandten Sachen auch aller Societätsverbindung und Theilnehmung an Kosten, Gewinn und Schaden dieser Entreprise gänzlich entlassen bleibe, und dies um so mehr, wenn Sie bedenken, daß, da ich kein Mitarbeiter bin, die Partie zwischen Ihnen, dem Herrn Redacteur und mir gar zu ungleich wäre; indem, auf den Fall, daß Schaden herauskäme, Sie (nach den Schützischen Berechnungen) als Mitarbeiter dabey beträchtlichen Vortheil, ich hingegen nichts als reinen Verlust meines baaren Geldes zu leiden hätte. Ich habe Sie, lieber Bertuch, immer als einen Mann von Billigkeit und als meinen Freund gekannt. Schon mehr als 12 Jahre kennen wir uns so und stehen in Verbindungen und Verhältnißen gegen einander, deren Wichtigkeit Ihr eigner Kopf und Ihr eigenes Herz schätzen mag und wird. Es kann gar nicht in meine Seele kommen, daß Sie fähig seyn könnten, mich und meine Freundschaft den intereßierten Absichten und Pfiffen eines Menschen wie Schütz aufopfern zu wollen. Ich bin aber auch meines Ortes fest entschlossen, nicht dupe von diesem Menschen zu seyn und mich zu einem Contractu Leonino von ihm nothzüchtigen zu lassen. Dagegen sind Gottlob noch Mittel in der Welt; aber, wenn es dazu kommen müßte, lieber Bertuch — lassen Sie mich diesen Gedanken mit allen seinen natürlichen Folgen nicht ausdenken, ich hasse ihn; und wiewohl ich Schützen zu gut kennen gelernt habe, um Billigkeit von ihm zu erwarten, so erwarte ich desto mehr von Ihnen und Ihrem Einfluß über ihn. Erwägen Sie nun die Sache nochmals von allen Seiten und melden Sie dann Ihr Ultimatum

Ihrem

Wieland.

Bertuch an Wieland.

Vom Hauße, den 19. Januar 1785.

Liebster Wieland!

Da ich durch den unglücklichen Zwiespalt, der in unsere Unternehmung der A. L. Zeit. gekommen, schon so viel gelitten habe, so war die unangenehme Stunde, die mir gestern abends Ihr Billet machte, kein neues Leiden für mich. Sie scheinen es warm und in einer sehr schlimmen Stimmung geschrieben zu haben, und es liegt dabey so mancher Mißverstand zum Grunde, daß ich mich über die Würkung davon garnicht wundere. Überhaupt sehen Sie mich seit kurzem Gott weiß durch welches Medium; aber daß es ein falsches sey, sagt mir mein Herz, und wird Ihnen das Ihrige sagen, wenn Sie es hören wollen. Jetzt kalt und gelassen ein paar Worte über den ganzen Gang der Sache, so wie sie sehr hell in meinem Kopfe und acktenmäßig in meinen Papieren liegt.

Ich erschrack über Ihr erstes Billet vom 7. December, worinn Sie mir so eine heftige Erklährung gegen Schütz auftrugen, außerordentlich, weil ich als gewiß überzeugt war, daß Sie Schützens Brief mißverstanden und Theils Stellen auf Sich gezogen, woran er gewiß nicht gedacht, Theils mit Herrn Reinhold härter genommen, als er es vermuthlich gemeynt hatte. — Dieß hat mir Schütz nachher nicht allein heilig betheuert, sondern ich habe ihn gleich darauf in einem ähnlichen Falle mit dem Kirchenrath Stroth in Gotha ebenso handeln sehen, da er ihm eine zu heftige und offenbar leidenschaftliche Recension zurückschickte und um Abänderung bath, die dieser sich auch gefallen ließ. — Ich sagte Ihnen meine Meinung darüber, bestellte Ihre heftige Erklärung nicht nur nicht an Schütz, sondern suchte auch Donnerstags durch einen Brief an Schütz allem Unheile vorzukommen; aber unglücklicherweise hatte Herr Reinhold schon zuvor empfindlich geantwortet; Schütz schrieb ihm wieder mit mehr Hitze, als er vielleicht gesollt hätte, und mir nicht minder in eben dieser Stimmung; eine Stunde darauf erhielt ich vollends Ihr Billet vom 11. December, worinn Sie

in die heftigsten Äußerungen über Schütz ausbrachen und für immer alle Gemeinschaft mit ihm abbrachen, und nun stand ich da in einer Art von schmerzlicher Betäubung, wie ein Mensch, hinter und vor dem eine Brücke einstürzt. Was aus dieser Verwirrung, die wie ein Wolckenbruch über mich, ganz Unschuldigen in der Sache, herstürzte, werden sollte, wußte ich, bey Gott! nicht, zumal da ich keine Möglichkeit sahe, Sie und Schütz nach dem, was schon geschehen war, und Ihrer beyderseitigen Heftigkeit bey diesem schon im Publiko so weit gediehenen Geschäfte wieder zu vereinigen. Indessen gaben Sie mir in Ihrem Billet vom 11. December selbst ein Mittel, das Schifgen in diesem Sturme so gut als thunlich hinzusteuern, durch folgende Erklärung an:

[Folgt wörtliches Zitat aus Wielands vorhergegangenem Briefe, hier S. 178 Zeile 33 bis S. 179 Zeile 16.]

Persönliche Freundschaft und ein merkantiles Geschäft haben ganz verschiedene Rechte; dieß erfordert nur die officia stricti juris, steten Treu und Glauben, und kann ganz wohl unter zweyen Associés fortdauern, bis es beendigt ist, wenn auch jene durch einen Zufall etwas erkaltete. Diesen in Ihrer obigen Erklärung liegenden Rechtsgrundsatz, lieber Wieland, nahm ich an. Wollte ich das Geschäft erhalten und retten und einen unglücklichen Eclat auf Ihrer und Schützens Seite verhindern, wozu Sie vielleicht beyde gereitzte Empfindlichkeit verleitet hätte, so mußte ich durchaus in Ihrem Zwiste keine Parthey nehmen, auch mit keinem von beyden Theilen davon sprechen, und zur Sicherstellung einer neuen zu negociirenden Societät ein förmlicher schriftlicher Revers von Ihnen da seyn.

In dieser Lage kam ich, wie Sie wißen, halb krank am nemlichen Nachmittag zu Ihnen, sagte Ihnen, wie wehe es mir thue, daß es zu solch einer Extremität gekommen sey, daß ich aber auf Ihre heutige schriftliche Erklährung, und wenn Sie sich in einem schriftlichen Reverse für die Folge vom Geschäfte ganz lossagten, versuchen wollte, die ganze Sache und den Gang des Geschäftes so zu vermitteln, daß Sie zu Ihrer Ruhe nichts weiter von der Sache hören und sehen

sollten; daß es hingegen unbillig seyn würde, daß, da Sie sich zur Mittragung des eventuellen Schadens der Entreprise vom ersten Jahr [bereit] erklährten, Sie keinen Gewinn haben sollten, wenn sich welcher ergäbe. Dieß habe ich gesagt, lieber Wieland; Sie waren auch sehr mit meinem Vorschlage zufrieden, dankten mir für mein Erbieten und schickten mir noch am nemlichen Abend den Revers zu.

Ich schrieb Sonntags darauf an Schütz, meldete ihm, was aus diesem unglücklichen Zwiste erfolgt sey, Ihre Erklährung, Ihren Revers, zugleich aber auch, daß ich durchaus keine Parthey in dieser Sache als die des Geschäfts selbst nehmen und kein Wort vom ganzen Zwiste mit einem von Beyden sprechen wolle, da ich nicht mehr vermitteln und vereinigen könne. Schützens Antwort hierauf übergehe ich. Sie war warm und hätte mich aufbringen können, wenn ich nicht schon Gedult bey Geschäften so sehr gewohnt wär'. Ich ging 3 Tage darauf selbst hinüber nach Jena. Der Tag, den ich da zubrachte, gehört gewiß nicht unter die angenehmen meines Lebens. Indessen effecktuirte ich doch so viel, daß das Geschäft, das ganz gute Aussichten gab, in seinem Gange blieb, das Geld nicht platt zum Fenster hinaus geworfen war, dem Publico kein Lachen bereitet und unser Nahme nicht Preiß gegeben wurde und ein Versuch zur Zusammenbringung einer neuen Societät, jedoch nach einem anderen Plane, weil Schütz nicht wieder Associé, sondern blos Redacteur seyn wollte, gemacht wurde. Ich protokollierte dieß, kam zurück und meldete es Ihnen schriftlich als Resultat meines Versuchs, die Sache so zu arangieren, daß das Geschäft nicht zugienge, sondern vielleicht ohne Schaden in andere Hände geliefert werden könne, nicht aber als meine und des Herrn Redacteurs gemeinschaftliche Erklärung über Ihren Entschluß, wie Sie in Ihrem gestrigen Billet sagen und welche Aufbürdung ich ausdrücklich verbitten muß. Was kann Ihnen nun darinn so auffallend gewesen seyn, liebster Wieland? Und was habe ich dabey nur für einen halben Schritt gethan, den Sie vorher nicht ausdrücklich gebilligt und sich freywillig dazu erbothen hatten? Bey Gott, ich bin mir nichts bewußt! Auch,

um nicht ungerecht zu seyn, kann ich Schützen den Vorwurf interessirter Absichten und Pfiffe, den Sie ihm machen, nicht machen lassen. Ich sage es als Wahrheit, ich habe ihn bey dieser Sache nicht so gefunden. Und was hätte er auch für Ursache, es zu seyn, da er weder nach unserem Kontracte vorher noch nach diesem Falle nachher, da er nicht mehr Socius sondern blos Redactor ist, einiges Risico hatte noch haben kann! Bedenken Sie doch dieß!

Was Sie mir ferner über Schützens Ungeschicktheit, die Zeitung zu dirigiren, sagen und was den üblen Erfolg betrifft, den Sie ihr daraus weissagen, so, denk' ich, können wir uns vielleicht Beyde irren, ich, wenn ich der Zeitung von seiner Thätigkeit Succeß und Sie von seiner Pedanterey ihr keinen versprechen. Der Erfolg, von dem man jetzt in den ersten Tagen noch garnichts sagen kann, mag es lehren, wer Recht hatte. Sie führen für Ihre Meinung die Recension von Herders Wercke an. Vorausgesagt, was Sie auch ohnedieß vermuthen konnten, daß ich mit Revue, Billigung oder Verwerthung der eingehenden Recensionen garnichts zu thun habe, sie garnicht zu sehen bekomme, habe ich auch die Kants von Herders Buche nicht vor dem Druck gelesen. Selbst Herders Buch habe ich, obgleich ich es selbst besitze, wegen Zeitmangel noch nicht lesen können. Ohne mir aber anzumaßen, philosophischer Kopf genug zu seyn, um Herdern durchschauen und beurtheilen zu können, würde ich doch sicher auch dieß Werck, wenn ich es zu vertheilen gehabt, Kant zugetheilt haben; denn wenn dieser es nicht richtig beurtheilen kann, so erwarte ich es sicher von jedem andern noch weniger. Beleidigt, dächt' ich, könnte sich Herder nicht finden; denn er ist nicht unbescheiden darin behandelt, und wissenschaftlicher Tadel ist, sobald er ungerecht ist, augenblicklich wiederlegt. Aber Sie wissen ja, lieber Freund, daß Herder auch nicht einmal einen Hauch von Tadel ertragen kann, und daß Sie mir noch in Ihrem Garten, als ich Sie dieß Buch lesend fand, denselben Mangel an richtigem und scharfem philosophischen Raisonnement, das Willkührliche in seinen Behauptungen und das Halten seiner Grundidee in einem ungewissen Helldunkel, was ihm Kant auch zum Theil

vorrückt, selbst daran bemerkt haben. Sonderbar ist's immer, wie auch die Meinungen hierüber entgegen stehen; denn mir schrieb erst vorgestern noch ein sonst ganz heller Kopf: „Ich habe seit Lessings Litteraturbriefen keine solche Recension wieder gelesen als die von Herders Ideen.“ Ich dächte, liebster Wieland, Sie ließen Herder sein Werck vertheidigen und nähmen, um Ihrer und meiner Ruhe willen, keinen Theil daran. Ebenso sehr wünsche ich Ihre öffentliche Erklärung, daß Sie an der A. L. Z. keinen Theil haben, nicht eher, als bis Sie eine öffentliche Veranlassung dazu nöthigt, zu lesen. Bis jetzt habe ich weder von auswärts noch hier gehört, daß dieß jemand von Ihnen glaube oder sage.

Wie tief Sie mit der letzten Seite Ihres Billets mein Herz verwundeten, lieber Wieland, das fühlten Sie wohl nicht, als Sie sie schrieben, als Sie dieß nach 12 Jahr erprobter Freundschaft an mich schrieben. — Es sey in den Sand geschrieben und vom ersten Winde verweht! —

Nur zwey Worte über das Wesentliche davon.

Es ist eine neue Societät da, die jedoch ihre Erklährung, ob sie die Entreprise der A. L. Z. antreten, die vorigen Unternehmer rembourſiren und das Risico von da an übernehmen wolle oder nicht, bis zu Ende Februars verschoben hat, da man jetzt in den ersten Tagen des Jahres noch nichts Entscheidendes sagen kann. Gehe es damit, wie es wolle, ich will es erwarten und im widrigen Falle das unschuldige Opfer seyn.

Hierbey folgt Ihr Wechsel auf die 500 Reichsthaler zurück, und die baar zur Entreprise gezahlten 50 Reichsthaler bitte ich Sie mir auf die Manuscript-Rechnung vom Merkur zuzurechnen. Sie sind nun von aller Verbindlichkeit und Gefahr eines Risico und Schadens von dieser Unternehmung völlig frey. Ich will ihn, wenn die neue Societät nicht zu Stande kommen sollte, lieber tragen und durch die mühseligste Arbeit wieder zu ersetzen suchen als Ihnen die Möglichkeit des Gedankens lassen, Sie den intereßirten Absichten und Pfiffen irgend eines Menschen in der Welt aufopfern zu wollen oder mit Schütz conspirirt zu haben, Sie zu einem pacto leonino zu nothzüchtigen.

Aber nun auch Ruhe, um Gottes Willen Ruhe, liebster Wieland, die mir zu meiner leidenden Gesundheit so höchst nöthig ist, und kein Wort mehr von der fatalen Sache!

Dieß ist nach reiffster Überlegung das Ultimatum von

Ihrem

Bertuch.

Wieland an Bertuch.

Liebster Bertuch,

Vermöge des Schlusses Ihrer weitläufigen Antwort auf mein leztes erwarten Sie zwar keine Replik von mir, auch haben Sie mir in Betreff des Geschäftes, wovon die Rede war, nichts zu verlangen übrig gelassen; aber Sie sprechen in einem sehr entschiedenen Tone von einem falschen Medium, wodurch ich Sie seit kurzem sehe; Sie suchen mich, mit einer imposanten Kaltblütigkeit und Gelassenheit, durch eine actenmäßige Deduction zu überweisen, daß ich Unrecht habe; Sie machen meine in Augenblicken der stärksten Leidenschaft mit freundschaftlicher Ungewahrsamkeit an Sie geschriebenen Billets zu Zeugen wider mich; Sie stellen, wiewohl immer in den glimpflichsten Worten und mit möglichster Kaltblütigkeit, mich und mein Betragen in der bewußten Sache in das Verächtlichste, Sich selbst hingegen und Ihr Betragen in das glänzendste Licht; Sie beschuldigen mich, Ihr Herz tief verwundet zu haben, und rücken mir 12 Jahre erprobter und bewährter Freundschaft und Liebe vor, um meine vermeynten torts gegen Sie aufs Höchste zu treiben; Sie sprechen endlich von Ihrer Entschließung, lieber allen Schaden, der aus dem bewußten Geschäfte entstehen dürfte, allein zu tragen und durch die mühseligste Arbeit wieder zu ersetzen, als mir nur die Möglichkeit des Gedankens, mich dem Interesse und den Pfiffen irgend eines Menschen in der Welt aufopfern zu wollen, zu lassen — Und Sie sollten nur vermuthen können, daß ich schlecht genug sey, Ihnen auf alles dies Nichts zu antworten?

Ihr Auffaz, lieber Bertuch, ist (wie alle Ihre Billiette) so abgefaßt, daß er alle Augenblicke vor Gericht gestellt werden

kann und Sie, solchenfalls, gerechtfertigt in Ihr Haus hinabgehen würden. Leider ist es nicht so mit den Billiets, so Sie von mir in Händen haben. Die Meisten können auf die eine oder andre Art gelegenheitlich gegen mich gebraucht werden, und es würde mir dann schwehrlich viel anders übrig bleiben, als an meine Brust zu schlagen und zu sagen: Gott sey mir Sünder gnädig! Dies, lieber Bertuch, ist ein Punct, der die Partie zwischen uns sehr ungleich macht; aber es ist auf meiner Seite, wie ich besorge, ein unheilbares Übel. Auch diesesmal werde ich's nicht besser machen. Wenn ich der Klugheit Gehör gäbe, so würde ich Ihnen gar nicht antworten; denn ich fühle es nur zu gut, wie sehr ich Gefahr lauffe, mich Ihnen wider meine Meynung und Absicht abermals in einem nachtheiligen Lichte zu zeigen; aber ich glaube die vorhabende Herzens-Erleichterung (wenn ich dieses Wort von Lavatern borgen darf) mir selbst und Ihnen schuldig zu seyn. Als Actenstück wird sie zu nichts taugen; aber als Aufschluß meines Inwendigen gegen Sie, als ein Gespräch meines guten Genius mit dem Ihrigen, wobey keine andre Zeugen sind als Sie und Ich, könnte sie nicht ohne allen Nutzen seyn.

Daß in unserm dermaligen moralischen Verhältnisse viel Mißverstand zum Grunde liege, glaube ich selbst zu sehen; aber ich glaube auch, daß, wenn gleich der Grund dieses Mißverstandes (der in Ihrer und meiner Individualität liegt) nicht gänzlich gehoben werden kann, doch wenigstens der Mißverstand selbst, so weit es zu unsrer beyder Ruhe und guter Harmonie (die nicht alle Dissonanzen ausschließt) nöthig ist, gehoben werden könne, sobald wir uns nur über gewisse Puncte offenherzig gegen einander erklären.

Ich bitte und beschwöre Sie, lieber Bertuch, mir auf das Wort eines redlichen Mannes zu glauben, daß in allem, was ich hier schon geschrieben habe und noch schreiben werde, keine Persifflage, keine Ironie und keine Satyre ist: ich schreibe Ihnen die innersten Gedanken meines Herzens, ohne Zurükhaltung und ohne Zweydeutigkeit. Nehmen Sie alles mit reinem Herzen auf, so kann ich noch immer hoffen, daß wir uns diesmal nicht mißverstehen werden. Wir haben uns beyde

auf unsre 12jährige Freundschaft berufen, ich, um Sie zu bewegen, mich in dem bewußten Geschäfte (woran ich vermöge der Wendung, die es mir zu nehmen scheint, weniger als jemals den geringsten Theil nehmen mag) mit einem Menschen, der mir aus den gerechtesten Ursachen zum Abscheu geworden ist, aber gleichwohl an der Spitze dieses Geschäftes steht, aus allem mercantilischen Zusammenhang zu setzen; Sie, um die Schuld eines Ihnen von mir (wie Sie glaubten) zugefügten Unrechts zu vergrößern. Lassen Sie uns über den Verstand des Wortes Freundschaft, wo möglich, einig werden: so wird, dencke ich, auf einmal und auf immer allem Mißverstand oder wenigstens einer Hauptquelle desselben zwischen uns der Ausfluß verstopft seyn. Ich dencke mir bey diesem Worte eine dreyfache Bedeutung. In der ersten hat es Cicero in seinem 'Laelius' und Lucian in seinem 'Toxaris' genommen. Ich besorge, diese Art von Freundschaft ist eine sehr seltne Erscheinung unter den Sterblichen; aber auch ihr bloßer Schatten ist schon so liebenswürdig, daß wir andern warmen enthusiastischen Seelen ihm von Jugend an nachlauffen, immer nach ihm haschen und nicht selten darüber in häßliche Pfützen und Froschgräben gerathen. Von dieser Freundschaft ist eigentlich die Rede, wenn man sagt, daß Handelschaft keine Freundschaft leide.

Die andere Art der Freundschaft ist so weit entfernt, sich mit Handelschaft nicht zu vertragen, daß sie vielmehr die einzige ist, die unter Geschäftsleuten und Personen von Mercantilischem Genie und Beruf statt findet. Sie hat das Utile quà tale zum Gegenstand und Zweck und sezt, um zu beyderseitiger Zufriedenheit einen hohen Grad von Intensität und Festigkeit zu erhalten, auf beyden Seiten nicht nur Ehrlichkeit, sondern auch viel Klugheit, Vorsichtigkeit und alles, was man mit Einem Worte den Geschäftsgeist nennt, voraus und ist unstreitig diejenige Art von Freundschaft, wobey die Menschen am besten fahren würden, wenn sie so gemein als nur möglich wäre. Die dritte Gattung, diejenige, welche Herr Prof. Schütz meinem Freund Reinhold anbot und vermöge deren man einer Schildwache auf ihr wer da?: Gut Freund! antwortet, wollen wir diesem Elenden und allen seinesgleichen,

die keines andern Freundes werth sind, überlassen — Wir haben damit nichts zu thun. Übrigens bringt es die Natur der Sache mit, daß zwischen der ersten und zweyten Art von Freundschaft eine Menge Nüancen statt finden und, je nachdem zwischen Freunden vom zweyten Rang mehr oder weniger Moralische Ähnlichkeit und Physische Sympathie vorwaltet, die zwischen ihnen herrschende Verbindung mehr oder weniger von der Farbe und auch wohl vom Geschmacke der erstern annimmt; wobey dann leicht allerley Täuschung und Selbstbetrug — wodurch oft auch der ehrlichste Mensch, wider seine Meynung, am Betrug des Andern Ursache wird — mit unterläuft.

Verzeyhen Sie mir, lieber Bertuch, diese kleine scientifische Präfation. Sie schien mir zu meinem Vorhaben unentbehrlich zu seyn. Nun zur Anwendung.

Es ist izt nicht darum zu thun, Ihnen oder mir selbst Complimente zu machen, auch nicht Ihnen oder mir selbst über alles Gute, was sich mit Grund von uns sagen läßt, nur vollständige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Diese leztere vorausgesezt, will ich Sie izt bloß auf das aufmerksam machen, was in Absicht der Freundschaft die Partie zwischen uns ungleich macht. Suum cuique proprium dat Natura munus — Sie sind ein Dichter gewesen, und ich bin noch dato eine Art von Geschäfts- und Handelsmann, si Vous voulez; aber ganz unstreitig hatte es die Natur bey Ihnen auf den Geschäftsmann und Negocianten und bey mir auf den Dichter angelegt, und zwey verschiedenere Stempel hat die bona Mater schwerlich in ihrer ganzen Rüstkammer als diese beyden. Sie haben, wie mein alter Churfürst Emerich Joseph sagte, ein sehr großes Prudentiale; mit mir läuft immer irgend eine schöne oder häßliche Idee davon. Sie behalten in Geschäfts-Verhältnissen immer hellen Kopf und kaltes Blut; bey mir darf sich nur eine auffallende Dissonanz des moralischen Verhältnis drein mischen, so ist alles auf einmal aus. Sie schreiben keine andre Billiette, als die man als Actenstücke aufheben und alle Augenblicke einer hochpreislichen Regierung vorlegen kann; ich schreibe nur gar zu oft (jedoch heutiges Tages nur an Personen,

die ich eines unbegrenzten Vertrauens werth achtete) in Augenblicken der hitzigsten Aufbrausung Billiette, die sich nicht vor Gericht stellen lassen und die ein Damon, anstatt sie jemals zu Waffen gegen seinen Pythias zu gebrauchen, entweder auf der Stelle verbrennen oder ihm den folgenden Tag mit einem kleinen freundschaftlichen: Nachbar, mit Rath! zurückschicken würde. Sie, lieber Bertuch, haben ein vortrefliches Gedächtnis und erinnern Sich, nach 9 Monaten, noch ganz scharf an alles, was besagter Pythias, sogar über einen Ihnen sehr gleichgültigen Gegenstand, in seinem Garten gesagt hat; ich vergesse sehr leicht, was ich gesagt, gehört, gelesen oder geschrieben habe, und bin darüber unbekümmert, weil ich weiß, daß ich immer gesagt habe, was ich empfand oder was ich dachte u. s. w. Desto besser für Bertuch, und desto schlimmer für Wieland, wenn dem allem so ist, werden Sie dencken, würde jeder Geschäftsmann dencken, der dieses läse, und dencke auch ich selbst, wenigstens in dem Sinne, worinn Sie es nehmen. Aber eben darum, lieber Bertuch, ist (wie ich sagte) die Partie so ungleich zwischen uns — zumal wo es um Geschäfte von Ökonomischer Wichtigkeit zu thun ist. Ich, in meinem sorglosen, zutraulichen, so oft von Laune, Wetter, Verdauung oder andern Zufällen abhangenden Wesen, Ich, den der bloße Schatten eines solchen Betragens wie das, was der Prof. Schütz sich gegen Reinhold erlaubte, bis zur Wuth aufbringen kann, gebe natürlicher Weise einem Manne wie Sie in Verhältnissen, wo Klugheit und kaltes Blut so wesentliche Vortheile sind, gewaltig viel Blößen — und wenn Sie gleich davon keinen Gebrauch zu meinem Schaden machen, so brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, daß es an dem Gebrauch, den Sie in Ihrer lezten (wiewohl vor der Hand nur für mich geschriebenen) Deduction, worin mein in der äußersten Gemüthsbewegung (wie Sie Selbst sagen) geschriebenes billet als ein Actenstük allegiert ist, davon gemacht haben, mehr als genug ist.

Ich sage Ihnen dies nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen. Niemand braucht sich dessen zu schämen, was sein natürlicher Charakter ist, auch der Fehler nicht, die vermöge der Natur

des Menschen von gewissen Vorzügen gewissermassen unzertrennlich sind. Nur, lieber Bertuch, lassen Sie uns uns selbst keine Illusionen machen und, weil wir in gewissen Dingen klüger, behutsamer und kaltblütiger sind als ein andrer, darum nicht auch besser, edler, uneigennütziger und großherziger seyn wollen!

Glauben Sie mir, ich sehe Sie durch kein andres Medium als das Detail und Ensemble der Handlungen und Thatsachen, die seit 12 Jahren unser wahres Verhältnis gegen einander bestimmt haben. In was für einem Lichte und aus welch einem Gesichtspuncte Sie mich sehen — will ich, aus Liebe zu Ihnen und mir selbst, nicht nach Ihrem lezten Aufsatz beurtheilen. Der Meinige, worauf er die Antwort seyn sollte, war allerdings in keiner sehr lieblichen Stimmung geschrieben, und ich hätte Ihnen wahrlich nicht übel genommen, wenn Sie ebenfalls verstimmt worden wären. Aber Sie schrieben, wie Sie selbst sagen, mit hellem Kopfe und actenmäßig; Sie schrieben wie jeder andre Geschäfts- und Kaufmann in den Geschäfts-Verhältnissen, worin wir stehen, auch geschrieben hätte. — Aber „Sie handelten doch wie ein Freund in der edelsten Bedeutung des Wortes, da Sie mir meinen Wexel zurückschikten". — Lieber Bertuch, lassen Sie uns offen sprechen! Hätten Sie das aus eigner Bewegung gethan, ohne mich erst auf eine Art, die zwischen Ihnen und mir beleidigend ist, in allen Tort, den Sie mir ex actis et actitatis nur immer geben konnten, gesezt zu haben: dann wäre es edel von Ihnen gehandelt gewesen, und entweder haben Sie mich nie gekannt oder Sie können Sich selbst sagen, wie ich darauf geantwortet hätte. Aber so — Und doch hasse ich alle Händel so inniglich und bin so froh, wenn schlimm nicht noch schlimmer ist, daß ich Ihnen schier für etwas, was meinem Gefühl nach nichts mehr ist, als was ich an Ihrem Platze auch gethan hätte, als eine sehr verdienstliche Handlung danken möchte. Nur muß ich Ihnen sagen, daß ich eben so wenig als Sie den Gedanken dulden kann, daß Sie durch mich Unrecht leiden oder aus meiner Veranlaßung zu Schaden kommen sollten. Ich bin daher noch immer so bereit, irgend einem billigen Vorschlage,

wie dies verhütet werden kann, Gehör zu geben, als ob Sie den Schritt, wozu Sie meine lezte Erklärung gewisser maaßen gedrungen hat, nicht gethan hätten — das ist kurz und ohne alle Wendung: ich wünsche, daß die Sache so zwischen uns beendigt werde, daß kein Theil sich über Unrecht zu beschwehren habe.

Ich habe nie auch nur dem leisesten Verdacht Gehör gegeben, als ob Sie es mit dem Herrn Redacteur der A. L. Z. darauf angelegt hätten, mich dahin zu bringen, daß mir, ohne Herabwürdigung meiner Selbst, nichts andres übrig bliebe, als mich von der vorgehabten und würklich angefangenen Societät wieder loßzureißen; aber ich gestehe, daß ich Schützen im Verdacht einer solchen Absicht hatte und daß ich sein Betragen gegen mich, seit seinem so unbeschreiblich groben und beleidigenden lezten Brief an Reinhold, unmöglich ohne eine solche Voraussetzung erklären konnte. Ich gestehe auch, daß es mir auffiel und auffallen mußte, daß Sie meine in einer zwar gerechten, aber doch (wie es Ihnen scheinen mußte) allzugroßen und dem ganzen Vorhabenden Werke so leicht fatal werden könnenden Hitze gefaßte Entschließung sogleich für bekannt annahmen und (da Ihnen meine Empfindlichkeit in solchen Fällen und meine Art, solche zu äussern, längst bekannt ist) nicht ein paar Tage darauf wenigstens einen Versuch machten oder Schützen durch gehörige Vorstellungen dazu vermochten, einen Versuch zu machen, mich wieder zu beruhigen und zu Fortsetzung der Societät zu bewegen. Daß von Seiten des Redacteurs hiezu nicht der geringste Schritt gethan wurde, konnte mir doch wahrlich keine gute Meynung von seiner Gesinnung gegen mich geben, und daß auch Sie so gleichgültig dabey blieben oder wenigstens sich sobald in den Gedanken meiner Trennung von der Societät finden konnten, mußte doch wohl natürlicher Weise mich in meiner Entschließung bestärken. Oder war etwa von mir zu erwarten, daß ich ohne jenseitige Veranlaßung mich von selbst wieder anbieten sollte? Mein in der grösten Aufwallung des Unwillens, wo ich, um nur von aller Gemeinschaft mit einem mir zum Greuel gewordenen Menschen loßzukommen, alles hingegeben hätte,

also in einer zu Geschäften und zu verbindlichen Engagemens so übel qualificirten Gemüths-Verfassung in dem mehrangezognen Billiet gegebnes Versprechen, wo ich mich erkläre, den Verlust des ersten Jahrganges mit tragen zu helfen, auf den Gewinn aber Verzicht zu thun, konnte freylich beym ersten Anblik einen Mann, der die Sache bloß mercantilisch ansähe und schon zufrieden wäre, wenn er nur so ein Actenstück, wobey er die andern allenfalls fassen könnte, in den Händen hätte, so ziemlich ruhig über meinen Abgang von der Societät machen; aber von einem Freunde, der seine 12 Jahre geprobte und bewährte Freundschaft und Liebe gegen mich gelten macht, hätte doch wohl was andres erwartet werden können, als daß er seinem Freunde nicht alle nur ersinnliche Vorstellungen gegen einen so augenscheinlich in der Hitze der Leidenschaft gefaßten und so ganz unmercantilischen Entschluß machen würde. Freylich habe ich gröblich gegen das Prudentiale gefehlt, da ich Ihnen einen Antrag, worinn ich das Vergehen eines andern gegen mich an mir selbst strafen wollte, so unbedachtsam überschrieb, und Sie waren allerdings durch keine regulam juris gehalten, mehr für mein Intereße zu sorgen als ich selbst; aber da Sie und Herr Schütz Zeit genug hatten, die Sache von allen Seiten zu überlegen und zu sehen, daß ein Versprechen dieser Art selbst in via juris nicht einmal verbindlich seyn könnte, ingleichen, daß ich, sobald ich aufhörte, mit Reinholden Mitarbeiter zu seyn, eo ipso auch die intendirte Societät entweder gänzlich aufgehoben oder doch, wenn ich nicht einem übermässigen Risico und Schaden ausgesezt seyn sollte, denen unvermuthet sich veränderten Umständen gemäß modificiret werden müsse, da Sie, sage ich, beyde dieses sehr leicht sehen konnten, so war ich um so mehr berechtigt, entweder aufrichtige Schritte zur Aussöhnung oder wenigstens billige und den veränderten Umständen gemäße Vorschläge von Ihnen beyden zu erwarten. In dieser Erwartung stund ich würklich, und es war mir daher äusserst auffallend, bey Ihrer Rükkunft von Jena statt dessen die Erklärung zu erhalten, „daß ich vermöge meiner Erklärung vom 11. December fürs erste Jahr den allfalsigen

Verlust der Entreprise (welche schon so weit gekommen, daß sie nicht mehr zurükgehen könne) pro rata zu tragen, hingegen aber auch an dem Gewinn, falls einer herauskomme, meinen Theil zu beziehen hätte". Gewinn im ersten Jahre bey einer so kostbar angelegten und so höchst mißlichen Entreprise ist etwas, worauf Sie wohl beyde keine Rechnung machen; die Societät stünde also zwischen uns ungefehr auf folgendem Fuße: ich hätte zwar bey der ganzen Entreprise nichts zu bedeuten, weil, nach einem Grundgesetze, zwey Stimmen entscheiden und meine Stimme, rebus sic stantibus, wahrscheinlich nie in Betracht käme; ich müßte die Direction, von welcher am Ende doch der ganze Erfolg abhängt, in den Händen eines Mannes sehen, der mein ganzes Vertrauen verlohren und nicht den kleinsten Schritt gethan hat, um es wieder zu gewinnen; ich müßte, bey nicht der mindesten Wahrscheinlichkeit eines Vortheils, in der unaufhörlichen Besorgnis leben, die Entreprise scheitern zu sehen, und alles, was ich bey dieser Societätssache zu thun hätte, wäre, am Ende des Jahres mit zahlen zu helfen, ohne mich allenfalls wie die übrigen an dem Erfolg der folgenden Jahre erholen zu können. Mich dünkt, bey einer solchen Gesellschaft ist doch nicht partie égale, und es dürfte mir schon etwas vorgegeben werden. Ganz gewiß, lieber Bertuch, haben Sie die Sache nie in diesem Lichte gesehen. Sie glaubten, in der Verlegenheit, worein Sie Sich selbst so unvermuthet durch den fatalen Vorgang gesezt sahen, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, indem Sie mich bey meinem eignen Worte nehmen halfen und mir sogar noch mehr einräumten, als ich selbst verlangt hatte. Ein kluger Mann soll, in regula, nichts sagen, viel weniger schreiben, was er nicht wohl überlegt hat und wobey er nicht gehalten seyn will. Niemand kann Sie eines Unrechts beschuldigen, wenn Sie mich nach dieser Regel behandeln. Nur die Freundschaft, die Liebe, welche kein strenges Recht kennen, werden den Kopf dabey schütteln — Kurz, lieber Bertuch, vor diesen lezten Richtern haben Sie verlohren, wie ich vor dem Richterstuhl der Klugheit. Es ist uns beyden was Menschliches begegnet, mir, daß ich Ihnen in der Hitze einer aufgebrachten Einbildung,

die vielleicht nur einem Dichter verzeyhlich ist, ein Billjet zu meinem eignen Nachtheil schrieb; Ihnen, daß Sie es wie ein Kaufmann aufnahmen. Ich denke, wir wollen es uns beyderseits zur Witzigung dienen lassen, und ich meines Orts habe es meinem Genius zugeschworen, daß ich auch an meinen besten Freund keinen Wisch mehr schreiben will, der als ein Actenstük gegen mich gebraucht werden könnte.

Übrigens will ich hoffen und, auch um meiner selbst willen, wünschen, daß die A. L. Z. den besten Fortgang habe. Sollten Sie gegen diese freylich nicht wahrscheinliche Hofnung dabey zu Schaden kommen, so kennen Sie meine Denkensart lange genug, um zu wissen, ob ich, sobald mich die Gelegenheit und mein Herz auffordern, der Freundschaft oder der Klugheit mehr Gehör gebe.

Soviel, lieber Bertuch, schien mir aus Veranlassung Ihres leztern nöthig, um unser in etwas gestörtes Verhältnis wieder zu berichtigen. Glauben Sie mir, lieber Freund, wenn ich Sie aufrichtig versichre, daß nichts in meinem Herzen ist, was diese Absicht vereiteln könnte und daß es vielmehr einer meiner eifrigsten Wünsche ist, daß unsre freundschaftliche Verbindung von nun an so aufrichtig, rein und warm, als zwischen Geschöpfen von Fleisch und Blut nur immer möglich ist, bis an unser Lebensende fortdaure.

Wieland.

Weimar, den 26. Jenner 1785.

Bertuch an Wieland.

Weimar, den 27. Januar 1785.

Theuerster Wieland!

Ihr Billet von gestern, das ich heute vor Tische erhielt, und sonderlich die herzliche Erklährung, womit es schließt, lößt jede Dissonanz, die durch Mißverstand und Zufall in unser Verhältniß gekommen war, völlig auf. Die bewußte Sache sey unter uns auf ewig beendigt, und zwar so beendigt, daß kein Theil sich über Unrecht zu beschweren haben soll. Hier haben Sie meiner Seits Hand und Wort darauf. Laßen Sie mir jedoch

dabey die Überzeugung, in derselben als ein rechtschaffner, vorsichtiger und nicht unedler Mann gehandelt zu haben, der aus wahrer Liebe und Hochachtung für Sie, so viel nach Lage der Sache von allen Seiten nur möglich war, für Ihre jetzige und künftige Ruhe und Zufriedenheit dabey sorgte.

Ich danke Ihnen daher herzlich für Ihr Billet, das ohne Leidenschaft und die mir über Alles kostbare Sprache des Herzens spricht. Ich käme jezt gleich, Sie dafür zu umarmen, wenn mich nicht Anlauf von Leuten diesen Nachmittag hinderte und Sie vermuthlich gegen Abend ins Concert giengen. Ich komme aber morgen frühe ein bißgen.

Adieu, liebster Wieland! Laßen Sie uns einander fortlieben und hochachten wie zuvor und glauben Sie, daß ich gleichfalls keinen heißeren und eifrigeren Wunsch habe als diesen, daß unsere Freundschaft so rein, warm und treu, als nur Mensch gegen Mensch hegen kann, bis in unser Grab dauere. Sie wird und muß es, wenn wir uns immer gegenseitig erklähren.

B.

Es ist wohl kein Zweifel, daß Wieland sich nach der persönlichen Rücksprache mit Bertuch als moralischen Sieger im Streite betrachtete. Zugleich hatte er das notwendige erfreuliche Verhältnis zu seinem 'Merkur'-Sozius wieder hergestellt, dem er seit 1783 ein Drittel der 'Merkur'-Einnahmen für tätige Mithilfe überlassen hatte. Im Einverständnis mit Bertuch hatte Wieland Anfang Januar das Rezensentenhonorar beim 'Merkur' von 6 auf 10 Reichstaler pro Bogen erhöht, eine Änderung, die fast allein Reinhold zugute kam und den Verlust des künftigen Schwiegersohns für seinen Austritt aus der Mitarbeiterliste der 'Allgemeinen Literatur-Zeitung' ausglich. Die Fürsorge Wielands für seinen Schwiegersohn führte Mitte 1786 schließlich zu Bertuchs Rücktritt aus der Redaktion des 'Teutschen Merkur'. Bertuch schlug, nachdem die 'Allgemeine Literatur-Zeitung' sich erfolgreich durchgesetzt hatte, selbst vor, Reinhold möge „ganz an seine Stelle treten". Er nannte die Lösung des beiderseitigen Kontraktes „eine erbetene Wohltat", und Wieland war Dankes voll „für die schöne Art, in so delikaten Verhältnissen zu handeln". Der Antrag Bertuchs habe in seiner Seele einen „ewig unauslöschlichen Eindruck gemacht". Reinholds Mitarbeit machte den 'Merkur' durch mehrere

Jahre zu einem Organ der Popularisierung der Kantischen Philosophie, so daß er, von der 'Allgemeinen Literatur-Zeitung' kräftig belobt, sachlich neben diese und die 'Berliner Monatsschrift', an der Kant selbst mitarbeitete, trat, ohne daß Wieland gegen die entscheidende Wendung zum Kritizismus Kants etwas einwendete.

Wielands Differenzen mit Schütz fanden einen Abschluß, der nicht ohne Humor ist. Schon im Februar 1785 begeisterte er sich für eine in der 'Allgemeinen Literatur-Zeitung' veröffentlichte Kritik von Engels 'Mimik'. Bertuch schreibt darüber an Schütz:

„Eine Aneckdote zum Spaß! Unser weyland Socius hielt am Donnerstage im Clubb der A. L. Zeit. eine mächtige Lobrede gegen mich, sagte mir, daß die Recension von Engels Mimik das Meisterstück aller Recensionen sey, und fragte mich dringend nach dem Recensenten. Ich sagte: ich weiß es noch nicht, weil ich die Recensenten erst bey der monatlichen Revision erfahre; indessen da er seine laudes so prieße und wenn ihm viel dran gelegen sey, könne ich's wohl eher erfahren. Nun, guter Freund, das heißt doch wohl gesiegt? Soll ich Sie entdecken oder nicht? Ich möcht's gern."

Die anonyme Recension stammte von Schütz!

Der Februar 1786 der 'Allgemeinen Literatur-Zeitung' (I, S. 329ff. und 425ff.) brachte eine äußerst anerkennende Besprechung von Wielands 'Auserlesenen Gedichten' von Schütz, die Wieland entzückte. Ein Schreiben Schützens an Wieland, das Bertuch veranlaßte, führte vollends zur Versöhnung, die ein Besuch Schützens bei Wieland bekräftigte. Im nächsten Frühjahr folgte Wielands familiärer Gegenbesuch in Jena, den Bertuch mit folgenden Worten begleitete: „Die Wieder Erscheinung von Wieland und seiner Familie in Ihrem Hause ist auch mir eine angenehme Erscheinung. Indessen, liebster Freund, wissen Sie ja so gut wie ich, wie sicher Sie auf diesen Sonnenschein zu rechnen haben, und werden also auch als ein weiser Mann nicht gleich Ihren Mantel deßhalb wegwerfen, der Ihnen bey gewiß wieder eintretenden Aprillen-Wetter doch gute Dienste leisten möchte."

Als Wieland im Sommer 1788 im 'Clubb' „eine mächtige Lobrede" auf Schütz hielt und Bertuch „ordentlich auftrug, Schütz doch zu melden, wie lieb er ihn habe und wie hoch er ihn schätze", da fügte Bertuch der Meldung doch bei: „Es ist doch ein gutherziger Sterblicher, den man mit all seiner beständigen Excentricität immer lieben, nur aber keine Geschäfte mit ihm haben muß."

Unsere Zeit im Spiegel der Weltbetrachtung des alten Goethe[1])

Von Werner von der Schulenburg (Ascona, Schweiz)

Wenn wir diese Fragestellung zu unternehmen wagen, so können wir an sie nur herantreten mit einer Methode der Geschichtswissenschaft, zu deren Anhängern wir auch Goethe zählen müssen. Es ist dieses jene „vorkritische Methode“, die, ausgehend von Montesquieu, Voltaire und gleichzeitig von Justus Möser, die Geschichtswissenschaft nicht mehr in die Darstellung von „Haupt- und Staatsaktionen“ zusammenzieht, sondern sie dem Gesamtgeschehen und Denken einordnet. „Wenn man das Treiben und Tun der Menschen seit Jahrtausenden überblickt, so lassen sich einige allgemeine Formeln erkennen, . . . und diese Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, sind die Mitgabe einer höheren Macht ins Leben“ (Unterhaltungen mit v. Müller, 1818, 29. April). Diese Formeln ergeben dann, zusammengesetzt durch „den aufmerksamen Forscher“, „eine Art Alphabet des Weltgeistes“, das Goethe im 'Divan' dichterisch gestaltet hat. Der reifste Vertreter dieser historischen Richtung war während der Goethezeit Guizot ('Histoire de la civilisation en France'), der es verstanden hat, Geheimnisse und Wandlungen eines Zeitalters betrachtend zu analysieren. Von ihm sagte Goethe: „Er besitzt einen Tiefblick und Durchblick, wie er mir bei keinem Geschichtsschreiber größer vorgekommen“ (Gespräche mit Eckermann, 1829, 6. April).

---

[1]) Dieser Aufsatz ist im Sommer 1931 geschrieben worden und sollte im 'Jahrbuch' des Jahres 1932 gedruckt werden; er würde nunmehr, da sich Deutschland in der Frühlingsrevolution 1933 erneuert hat, in manchen Zügen anders ausfallen.

Nun führt von Goethe-Guizot, unter Umgehung der heute zwar oft modifizierten, aber doch noch allgemein anerkannten kritischen Schule, deren Unsterblicher Ranke war, eine unmittelbare Linie zu dem genialen Eigenbrötler Jakob Burckhardt, der die Goethe-Guizotsche Geschichtsbetrachtung insbesondere in den 'Weltgeschichtlichen Betrachtungen' zu letzter Vollkommenheit gebracht hat.

Burckhardt selbst weist auf die subjektive Art seiner Geschichtsbetrachtung hin. Wie Goethe lebt Burckhardt nur von seiner in Italien gekräftigten Anschauung. Geschichtsphilosophie, etwa den dubiosen Hegelschen Weltgeist, lehnt Burckhardt als erst zu beweisen und nicht beweisbar ab. Burckhardt: „Die Zwecke der ewigen Weisheit bleiben uns verschlossen"; Goethe: „Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt". Naturwissenschaft kann nicht den richtigen Maßstab für Geschichtswissenschaft geben; die Geschichtsphilosophen gehen aber in ihrer Betrachtungsweise naturwissenschaftlich vor und sehen das Vergangene „als Gegensatz und Vorstufe zu uns als Entwickelten". „Wir aber", sagt Burckhardt, „betrachten das sich Wiederholende, Konstante, Typische, als ein in uns Anklingendes und Verständliches." Das ist aber weder Gottes Plan, noch Aufklärung, Idee, Konstitution oder Patriotismus: es ist der Bildner und Träger der Geschichte, der Mensch selbst. Die Vorsicht, mit der Burckhardt am Ende der 'Weltgeschichtlichen Betrachtungen' ein überirdisches Wesen zitiert, das diese Welt nur anschaut, bedeutet ein Ausschalten dieses Wesens als göttliches Sein. Es ist nur noch Dichtung.

Nur das Sich-Wiederholende, Typische, Konstante des Menschen gilt es zu erfassen. Wenn wir das vermögen, so werden Geschichte wie auch Kunst Führerinnen zur Bildung im höchsten Sinne. Freilich: das Materielle sowie der Geist wandeln sich. Das aber hindert uns nicht, wenn wir den Archimedischen Punkt der Betrachtung gefunden haben, den Wandlungen spürend nachzugehen. Wir werden sorgsame Quellenkunde treiben; jede Einzeltatsache „wird uns zur Kunde einer bestimmten Epoche des wandelbaren Menschengeistes", aber, in den richtigen Zusammenhang gebracht, „ein Zeugnis seiner Kontinuität und (bedingten) Unvergänglichkeit".

Diese kurze Zusammenfassung, die insbesondere Brüche in Burckhardts Methode, meist auf ihrer künstlerischen Qualität beruhend, nicht berührt, wird genügen, um die Berechtigung der Anlegung solcher Methode zu erweisen. Wir können sogar die Burckhardtsche Stoffordnung übernehmen: die sich wechselweis durchdringenden Potenzen „Staat, Religion und Kultur", immer bestrebt, „die lebendigen Gesetze der Formen in möglichst klare Formeln zu bringen".

Wenn wir also hier das Wechselspiel zwischen zwei Zeitperioden, der des alten Goethe und der unseren, spielen, so weichen wir nicht von der gegebenen Linie Voltaire-Guizot-Möser-Goethe-Burckhardt ab. Wir dürfen nicht vergessen, daß sich in Goethe selbst viele Zeitperioden inkarniert haben, daß wir also ungewollt nicht nur zwei, sondern eigentlich alle Perioden der lichten Geschichte zum Vergleich herbeiziehen. Wir müssen sogar noch tiefer steigen: zu den „Müttern" und müssen uns fragen, warum Goethe dort nicht geblieben, sondern wiedergekommen ist.

Wir wenden uns in der Hauptsache an den alten Goethe, weniger, weil der alte Goethe uns zeitlich am nächsten steht, sondern weil er, gleich uns, eine weltgeschichtliche Krise erster Ordnung erlebt hatte, weil das Wissen über ihn aus jenen Jahren am umfangreichsten und geordnetsten ist und weil er im Alter die ganze Summe seines Wissens bereitgestellt hat. Die Fragestellung erfolgt aus praktischen Gründen in der Reihenfolge: Staat, Kultur, Religion.

I.

Goethe war ebensowenig Berufspolitiker, wie er Berufsjournalist war; ihm fehlte der Sinn für die Polis und den jour. Im Grunde seiner Seele war er auch stolz darauf, daß er beides nicht war, und er hätte unsere Zeit, die eine politische Stellungnahme als moralisch fordert und das Zeitungslesen zur Staatsbürgerpflicht erhebt, belächelt. Er war Politiker, wenn sein Amt es forderte. Dem Dichter war alles Beengte verhaßt. Einen Nationalhaß kannte er nicht. Er haßte nicht einmal die Franzosen, obwohl er Gott dankte, als wir sie los waren. Französische

Übergriffe konnten in ihm Scham und Zorn entfesseln, und gelegentlich träumte er davon, wenn man Falk trauen kann, seinen Herrn ins Elend zu begleiten, wenn es notwendig würde, Bänkelsänger zu werden und in allen Dörfern und Schulen um Brot zu singen. Aber bereits 1806 war es bei Farbenstudien, der Eheschließung mit Christiane und in den folgenden Jahren bei Karlsbader Reisen und der Abweisung Kleists geblieben. Am 2. Oktober 1808 blendete ihn Napoleon bis zur völligen Blindheit, die Goethe nie verlor. Den Ausdruck des Göttlichen sah er weniger im Volke als im Genie. So würden unsere deutschen Zeitereignisse, in denen das Volk zu entscheiden hat, auch nur betrachtend von ihm gewertet sein. Er glaubt nicht an den Segen, der aus dem Volke kommt („Freunde, wir haben's erlebt!"); alles Heil kommt von Persönlichkeiten.

Von Revolutionen verspricht er sich nicht viel. Er weiß, daß Revolutionen zu bestimmten, kritischen Zeiten leicht gemacht sind; der Aufbau hinterher ist das meist ungelöste Rätsel. Gewiß sind Revolutionen nie Schuld des Volkes, sondern der Regierung, die dem Volke nicht durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen oder falschem Drängen keinen Widerstand entgegensetzen konnte. „Das größte Bedürfnis eines Staats ist das einer mutigen Obrigkeit" ('Wanderjahre', 3. Buch, Kap. 11).

> Warum denn wie mit einem Besen
> Wird so ein König hinausgekehrt?
> Wären's Könige gewesen,
> Sie stünden alle noch unversehrt.

Seinem Fürsten, den er liebt, dem er alles verdankt, dient er gern, auch weil dessen Herrschen nichts als ein beständiges Dienen ist. So ist Goethe (Eckermann, 1824, 25. Februar) ein ausgesprochener Royalist, dem aber der roi als Voraussetzung gilt. Alle sogenannte „Freiheit" erregt dagegen sein Mißtrauen; sie ist nichts weiter als die Verschiebung der Gewalt vom Herrscher auf eine namenlose, unverantwortliche Masse. Sie ist ein demagogisches Mittel, ja, ein Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt. Ein Dauerzustand ist zwar nie zu erreichen; das Gleichgewicht stellt sich nur für kurze Zeit her. Denn „Freiheit ist nichts

als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun" (v. Müller, 1827, 20. Juni).

Sein Sinn geht auf Evolution. „Der Kampf des Alten, Bestehenden, Beharrenden mit Entwicklung, Aus- und Umbildung ist immer derselbe" ('Maximen und Reflexionen', Heckers Ausgabe, Nr. 346). Es liegt bei den Regierenden, Katastrophen zu vermeiden, zu vermeiden, daß das Gewaltsame und Sprunghafte an Stelle des Reifens tritt. Er resigniert sich freilich in dieser Hinsicht: „Dies ist aber den Menschen nicht gegeben, und Gott scheint es auch nicht zu wollen." Trotzdem ist Festhalten am Aristokratismus im eigentlichen Sinne das Einzige und Rechte; die Menge, die Majorität, ist notwendig immer absurd und verkehrt (v. Müller, 1829, 17. Mai). „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität. Es hat Minister gegeben, die Volk und König gegen sich hatten und die ihre großen Plane einsam durchführten. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft popular werde. Leidenschaften und Gefühle mögen popular werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein" (Eckermann, 1829, 12. Februar).

Verfassungen schätzt Goethe ein wie die Kuhpocken: „sie führen über einmal grassierende Krankheiten leichter hinweg, wenn man sie zeitig einimpft" (v. Müller, 1822, 11. Juni). Aber, nach dem oben Gesagten ist die grassierende Krankheit immer Schuld der Regierenden. Die Verfassung ist die Strafe für schlechtes Regieren, könnte man im Sinne Goethes sagen und weiter fortsetzen: ihr Kind ist die Revolution, die den Herrschenden die Throne kostet, bis in der Freiheit wieder schlecht mit der Verfassung regiert wird und ein neuer Herrscher die „Freiheit" beseitigt. „Und was das für eine Freude ist, wenn ein Pfuscher den anderen besiegt hat — auf drei Tage!" Wirklich reorganisiert wird ein revolutionärer Staat nur durch einen Soldaten (Eckermann, 1829, 2. April), nicht durch immer neue Verfassungen.

Was die Großen Gutes taten,
Sah ich oft in meinem Leben.
Was uns nun die Völker geben,

Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben!

Goethe möchte sich beim Regieren an die „Volkheit", nicht an das „Volk" wenden; der Verständige soll solchen Willen finden, nicht die Masse. „Wegen der Majorität haben wir ganz eigne Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im notwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslassen" ('Wanderjahre', 3. Buch, Kap. 11). Das Liberale läßt sich gut lesen; aber in der Praxis versagt es. Einschränkung der Pressefreiheit ist zu wünschen, einerseits der öffentlichen Moralität wegen, andererseits, um durch Zwangsgesetze die Opposition geistreich zu gestalten (Riemer, 1809, 24. August; Eckermann, 1827, 9. Juli). Forderung wie Begründung stammen aus der französischen Aufklärung (vgl. Galiani an Frau von Epinay, 1774, 2. September). Royalisten müssen handeln und sollten nur vor einem Publikum von Königen sprechen (Eckermann, 1824, 25. Februar). Wenn man aber das Unglück hat, in der Opposition zu stehen, dann ist eine Revolution besser als ewiger, sich im Kreise herumtreibender Tadel (v. Müller, 1823, 3. Februar).

Wir können an dieser Stelle den höchst skizzenhaften Versuch Goethes nicht übergehen, in welchem er eine Verfassung für die Auswanderer ('Wanderjahre', 3. Buch, Kap. 11) entwirft. Sie unterscheidet sich nur dadurch von anderen Abarten staatsrechtlicher Utopien, daß sie dilettantischer gefaßt ist als jene. Sie enthält eine germanische Rechtsinstitution, die immer umherziehende höchste Obrigkeit, will aber keine Justiz. Diese bleibt zunächst in den Händen der Polizei, mit der Hauptstrafe der Absonderung von der Gesellschaft, der Gemeinschaft; im übrigen steht sie auf der Basis der christlichen Familie und will „die Vorteile der Kultur mit hinüber [nach Amerika] nehmen und die Nachteile zurücklassen". Besonders geregelt sind Zeiteinteilung durch Uhren und Verwendung der Musik. Verboten sind Branntweinschenken und Leihbibliotheken. Gegen Flaschen und Bücher herrscht Toleranz.

Diese kurze Zusammenstellung muß genügen. Goethe will die Rettung vor der Maschine hauptsächlich im spezialisierten, aber durchgeistigten Handwerk erblicken. Damit entfernt er sich von den Physiokraten, deren Einfluß auf sein nationalökonomisches Denken sich sonst bis in sein hohes Alter hinein feststellen läßt. Aber die Maschine war viel zu mächtig: das konnte Goethe nicht erkennen. Längst sind wir Sklaven der immer wieder geteilten Zeit geworden (time is money), und die Spezialisierung ruiniert Geist, Seele und Kultur. Von dem großen, durch die Maschine verursachten Kampf der sozialen Gegensätze ganz zu schweigen. Setzen wir dazu: diese Verfassung ist ein Wunschbild Goethes, wie er sich das Amerika denken mochte, wo er mit Lili geweilt hätte.

An solche Betrachtungen schließt sich dann auch Goethes spätere Anglophilie an, zu welcher er erst nach dem Besuch des Fürsten Pückler-Muskau (1826, 15., 19. September) gekommen ist. Bei diesem Besuch wiederholte er „mehrmals seine Lieblingsidee, daß nur jeder darum bekümmert sein solle, in seiner speziellen Sphäre, groß oder klein, recht treu und in Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben." Die Engländer nennt er egoistisch, inhuman in politischen und Privatverhältnissen. Nicht durch Regierungsformen käme das Glück, sondern durch weise Beschränkung und bescheidene Tätigkeit im eigenen Kreise. Aber Pücklers Bemerkungen scheinen ihn doch beschäftigt zu haben. Im Jahre 1828 (Eckermann, 12. März) läßt er die Engländer den andern Völkern etwas voraus haben; 1829 (1. September) bewundert er sie, die, während andere schlafen, „mit ihrem großen praktischen Verstande die Welt gewönnen".

Trotzdem bleibt seine Englandbewunderung immer theoretisch, während seine Napoleonbewunderung aus der Tiefe kommt. Englische Verhältnisse auf Deutschland zu übertragen, hält er für nicht angängig. Deutschland braucht Monarchen und Residenzen als Bildungszentren. Die Bewunderung für das Genie Napoleon und die Liebe zu seinem eigenen „dämonischen" Herrscher, den er mit Napoleon zusammen erwähnt, verstärken die ihm angeborene aristokratische Auffassung. Wenn er selbst

auch theoretischer Kriegsgegner ist — wie später Burckhardt haßt er den Krieg und bewundert den Feldherrn —, so stellt er doch eines fest: „Was ist Kultur anderes als ein höherer Begriff von politischen und militärischen Verhältnissen?" (v. Müller, 1827, 23. August).

Fassen wir Goethes praktische politische Wünsche für Deutschland zusammen: Ein König, Kult der Heldenpersönlichkeit, die wirkliche Reorganisierung des Staates durch einen Soldaten, Freiheit ein „Schlagwort", keine Verfassung, einen Rat der Weisen („Volkheit, nicht Volk"), Spezialisierung, eine modifizierte Form des Syndikalismus, die christliche Familie als Basis des Staates, keine Unruhen durch Vorbeugung der Regierung, das heißt keine Streiks und keine Aussperrungen, Pressebeschränkung, die Erziehung bis zum symbolischen Gruß der Kinder in der 'Pädagogischen Provinz' spezialisiert und geregelt: „Kennst du das Land?"

II.

Es gibt bei Goethe, wie auch bei Nietzsche oder in der Bibel, keine Stelle, ja, keinen Stellenkomplex, die sich nicht durch andere Stellen oder Stellenkomplexe in das Gebiet des Fraglichen verschieben ließen. Erst nach sorgfältiger Prüfung und Abwägung aller vorhandenen Materialien läßt sich die Grundeinstellung des Dichters umreißen, wobei freilich — selbst für einen so begrenzten Zeitraum, wie es die letzten Jahre Goethes sind — die Gefahr der Willkürlichkeit vom Auslegenden immer im Auge behalten werden muß. Hier wird man sich sagen müssen, daß mit der Einstellung, wie sie eben geschildert wurde, die Auffassung Goethes vom Staate nicht erschöpft sein kann. Jedoch spielen die weiteren Betrachtungen, die dem inneren Ausbau des Staates übergeordnet sind, in das Gebiet der Kultur hinüber, bei deren Untersuchung uns die Flexibilität unseres Systems zustatten kommt.

Wir kennen aus den 'Wanderjahren' die drei Stufen sozialer Gemeinschaft, in denen sich nach Goethe die Entwicklung vollziehen soll: die patriarchalische, die des aufgeklärten Absolutismus und die der demokratischen Gemeinschaft. Über die letzte hat

sich Goethe vielfach geäußert; aber es ist nicht leicht, in diesem Spiegel ein Abbild unserer Zeit zu erblicken. Denn das eine darf nicht vergessen werden: auch hier bleibt Goethe im Grunde seines Herzens Vorrevolutionär, aufgeklärter Absolutist. Seine demokratischen Prinzipien stammen nicht aus der Tiefe seines Herzens, sondern aus Komplexen. Gefühlt hat er sie nicht.

Dabei erkennt er die Gefahr der Mechanisierung alles Geisteslebens klar. Er weiß, daß die Mechanisierung auf Kosten schöpferischer Intuition gehen wird. Er fühlt, daß die Tragödie der Kultur mit der Verwendung von Brennstoffen in großem Ausmaß beginnen muß; zwar weist er gelegentlich auf die Eisenbahn und die Landstraßen als Vorbereiter deutscher Einheit hin, aber im Hintergrund steht doch immer die Sorge wegen der Schäden, die das technische Jahrhundert uns bringen wird. „Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum höchsten begabt sind. Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wornach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren" (an Zelter, 1825, 7. Juni). Dieses „veloziferische" Zeitalter muß herankommen. „So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dies auch im Sittlichen möglich: die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist" (‘Maximen und Reflexionen’, Heckers Ausgabe, Nr. 480). Daß dieses veloziferische Zeitalter durch den Riesenkrieg um die Brennstoffe gekrönt werden sollte, hat Goethe nicht als wahrscheinlich betrachtet. Er hoffte auf die „Weltfrömmigkeit", „daß eine größere Duldsamkeit und Freundlichkeit unter den Völkern allmählich bewirkt werde". Dazu sollen Dichter und andere Künstler helfen. Eine geistige Annäherung

der Nationen durch deutsche Vermittler erscheint ihm als erwünscht. „Der unvermeidliche Streit möge nach und nach läßlicher werden, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig“ (Werke 41 II, 306).

Nun hat das veloziferische Zeitalter einen weitaus furchtbareren Ausgang genommen, als Goethe es geahnt hat. „Die Zeit noch kehrt sich, wie ein Handschuh, um, und über uns seh ich die Welt regieren jedwede Horde, die der Kitzel treibt.“ Wir stehen inmitten einer Krise, wie sie seit der Völkerwanderung nicht mehr in Europa geherrscht hat. „Die Einsicht in das Nichts und herzliche Verachtung alles dessen, was stets erhaben schien und wünschenswert“, will sich uns stündlich aufdrängen. Nicht nur, daß Menschen verelenden und verhungern; Millionen wurden demoralisiert durch die Unmöglichkeit, arbeiten zu können, zu dürfen. Über Nacht ist die Schicht, die Weiterträgerin der Kultur war, weggeblasen, und aus den bis dahin tiefsten Klassen sind ebenso rasch neue Herrschende emporgestiegen, deren Ideal „Reichtum in Schnelligkeit“ bedeutet. Von diesen Hastenden kann man jene Ruhe nicht erwarten, die Voraussetzung einer Kultur ist.

Die ganze Verantwortung liegt — und das ist die gewaltige Aufgabe, die dem geschlagenen Bürgertum noch gesetzt ist — bei eben diesem Bürgertum. Ohne fürstliche Hilfe, ohne Mäzene, ohne Geld, in wirtschaftlicher Hinsicht verzweifelt, jeden Tag zitternd, ob die Pfennige für die Suppe, das Essen, die Kleidung der Familie, die ins Ungemessene getriebenen Abgaben noch aufzubringen sind, hat ihm das Schicksal noch die größte Aufgabe zugewiesen. Die Aufgabe heißt kurz gesagt: „Abwehrkampf gegen Reize.“

Keine Beschreibung wäre imstande, Goethe einen Begriff zu geben, mit welcher Kraft, mit welcher Brutalität der Reiz als Keil in unser kulturelles Leben hineingetrieben wird. Er würde sehen und schweigen. Der Reiz ist „Kultur“, die nicht mehr „alle Welt beleckt“, sondern alle Welt verseucht. Dieses Gift geht aus von den großen Städten. Mögen die Städter allmählich dagegen immunisiert worden sein — sie pflegen mit Stolz darauf hinzuweisen wie Trinker, die mit der ihnen be-

kömmlichen Menge von Alkohol prahlen —, für kleinere Städte und das Land droht dieses Gift tödlich zu werden. Die hirnzermahlende Tagespresse mit ihren aufpeitschenden Überschriften, die Reklame, die selbstverständliche Frechheit, mit welcher alberne Musik jedem Menschen aufgedrängt wird, das Buch („der Reißer"), das von fremden Übersetzungen oder Operetten lebende Theater, das Kino, das Radio, die Tanzkrankheit, der blöde Sport, der einen Boxer über Goethe stellt, der Rekordwahn, der Aberglaube in allen Spielarten, die allgemeine „Aufklärung" in sexueller Hinsicht — kurz, die von unverantwortlichen Verantwortlichen in das Volk hineingejagten Sensationen würden ihn schaudern machen. Aber die Mißhandlung der deutschen Sprache, die wir täglich und stündlich über uns ergehen lassen, würde ihn zur Empörung bringen.

Jetzt würde er aus seiner Natur heraus zum Abwehrkampf antreten. Jetzt würde er Bänkelsänger werden; er würde auffordern: „Tut euch zum 'Band' zusammen und empört euch! Revolutioniert gegen die, die euch ihren Unrat in eure Betten legen und euch, nur um in Schnelligkeit reich zu werden, erzählen, daß das die beste Ruhestätte sei. Ich gehe euch voran. Klärt auf!" „Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der einzelne nicht gelangen. Unsere Gesellschaft aber ist darauf gegründet, daß jeder in seinem Maße, nach seinen Zwecken aufgeklärt werde" ('Wanderjahre', 3 Buch, Kap. 9).

Daß gegen die Hölle heutiger Kultur die Kultur des aufgeklärten Absolutismus ein Paradies war, wird jeder zugeben, der eine Ahnung davon hat, was Kultur bedeutet. Aber jeder von ihnen weiß auch, daß es eine Rückkehr nicht gibt. Es gibt nur eines: die Protestkultur, auf dem Gemeinschaftssinn aufgebaut, nach allen Kräften zu fördern und an Stelle des Reizes zu setzen die Ehrfurcht als Grundlage der Gemeinschaftskultur.

Das steht nicht im Gegensatz zu den Forderungen des heutigen Wirtschaftslebens. Das neue Geschlecht, das Goethe in seiner 'Pädagogischen Provinz' in naher Beziehung zu den pädagogischen Ideen Fichtes zu erziehen gedenkt, wird heute gewiß im einzelnen von anderen Gesichtspunkten aus erzogen werden müssen. Aber es wird gesund erzogen werden müssen, der Natur

nahe, ohne Überbildung, mit einem festen Können, zu einer freundlichen Gleichgültigkeit gegen Reize, zu lebendigem Rechtsgefühl und zur Ehrfurcht.

Dem einzelnen gibt Goethe für diese Zeit des Überganges für sein Privatleben noch ein paar Weisheiten mit auf den Weg. Er rät ihm allem zum Trotz sich an die Erde zu halten: „Heut Abend wieg' ich mich im Grundbesitz. — Wer zweifelt noch an unsres Narren Witz?" ('Faust', Vers 6171, auch 'Wanderjahre', 3. Buch, Kap. 9), „nur im Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig zu sein", aber „jede Art von Besitz festzuhalten, sich praktisch in der Handarbeit zu betätigen und so sich zum Mittelpunkt zu machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann". Dem geistigen Arbeiter, den er sich dem „Band" zugehörig denken würde, sagt er: „Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft: ich halte ihn fest, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. . . . Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig . . . die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise nach oben . . . damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat,

wenn der Tag des Ruhmes anbricht" (Gespräch mit Luden, 1813, November).

Nicht nur die 'Wanderjahre', sondern auch unser Leben wird den Untertitel tragen müssen: „oder die Entsagenden". „Genießen macht gemein." Dieses Leben wird als Inhalt haben müssen die sittliche Arbeit, die zu leisten unser Recht ist, ein Recht, zu dessen Ausübung uns die Möglichkeiten auf alle Fälle beschafft werden müssen. Eine Regierung, welche dazu nicht fähig ist, hat ihre Existenz verwirkt. Die Wurzeln unserer künftigen Blüte aber stecken im Boden, in der Erde. „Unser Landvolk . . . wird hoffentlich noch lange im stande sein, . . . uns vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen" (Eckermann, 1828, 12. März).

Kultur bedeutet zunächst Urbarmachung, Anbau und Pflege der Pflanzen. Kultur bedeutet aber weiter Veredlung des Menschen, so daß die Gesamtkultur als das Resultat der Kulturarbeit zutage treten kann. In dem Wort „Kultur" ist aber unsere Aufgabe und unser Ziel vorgezeichnet. Auf sie geht jenes Wort Goethes an Luden, und Goethe würde uns heute vielleicht das Wort Vergils mit auf den Weg geben: „Lernet, gewarnt, Gerechtigkeit und Pflege der Götter!"

III.

Das Hinüberspielen der Potenz Staat in die Potenz Kultur vollzieht sich, wie wir gesehen haben, fast wie eine Selbstverständlichkeit. Kultur und Religion gehen aber bei Goethe noch leichter ineinander über; ja, man ist zuweilen versucht zu glauben, daß sie identisch sind. „Das Unerforschliche ruhig zu verehren" hat Goethe als kultische Richtlinie gegeben; dieses Unerforschliche liegt aber ebenso bedeutsam hinter der Kultur wie hinter der religiösen Verehrung, und so wird die Art der religiösen Verehrung ohne weiteres ein Faktor der Kultur. Wenn wir unser religiöses Empfinden spiegeln wollen im Empfinden Goethes, so müssen wir die genaue Prüfung der Frage, wie Goethe zum kirchlichen Kult stand, beiseite schieben. Sie ist zudem

von ihm selbst und seinen Auslegern oft genug erörtert worden. Er ist ausgesprochener Nicht-Christ, wenn er die Gründe seines Nicht-Christentums auch nie systematisch auseinandergelegt hat. Aber er hat sich einen Heiden genannt, und damit hat er für sich den Gegensatz zum Christentum wohl unverrückbar festgelegt. Dabei will er, wie schon gesagt, die christliche Familie zur Basis des Staates, das Christentum als höchstentwickelte Religionsform (freilich mit Zurückstellen der Leidensgeschichte: 'Pädagogische Provinz') zur Erziehungsgrundlage machen, und oft, sehr oft spricht er von einem persönlichen Gott und betont seinen Glauben an die persönliche Unsterblichkeit.

Hier gibt es also nicht weniger Widersprüche als in unseren eigenen religiösen Empfindungen, soweit wir nicht das Glück haben, orthodoxe Christen oder orthodoxe Atheisten zu sein. Man hat sich oft bemüht, diese Widersprüche zu lösen. Zuletzt hat Werner Deubel im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 1931, in einer „Skizze", eingebaut in die Klagessche Gedankenwelt, auf einen Zwiespalt in Goethes Persönlichkeit hingewiesen: den Widerstreit von „Herzgedanken" und „Kopfgedanken". Das Wissen um die Gegensätzlichkeit der beiden metaphysischen Urmächte „Leben" und „Geist" sei von Goethe nicht reingehalten worden; er habe zeitlebens zwischen diesen beiden Urmächten geschwankt. „Logozentrische Bindung — und das heißt hier egozentrische Selbstbewahrung — streitet mit biozentrischer Grundstimmung." Erst durch den „großen Fund", den Klages gemacht, habe „der Pfeil, den Goethe abschoß, sein Ziel erreicht". Tatsächlich sei aber die Romantik jener biozentrischen Grundstimmung viel näher gekommen als Goethe. „Die Romantik war daran, den in Goethes Weltbild enthaltenen Kulturentwurf zu verwirklichen."

Die herrlichen Gefühle, die im irdischen Gewühle erstarren, zeigen nun freilich eine schon frühe Erkenntnis des Problems. In Goethe lebt aber die Erkenntnis, daß aus der biozentrischen Bindung allein überhaupt nicht, mit einer zu geringen Hinzuziehung von Kopfgedanken kaum dauernd geformt werden kann. Die Romantik ist an der Nichtbeachtung dieser Tatsache zugrunde gegangen („Hab' ich die Kraft, dich anzuziehn, besessen, so hatt' ich, dich zu halten, keine Kraft").

Es ist die Tragik der Menschen, daß sie sich, um etwas zu fixieren, auf den Geist zurückziehen müssen. Auch alle Betrachtungen über den Gegensatz von „Kopfgedanken" und „Herzgedanken" sind am Ende doch Kopfgedanken. Gott ist, nach Spinozas erstem Axiom in der 'Ethik', das, was nur durch sich selbst erkannt werden kann.

Wir möchten das Gegenteil der Deubelschen Auffassung als richtig annehmen: Goethe hat ganz bewußt, um der Gefahr zu entgehen, „ins Nichts dahin zu fließen", diesen Zwiespalt ausgebaut. Wenn einer, dann wußte er auch um den Gegensatz der metaphysischen Urmächte: Leben und Geist. Aber er wußte auch um ihre Einheit. Bewußt hat er das Opfer gelegentlicher Erstarrung gebracht, um Gott, der geheim ist und bleibt, mit Hilfe der Kopfgedanken ausdeuten zu können. Er hat nach Luthers Forderung „tapfer gesündigt", um zum Ausdeuten fähig sein zu können. Denn das ist ja seine höchste Aufgabe. Offenbaren muß sich zwar das Göttliche überall; es kommt aber nur im Menschen zum Selbstbewußtsein, und da auch wieder in ganz verschiedener Stärke. Und gerade ihm, dem Antaeus, konnte diese Aufgabe gelingen; denn immer wieder konnte er sich, wenn der Geist müde wurde, aus der Erde neue Kräfte holen. Diese Möglichkeit erblickt er aber für jeden Menschen. Nur ändert sich die Stärke dieser Bindung nach Naturell, Lebensalter, Gelegenheit und Fassungsgabe, so daß nach Goethes Ansicht den Menschen der Gott je nach ihren Empfangsdispositionen nahegebracht werden muß. So kommt dann auch jene anscheinend widerspruchsvolle, ja unbegreifliche Forderung Goethes zustande, das Christentum zur Basis von Staat und Erziehung zu machen. Das Beste, was er weiß, darf er den Knaben (zu deren Besten) doch nicht sagen.

Sein eigener modifizierter Spinozismus, durch die Monadenlehre Leibnizens der Unsterblichkeitslehre des Christentums angenähert und ebenso von christlichem Ethos wie von der Kraftverehrung durchsetzt, stellt am besten die heutige unkirchliche Religion dar. Wir ringen in unserer Zeit mit den gleichen religiösen Problemen, mit denen Goethe rang. Wo er Monade sagte, sagen wir vielleicht Protoplasma. Die Richtung des

Kampfes ist die gleiche. Nur wächst eine Religion nicht über Nacht. Die neue Religion hat mehr oder weniger festgewordene Gefühle, jedoch noch keine Symbole, und ihre ethischen Gesetze sind noch nicht geformt. Der große Mensch genügt nicht als Symbol, und er allein kann die ethischen Gesetze nicht formen.

So ist der stolze Versuch Nietzsches zu wenig allgemeingültig: er wendet sich nur an den genialen Menschen, während alle anderen als Material für den genialen Menschen bestimmt sind. Eine neue ethische Formulierung wird die Mittellinie zwischen Christentum und Nietzsche einhalten müssen, eine Mittellinie zwischen dem Ethos des großen Individuums und dem der kleinen. Die Formulierung wird sich stützen müssen auf den metaphysischen Begriff der Kraft, als das Göttliche, und wird ihn tapfer zu schützen haben vor der Macht („Alle Macht ist böse an sich", Jakob Burckhardt nach Schlosser), die sich in Brutalität, Schwäche oder Macht gegen sich selbst äußern kann (Gefahr des Mitleids). In dieser Richtung finden sich bei Goethe klare Linien. Mephistopheles, dessen „Macht" sich der kraftverzweifelte Faust verschrieben hat, sucht den Diebstahl fremder Kraft (Wesen der Macht) dem Faust als sittlich eingängig zu machen („Wenn ich sechs Hengste zahlen kann, sind ihre Kräfte nicht die meine?"). Mephistopheles wirbelt hier ethische Begriffe mit Tatsachen durcheinander, und Fausts ganzer Kampf geht darum, sich von des Mephistopheles Machtwelt zu befreien. Dazu muß er aber, weil Machtausübung auf der Faulheit beruht („Wie ich beharre, bin ich Knecht"), tapfer sündigen, um sich vom eigenen Beharrungswillen zu lösen. Auch da greift er fehl; aber immer wieder strebt er zum Ausgleich. So gelangt Faust denn zur Befreiung durch geistiges Besitzergreifen der Quelle aller Kraft: der Erde. Dieser Kampf um die Kraft *ist* Ethos, ist Tat — der Kampf zwischen Herz- und Kopfgedanken *ist* das Ziel, und jeder hat sie gelöst, der den seinen Gaben entsprechenden 'Faust' II, wenn auch versiegelt, zurückläßt, selbst auf die allerletzte Gefahr hin, daß diese Siegel nie gelöst werden.

Erlauben wir uns, am Schluß dieser Betrachtung, noch einen Hinweis auf das Symbol dieser Gottesverehrung, des Gottes, der geheim bleiben muß. Man könnte ihn im Kristall erblicken.

Die seltsame Stellung des Kristalls, zwischen organischer und anorganischer Natur, hat Goethe immer wieder beschäftigt. Heute wissen wir, daß der Kristall ein Riesenmolekel ist, daß die Atome an den Kreuzungspunkten der Stäbe des sogenannten Kristallgitters liegen; wir kennen fließende und flüssige Kristalle, deren letztere sogar Bewegungen zeigen. Goethe kannte nur das Geheimnis ihrer Form; aber das genügte ihm, um zu fühlen, wie im Kristall, dem anscheinend starren, alle Auswirkungen und Gesetze des Seins schöpferisch ineinandergreifen.

Schon der Knabe Goethe hatte den Kristall verehrt; der Greis singt seinem Enkel im Namen der Jenaer Mineralogischen Gesellschaft ein 'Wiegenlied', und schon ist er unversehens in der Darstellung des Kristalls:

> Aber die Säulchen, wer schliff sie so glatt,
> Spitzte sie, schärfte sie glänzend und matt?
> Schau' in die Klüfte des Berges hinein:
> Ruhig entwickelt sich Stein aus Gestein.
>
> Ewig natürlich bewegende Kraft,
> Göttlich-gesetzlich, entbindet und schafft
> Trennendes Leben, im Leben Verein:
> Oben die Geister und unten der Stein.

Nach jenem im Anfang dieses Aufsatzes zitierten Ausspruch, in welchem er Letztes offenbarte, nahm er seinen mineralogischen Hammer und eilte einsam zu den Gesteinen.

Sein ist kein starres Ziel; Sein ist Bewegung. Auch die dem Menschen erreichbaren Ziele bewegen sich. Der Mensch kann in seinem Streben zu ihnen gelegentlich müde werden; dann ist die ihm gemäße Bewegung die Ruhe. Aber der ringende Mensch bleibt auch in der Ruhe, ja, in der anscheinenden Erstarrung in der Bewegung des großen Ganzen. In solchen Zeiten ist den andern sichtbar nur eine Seite des Kristalls, und die erscheint ungöttlich, starr und glatt. Sie mag die Form annehmen: Arbeit und Entsagung. Aber hinter ihr lebt ungesehen der Kristall. Ja, in gewissen Zeiten zeigt sich von der ganzen Menschheit nur eine Seite des Kristalls; aber auch der

Kristall dahinter lebt. Er kann nicht anders. Nur bewegt sich im Gang der Natur alles langsam.

> Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
> Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

Das bewegte seelische Ziel ist in den 'Geheimnissen' nach der Lehre der Rosenkreuzer angedeutet: das Kreuz, umschlungen mit Rosen, die Vereinigung von Gesetz und Natur. Goethe selbst ist diesem bewegten Ziele nahegekommen. Die Menschheit sieht er, mit Ausnahme weniger Großer, noch weit entfernt davon. Aber er glaubt, daß sich auch die Menschheit diesem Ziel einst nähern werde, und er vertritt die Anwendung von Mitteln, die nach seiner Überzeugung nur dem Uneingeweihten fremdartig und unzweckmäßig erscheinen können.

Wielands geistige Welt

Festvortrag, gehalten am 10. Juni 1933

Von Emil Ermatinger (Zürich)



Der Dichter, dessen Andenken wir hier feiern, gehört für unser Bewußtsein nicht zu den Geistern, die wir heute in dem gewaltigen Kampfe der Meinungen und Mächte als Helfer aufrufen. Er wohnt in einem mit schattendem Blattwerk umsponnenen Gelasse des weitläufigen Literaturgebäudes des 18. Jahrhunderts. Aber wenn der Handelnde stets ungerecht ist, so ist es um so mehr die königliche Pflicht des Geschichtsschreibers, gerecht zu sein. Was könnte ihm zu dieser Gerechtigkeit schöneren Anlaß geben als der ehrwürdige Brauch, die Erinnerung an geistige Ahnen an ihren Ehrentagen wieder aufzuwecken und eingedenk zu sein dessen, daß sie unser Leben haben bauen helfen?

Wieland ist mit Lessing ein ausgeprägter Dichter der Aufklärung. Er selber erzählt über die Entstehung seines ersten Werkes, des philosophischen Lehrgedichtes 'Die Natur der Dinge': an einem heißen Sonntagmorgen im August des Jahres 1750 habe er, er war damals 17 Jahre alt, mit seinem Bäschen Sophie Gutermann, der späteren Frau Sophie La Roche, einen Spaziergang gemacht nach dem Lindenberg, einer aussichtsreichen Anhöhe bei Biberach. Pfarrer Wieland, der Vater, hatte über den Text gepredigt: Gott ist die Liebe. Der Sohn aber, dessen Geblüt von der Sonne wie von der Nähe seiner Begleiterin entzündet war, fand, der Vater habe allzu steif und kalt über das hitzige Thema gesprochen, und nun begann er beredt und begeistert, seine eigenen Gedanken über das Thema zu entwickeln, nicht in Form einer theologischen Predigt, sondern eines philosophischen Vortrages im Sinne der Leibnizischen Monadenlehre, so daß Sophie Gutermann den Kopf wirbeln fühlte vor lauter Metaphysik. Sie bat Wieland, er möge seine schönen Gedanken aufschreiben; er tat es, und es entstand 'Die Natur der Dinge'.

Die Geschichte ist charakteristisch für Wielands dichterische Art. Schon in der Entstehung seines Erstlings prägt sich das Grundgesetz seiner Phantasie aus. Man pflegt Goethe als den Begründer der Erlebnisdichtung zu bezeichnen und ihn damit in Gegensatz zu stellen zu den deutschen Dichtern vor ihm. Es ist richtig, daß keiner vor ihm den Begriff des Erlebens nach allen Seiten, in seiner stofflichen, geistigen und formalen Auswirkung im Kunstwerk so ernst und tief erfüllt hat wie er. Wielands Phantasie aber wandelt bereits in manchem Punkte nahe an die Goethes heran. Wohl stellt er fast nie Menschen seiner Zeit und seiner Umgebung dar, wie Goethe es etwa im 'Werther' getan. Er schweift zurück in das alte Griechenland im 'Agathon', 'Peregrinus Proteus' und 'Agathodämon', ins Mittelalter wie im 'Oberon'. Aber er bekundet Goethische Art darin, daß er geistige Fragen seiner eigenen Persönlichkeit, den Gegensatz von Geist und Sinnlichkeit, Askese und Genuß, nicht allgemeine Zeitideen oder bloße psychologische Typen darstellt und sie gestaltet an Handlungen, durch deren fremdartige Linien doch die eigenen Erfahrungen durchschimmern, in deren Personen wir Wieland und die Menschen seiner näheren Umgebung zu erkennen vermögen. Keine Frage, das Interesse für das menschlich-einmalige Seelenleben ist stärker bei ihm als z. B. bei Lessing. Sein Blick haftet länger, eingehender und schärfer auf den individuellen Verhältnissen und Menschen seiner Nähe. Er gehört zu den Entdeckern der neuzeitlichen Seele. Aber er besitzt noch nicht jene erstaunliche Gabe Goethes, das Einmalige auch als ein Einmaliges in der Zartheit und Feinheit des Urgewebes, in der ganzen Ursprünglichkeit des natürlich Gegebenen zu erfassen und künstlerisch zu gestalten. Er beobachtet gleichsam nicht mit natürlichem Auge, er sieht durch eine Brille. Durch die Brille der Typen, Allgemeinbegriffe, Schablonen. Seine Brille ist in der Werkstätte der Philosophie verfertigt worden. Die Philosophie mit ihren geschichtlich-typischen Fragestellungen und Antworten bestimmt den Gang des Geschehens in seinen Erlebnis-Erzählungen mit dem gesetzmäßigen Wechsel von verschiedenen allgemeinen Möglichkeiten der geistig-sittlichen Haltung. Gewiß, er hat diese Möglich-

keiten selber auch erfahren, und er wählt sie in Erkenntnis eigener Art aus. Aber nicht die Notwendigkeit der eigenen Seele schafft sie aus chaotischem Urgrunde, sondern er ist philosophisch so reich belesen, daß sein Erleben immer nur persönliche Beispiele für bereits von andern formulierte seelische, sittliche, geistige Zustände schafft, daß es, ob gewollt oder ungewollt, in philosophisch vorgezeichneter Bahn sich bewegt. Aufschlußreich ist hier die Vergleichung von 'Wilhelm Meisters Lehrjahren' mit dem 'Agathon'. Die konzentrischen Erlebniskreise, die Goethe in seinem Roman darstellt, sind aus den ursprünglichen Gegebenheiten seiner Person und seiner Zeit heraus genommen: die Idee der theatralischen Sendung, die dramatischen Versuche des jungen Wilhelm und seine Bühnenbegeisterung, die Berührung mit der Welt des Pietismus, die ästhetische Weltanschauung, die Idee der Humanität — alle diese Gedanken, Motive, Handlungen tauchen im Schicksalsgang Wilhelms auf und reihen sich aneinander an, wie sie Goethes eigenes Leben bestimmen und typische Bedeutung haben für seine eigene Zeit. Es ist geschichtlich-natürliches Urleben, was in der Problematik des 'Wilhelm Meister'-Romans ans Licht tritt. Ganz anders ist die innere Form im 'Agathon'. Wenn Agathon als junger Idealist im Heiligtum zu Delphi lebt, wenn er später in Smyrna, im Hause des Sophisten Hippias, der Versuchung der Sinnlichkeit ausgesetzt ist, wenn er am Hofe des Tyrannen Dionysius von Syrakus Gunst und Ungunst der Großen erfährt, so spiegelt der Wechsel dieser Geschehensstufen typische Lebensauffassungen der Philosophie und Staatslehre: den Idealismus, den Materialismus, den Despotismus, und schließlich ist es bezeichnenderweise auch ein Philosoph, Archytas, der dem Erleben Agathons die erlösende Formel gibt und die Quintessenz aller praktischen Weisheit in einige Erfahrungssätze zusammenfaßt. Man kann Wieland so, zum Unterschied von Goethe, dem Offenbarer primärer Lebensverhältnisse, als sekundären Erlebnisdichter bezeichnen. Für uns Heutige mag damit ein Wertunterschied ausgesprochen werden. Wir müssen uns aber bewußt sein, daß dieser Unterschied geschichtlich bedingt war, daß, wie Goethe als Kind seiner

Zeit nicht anders konnte, auch Wieland aus den geistigen Bedingungen und Erkenntnissen seiner Zeit heraus seine Dichtungen formte. Die Zeit aber, die ihm ihr Gesetz auferlegte, war die Aufklärung.

Es hat gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in Deutschland ein Dichter gelebt, der in der Kraft seiner Phantasie, ideell, stofflich und psychologisch Selbsterlebtes in dichterische Gebilde zu bannen, nur mit Goethe verglichen werden kann: Christoph von Grimmelshausen, der Dichter des nie genug zu bewundernden 'Simplicissimus'. Es gibt in diesem großen Erlösungsroman Teile, wo der Dichter sich mit den Erlösungswegen der bereits bestehenden, konventionellen weltlichen und kirchlichen Lehrmeinungen auseinandersetzt. Aber er kommt zu dem Schlusse, daß sie ihm alle nichts nützen, daß er auf eigenem Wege, durch eigenes Erleben, nach den gesetzmäßigen Formen seiner eigenen Seele zum Heile gelangen müsse. Grimmelshausen steht an der Schwelle der Aufklärung. Aber die Aufklärung bedeutet für ihre Dichter zunächst, gegenüber Grimmelshausens Erlebnis- und Gestaltungsursprünglichkeit, einen Rückschritt, eine Hemmung. Sie hat jene Kraft ursprünglicher Erkennung und Gestaltung des Lebenschaos mit der Flut ihres Gedankenstromes verschüttet. Das soll nicht ein Vorwurf gegen sie sein. Sie konnte nicht anders. Sie gehörte wie die Reformation zu jenen Epochen, deren geschichtliche Aufgabe es ist, mit einer neuen Geistigkeit, mit neu bewegter Gedankenfülle stockendes Leben wieder in Fluß zu bringen, Dürre fruchtbar zu machen. Sie hat in dem verkrampften, durch die asketische Diesseitsverdammung des Barock verängstigten deutschen Bürgertum neue Lebenszuversicht, Erdenfreude und Schaffenskraft geweckt. Sie mußte das tun durch theoretisch vorgetragene Gedanken, nicht durch gestaltete dichterische Werke. Niemand hat diesem neuen Kraftgefühl deutscher Nation beschwingenderen Ausdruck gegeben als Leibniz. Ein Alleswollender und Alleskönnender, verkörpert er recht eigentlich die weite Bewegung des Zeitalters in sich und gibt allem, was die Zeitgenossen fühlen und denken, stärksten Ausdruck. Der Kern seiner Persönlichkeit, aber auch das mächtige Streben der Zeit

nach Wahrheit und Bildung, spiegelt sich in seiner Monadenlehre. Er sieht die ganze Welt erfüllt von Geisteskräften, die in individuell abgestuften Ordnungen nach Erkenntnis und Vollkommenheit streben, empor zu Gott, der Weltvernunft, von der das Licht der Wahrheit und der Vollkommenheit ausstrahlt. Die Bewegungsidee, die die Zeit im Innersten beschwingt, prägt sich in der Entwicklung der Monaden zu Gott aus. Aber auch das stolze Bekenntnis zum Geiste. Wenn das Christentum eine Scheidewand errichtet hatte zwischen dem Geist und der Natur, Gott und der Welt, so läßt, aus dem Vernunfterlebnis der Zeit heraus, Leibniz den Geist in die Natur einströmen und Gott die Kreatur zu sich emporziehen. Daher, wenn das Christentum die Welt als durch den Sündenfall von Gott abgespalten und das Erdenleben als ein Jammertal hingestellt hatte, so kann Leibniz nun aus der Vernunftbeseeltheit des All das göttliche Verdammungsurteil wieder aufheben und jene Einheit von Geist und Natur wieder herstellen, von der der Mythos des Paradieses erzählt. Sein Optimismus vermag Gottes Weltschöpfung, die die Kritiker um des darin waltenden Übels willen verurteilt, vor der Vernunft zu rechtfertigen: die Welt ist von Gott so gut gemacht worden, als sie nach den Bedingungen der Wirklichkeit überhaupt nur sein kann. Die bestehende Welt ist die beste aller möglichen Welten. Dem hochgemuten Daseinsgefühl seines Zeitalters hat Leibniz damit die philosophische Formel gegeben, deren es bedurfte. So stark haben die Gedanken von Leibniz gewirkt, daß die Zeitgenossen aus seinen Werken geradezu Trost und Erbauung in ihren Lebensnöten geschöpft haben. Und so erleben wir an seiner geschichtlichen Persönlichkeit das denkwürdige Schauspiel, daß zum erstenmal innerhalb des deutschen Geisteslebens eine neue Weltanschauung nicht durch eine geistliche Persönlichkeit verkündet wird, sondern durch eine weltliche. Nicht durch einen Theologen, sondern durch einen Philosophen. Die Philosophie hat um 1700 die Aufgabe übernommen, die vorher die Theologie geleistet. Philosophie im weitesten und breitesten Sinne des Wortes als Gesamtheit weltlichtheoretischer Gedankenmasse. Alles, was des Menschen Gemüt

und Geist bewegt, das Wesen Gottes, die Natur der Welt, der Sinn des menschlichen Lebens, die Gesetze des Einzelmenschen und der Gesellschaft, die Frage der besten Regierung, der Bau des Kunstwerks, die Probleme der Erkenntnis und des Wesens der Seele: alles dies, als weltliche Weisheit, bildet den Inhalt des neuen Denkens, wird untersucht, erörtert, gelehrt, erst von den Führern, dann von den Geführten, erst von den bevorzugten Einzelnen, dann von der breiten Masse. Eine neue Ordnung des irdischen Lebens, eine neue Auffassung der überirdischen Welt ist das Ergebnis dieser philosophischen Schulung.

Wieland bewegt sich im vollen Strome dieser reichen Gedankenbewegung. Der Strom trägt ihn, ermöglicht ihm, sein ganzes Wesen zu entfalten, und gibt seiner Persönlichkeit ihren Inhalt. Aber er führt ihn auch hinweg von den festen Ufern der Sinnenwirklichkeit und des unmittelbaren Erlebens in ein weites und unbestimmtes Meer allgemeiner Gedanklichkeit. Wie sinnlich nahe steht noch ein Brockes der Erfahrungswirklichkeit, wenn er mit zartem Pinsel das Mondlicht malt, das durch die Kirschblüte schimmert, oder den Sonnenstrahl, der auf hüpfenden Wellen glitzert! Bei Wieland sucht man diese Sinnennähe und Sinnenoffenheit umsonst. Er wäre zu diesen Beobachtungen viel zu ungeduldig. Aufklärung ist Bewegung. Die Bewegungsidee, als allgemeines Zeitgesetz, vermenschlicht sich in einzelnen Persönlichkeiten. Leibniz, Christian Thomasius, Lessing sind die Beweglichkeit selber gewesen. Sie treten so als Verkörperungen des neuen Menschentums der steifen Grandezza der Barockpersönlichkeit entgegen. Auch Wieland ist diese Beweglichkeit eigen, in noch höherem Maße als etwa Lessing. Bei Lessing äußert sich die Beweglichkeit als rastloses Vorwärtsschreiten von Erkenntnis zu Erkenntnis, von einer künstlerischen Form zur andern, im geistreichen Spiel mit Menschen, Gedanken und Worten. Aber der Kern seines Wesens ist fest und sicher, jene mutige Wahrhaftigkeit, jenes mannhafte Eintreten für die Freiheit der Überzeugung. Nicht so Wieland. Es ist schwer, auf den Grund seines Wesens vorzustoßen. Immer wieder, wenn man einen festen Halt gefunden

zu haben glaubt, weicht der Boden unter uns. Heinrich v. Kleist hat, aus dem erschütternden Erlebnis der halbverstandenen Lehre Kants heraus, den Ausspruch getan: „Wenn alle Menschen statt der Augen grüne Gläser hätten, so würden sie urteilen müssen, die Gegenstände, welche sie dadurch erblicken, sind grün.“ Es war die tragische Verzweiflung Kleists, daß er, der innerlich so sichere und eindeutige — wenn Kant, wie er ihn verstand, Recht hätte —, nicht eine Außenwelt um sich erschaffen könne, die ebenso klar und eindeutig war wie er selber. Von dem jungen Wieland wird ein ähnlicher Ausspruch überliefert; aber er deckt auf, daß er bei seiner seelischen Anlage gerade das Gegenteil von Kleist ist. Er hat in einem Briefe an Johann Georg Zimmermann von 1759 halb ironisch über seine Wandelbarkeit gesagt: er gleiche zu seinem Unglück einem Chamäleon. „Ich scheine grün gegenüber grünen Gegenständen, gelb gegenüber gelben; aber ich bin weder gelb noch grün, ich bin durchsichtig oder weiß.“ Das würde also heißen, daß seine Seele farblos sei und fähig, alle Farben durchschimmern zu lassen, sich in alle Farben auseinanderzufalten. Zu derselben Zeit sagt er zu Zimmermann, er mache den Eindruck eines merkwürdigen, unbegreiflichen Menschen: er erscheine rätselhaft, fanatisch in den Augen der einen, ein Heuchler in den Augen der andern, unbeständig gegenüber den schweren und langsamen Geistern, mondsüchtig gegenüber den Weltleuten, ein Dichter gegenüber den Philosophen, ein Philosoph gegenüber den Dichtern, oberflächlich gegenüber den Pedanten, lächerlich oder vielleicht verachtenswert gegenüber den mittelmäßigen Geistern. Wirklich, für was alles hat dieser Mensch nicht geschwärmt, was alles nicht nachgeahmt! Die Feierlichkeit Klopstocks und die Ironie Voltaires, die Mystik des alten Plato und die Leichtfertigkeit des jüngern Crébillon. Er hat Shakespeare übersetzt und Rokoko-Geschichten gemacht. Er hat, als Vierzigjähriger, wie Goethe nach Weimar kam, die Sturmsprache des jungen Titanen nachgebildet und als erster die geniale Dämonie Heinrichs v. Kleist anerkannt. Diese Beweglichkeit gibt seiner Schriftstellerei etwas gefährlich Journalistisches. Lessing hat gesagt: „Das Genie darf tausend Dinge

nicht wissen, die jeder Schulknabe weiß". Wieland weiß diese tausend Dinge. Aber dafür scheint ihm das eine zu gebrechen, das das Genie im prägnanten Sinne des Wortes ausmacht: das zwingend Dämonische, das naturhaft Einmalige, jener unverrückbare Punkt der Persönlichkeit, aus dem eine neue Welt hervorbricht, das aus überirdischen Kreisen stammende Licht, das mit neuen Strahlen die alte Welt beleuchtet und weit in die ferne Zukunft scheint.

Aber wir müssen gerecht sein. Seine Zeit, der Kirche sich entfremdend, bedurfte des himmlischen Lichtes nicht mehr, sondern des irdischen. Der Erhellung der Lebenswirrnisse durch menschliches Denken, menschliche Geistesfreiheit, menschliches Wissen. Wieland war wie kaum ein anderer dazu berufen, diese menschliche Aufklärung zu verbreiten. Als Herausgeber des 'Teutschen Merkur', der 'Deutschen Rundschau' des 18. Jahrhunderts, hat er eine Unsumme von Kenntnis und Klarheit über das höhere deutsche Bürgertum von 1770 bis 1790 ausgegossen. Ihm verdankt es einen großen Teil seiner Bildung. Er hat über geschichtliche Persönlichkeiten geschrieben, mit Vorliebe über Gestalten der Renaissance, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten, Agrippa von Nettesheim, Paracelsus. Über schlechthin alle wichtigeren Fragen, die die Zeit bewegten, hat er kluge, aufhellende, tapfere Worte gesprochen. Er hat in der verwirrenden Zeit der französischen Revolution zur Besonnenheit gemahnt und, als alle Welt die Jesuiten verdammte, deren Orden Papst Klemens XIV. 1773 aufgehoben hatte, ihre wahren Verdienste verteidigt. Die Aufklärung ist, wie kaum eine andere Geistesströmung der Geschichte, eine Bewegung zur Erziehung der Menschheit gewesen, und Wieland war einer ihrer größten Erzieher. Ein Erzieher aus dem Geiste der Aufklärung heraus, für die Ziele der Aufklärung, deren Sinn die Erde war. Die frühere Kirche, vor allem die Lutherische, hatte die Menschen für das Leben im Jenseits erzogen. Jetzt sollten sie fähig werden, auf der Erde zu leben und das Diesseits, so viel es möglich war, zum goldenen Zeitalter auszugestalten. Auch für Wieland war das Ziel seines Wirkens die Erde, und aus ihren Gesetzen, den Ordnungen der

Natur und den Notwendigkeiten des menschlichen Zusammen-lebens, schöpfte er die Gedanken, die sein Schaffen leiteten. Er ist ein Realist, ein Wirklichkeitsmensch in der vollen Bedeutung des Wortes, in seinem Privatleben, als Denker, als Schriftsteller und als Künstler. Er wollte und konnte die Dinge nehmen, wie sie, außer ihm, sich gaben. Er wollte sie einfach verstehen. Er wollte gerecht und duldsam sein. Er wollte sie, als Dichter, so darstellen, wie sie dem unvoreingenommenen Blicke erschienen.

Und damit haben wir nun doch den festen Punkt gefunden, von dem Wieland, der Wandelbare, seine Welt bewegt, von dem aus das Chamäleonhafte seines Wesens verstanden werden kann. Er stellt einen neuen Menschentypus in seiner Zeit dar. Auch Lessing ist Realist. Aber immerhin nicht ein Realist so reinen Blutes wie Wieland. Geistige Leitgedanken bestimmen ihn in hohem Maße, bedingen sein Suchen nach Gesetzen und Formen des dichterischen Schaffens, und als Mensch, wie folgt er, ohne sich von der Versuchung der Dinge oder Personen beirren zu lassen, der in seinem klaren Willen vorgezeichneten Bahn seines Lebens! Er ist ein Dialektiker, aber ein logischer. Wieland gehorcht einer psychologischen Dialektik. Ihm scheinen die res, die Dinge, wichtiger als sein eigenes Ich. Er gibt sich ihnen hin. Er löst sich in sie auf. Er belauscht sie. Er empfängt das Gesetz seines Lebens und Schaffens von ihnen. Es sind nicht sinnliche Empfindungswerte, Impressionen, wie bei den Realisten des späteren 19. Jahrhunderts. Auch als Realist bleibt Wieland ein Sohn der Aufklärung. Es handelt sich auch jetzt für ihn um Denkbegriffe, Gedanken, philosophische Lehrmeinungen.

Es zeugt für den Ernst und die Tiefe der Wielandschen Natur, daß er diesen Realismus nicht von Anfang an als Erkenntnis und Ausübung seines seelischen Wesens besaß. Er mußte ihn erkämpfen gegen die idealistische Neigung seiner Zeit und seiner eigenen Persönlichkeit. Das ist der Leitfaden durch die labyrinthischen Irrgänge seiner Jugendentwicklung, daß er, in eine Zeit transzendenter Geistigkeit hineingeboren, erst lernen mußte, den der Wirklichkeit offenen Schoß seines Wesens zu

entdecken und zu begreifen. Man pflegt diese irrenden Gedankengänge des Jünglings als seine seraphische Periode zu bezeichnen. Das Kennzeichen dieser Zeit ist, daß er, für die Erde geboren, doch immer im Wahn lebt, nach dem Himmel als einem höhern Reich streben zu müssen, und todunglücklich ist, wenn immer wieder sein Irdisches die fromme Miene des Asketen zum faunischen Grinsen verzerrt. So ist der Ausdruck „seraphische Periode“ zu eindeutig und zu feierlich. Er ist damals ganz einfach ein mit einem geistlichen Gewand drapiertes Weltkind und sucht die vermeintlich edlere Rolle zu spielen. Haltlos schwankt er zwischen beiden Polen hin und her. Aber auch bei ihm war dem Gegensatz die heilsame Aufgabe zugeteilt, durch den dialektischen Kampf die angeborene Anlage rein und stark zu entwickeln.

Als der Sohn eines dem großen August Hermann Francke durch Verwandtschaft und Gesinnung nahestehenden Geistlichen, der selber die Franckesche Lateinschule in Halle besucht hatte, erhielt er eine pietistische Erziehung in dem Gymnasium von Klosterbergen. Aber schon hier lökte seine Natur wider den Stachel der geistlichen Zucht. Noch ist er des naiven Glaubens, die beiden Mächte seines Innern, die Sinnlichkeit und die Geistigkeit, miteinander verschmelzen zu können. Er schreibt einen philosophischen Aufsatz, worin er Demokrits Materialismus und Leibnizens Idealismus vereinigen will. Sein Weltsinn macht ihn an der Anstalt unmöglich. Was geschehen ist, wissen wir nicht genau. Der Vorfall muß aber ziemliches Aufsehen erregt haben; denn auch Lessing hat davon gehört und boshaft in der Besprechung der 'Prosaischen Schriften' Wielands darauf angespielt. Ein Verwandter in Erfurt, Doktor Baumer, dem man ihn für ein Jahr lang übergibt, leitet ihn vollends in die Bahn der Aufklärung. Die Schwärmerei für Sophie Gutermann lenkt sein Denken wieder auf idealistische, Leibnizisch-christliche Wege zurück, aber nicht, ohne daß seine verliebte Sinnlichkeit unter dem Seidenpelz empfindelnder Heiligkeit ihre spitzigen Klauen hervorstreckt. In Zürich, wohin er als Neunzehnjähriger 1752 auf Bodmers Einladung hin den Spuren Klopstocks nachgeht, steigert sich seine frömmelnde

Schwärmerei ins Unerträgliche. Daran ist die Atmosphäre Zürichs und die Nähe Bodmers Schuld. Nämlich Zürichs und Bodmers, wie Wieland sie auffaßte. In Zürich führten Staat und Kirche ein strenges Doppelregiment. Aber dem Muckertum war der nüchterne Sinn der Eingeborenen durchaus abgeneigt. Eher herrschte ein trockener Moralismus, und Bodmer selber war ein Mann, der aufgeklärte Frömmigkeit mit politischer Weltoffenheit zu verbinden wußte. Daß man in der Limmatstadt auch damals schon recht fröhlich zu leben wußte, zeigt die Fahrt der zürcherischen Jeunesse dorée mit Klopstock auf dem See. Wieland aber, um seinem Mentor zu gefallen, bemühte sich, Bodmerischer zu sein als Bodmer und zürcherischer als die Zürcher. Und dazu kam nun ein persönliches Erlebnis: der Verlust von Sophie Gutermann, die sich damals mit dem Kurmainzischen Hofrat La Roche vermählte. Das war für Wieland ein wirklicher Schmerz. Er wußte sich nicht anders zu helfen als durch die Flucht in eine empfindungsvolle Weltverneinung. Jetzt schrieb er die 'Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde' und die 'Sympathien', deren forcierte Heiligkeit dem Seelenkundigen verrät, wie sehr dieser Jüngling doch im Grunde an der Erde und ihren Genüssen hängt. Es ist ein verräterisches Zeichen verdrängter Sinnlichkeit, wenn er immer wieder die Gesellschaft von Frauen aufsucht. Die Frauen, die sein „Serail" ausmachten, seien, so schrieb der Schalk, alle über vierzig Jahre alt und keine sei jemals eine Beauté gewesen. In Wirklichkeit fehlten junge Mädchen von zwanzig und wenig mehr Jahren darin nicht!

Es war in seinem windungsreichen Jugendleben ein notwendiger Umweg. Gerade aus dem Kreise dieser bei aller himmelnden Seelensehnsucht erdnahen Schweizerinnen kam ihm die Rettung zu sich selbst. In dem Serail war eine erfahrene Frau der Zürcher Gesellschaft, Frau Grebel-Lochmann, die, durch eine unglückliche Ehe weise geworden, den jungen Freund von seinen Seelensprüngen auf den Weg der Besonnenheit zurückholte. Selbstbeobachtung im Umgang mit den jungen Mädchen mag dazu gekommen sein. Das übrige tat die Lektüre: das Bild des Xenophonteischen Sokrates, die lächelnde

Lebensweisheit des Horaz, des Cervantes überlegene Ironie und vor allem die ästhetische Ethik des Engländers Shaftesbury. Shaftesbury wirkte deswegen so stark auf ihn, weil die Lehre, die er vortrug, ein in hinreißende Schönheit geformter Idealismus im Sinne Platos war. Aber ein Idealismus, der an dem natürlichen Leben nicht feindlich herumschulmeisterte, sondern ihm praktisch zu dienen suchte. Sein Ideal war nicht der weltfremde Asket, sondern der klare und weitgebildete Weltmann. Dieser der Welt dienende Idealismus Shaftesburys konnte für Wieland die Brücke sein aus verstiegener Schwärmerei zum besonnenen Realismus. Er vermochte seinen Jugendidealismus in ihn hinüberzuretten, wie er es in dem unreifen Aufsatz von Klosterbergen umsonst versucht hatte.

Als der Dichter 1760 die Schweiz verließ, war die Wendung zum Realismus endgültig besiegelt. Die Schweiz mit der herben Luft ihrer Berge, mit der festen Erdverbundenheit und dem klaren Wirklichkeitssinn ihrer Bewohner hatte ihm diesen Dienst der Selbstfindung getan. Was er in seiner Heimat Biberach, im Verkehr mit der gräflich Stadionschen Familie auf Schloß Warthausen, hinzulernte, war nur der Durchbruch lange aufgestauter Sinnlichkeit, gefaßt in die Form spielerischer Eleganz französierender Lebenshaltung und geistreicher Beweglichkeit des künstlerischen Ausdrucks. Seinen Werken aus der Schweizerzeit haftete, soweit sie nicht in übertriebener Frömmelei schwelgen, etwas von der treuherzigen Biederkeit seiner damaligen Umgebung an. Jetzt aber wird er der Weltmann mit den leichten Bewegungen und dem zweideutigen Lächeln. Er hat später sich zu deutscherem Ernste zurückgefunden. Eines aber ist ihm geblieben, was sein Realismus bedurfte, wenn er nicht in eine öde Abschreiberei banaler Wirklichkeit versinken sollte: das Spiel geistiger Überlegenheit, die Ironie.

Sie ist immanent in der Geisteshaltung der Aufklärung gegeben. Dem schweren Ernst der christlich-orthodoxen Weltstimmung des Barock ist sie als Zeiterscheinung fremd. Auch dem Anfange des Rationalismus fehlt sie noch. Zu mühsam mußte die Vernunft um ihr Lebensrecht kämpfen, zu wichtig war der Kampf, als daß man ihn hätte spielend führen dürfen.

Weder Brockes noch Haller kennen sie. Erst Lessing besitzt sie; aber die Stiche seiner Ironie sind spitzig, und sie schmerzen mit oft tötenden Wunden. Erst bei Wieland ist sie lächelndes Spiel mit dem Ernsthaften, ohne zu verwunden, Würze des Daseins. Schon frühe, immer als notwendige Begleiterin der ihn überflutenden realistischen Gesinnung, regt sie sich in ihm. Als Schüler Baumers begeisterte er sich für den ironischen Stil in des Cervantes 'Don Quixote'. Ist vielleicht nicht auch ein Quentchen Ironie dabei, wenn er, um Bodmers Wohlgefallen zu erwecken, ihm ein Epos 'Hermann' in Hexametern schreibt, weil er weiß, daß Bodmer die Hexameter als klassisch erklärt hat? Oder wenn er, mit allzu betonter Tugendboldigkeit, Bodmer wissen läßt, daß er nur Wasser trinke, nicht rauche und allen großen Gesellschaften von Herzen Feind sei? Damals hatte er bereits in einer Sammlung von Versepisteln, den 'Moralischen Briefen', den ironischen Stil des Horaz nachgeahmt und die sokratische Ironie gepriesen, jene Kunst, das Leben zu nehmen, wie es nun einmal ist, und seine Überlegenheit dadurch zu zeigen, daß man das Schwerste mit unfeierlicher Sicherheit erträgt. Sokrates, so rühmt er, nimmt

mit Heiterkeit und ruherfüllten Zügen
Den ungerechten Kelch und trinkt ihn mit Vergnügen.

Ja, die Ironie ist in ihm lebendig sogar in seiner asketischen Zeit, wenn er sich Zimmermann gegenüber seines Serails von Frauen rühmt. Und immer mehr merkt er: er kann das Chamäleonhafte seines Wesens nur dadurch über den Schimpf der Charakterlosigkeit erheben, daß er es bewußt vergeistigt und vergeistigend bewußt macht — als Ironie, als Spiel mit sich selbst, dem Gegenstand und dem Leser. Als Realist den Dingen ausgeliefert, kann er ihnen gegenüber nur dadurch sein Ich behaupten, daß er sie in die Beweglichkeit seines Geistes einbezieht, sie gleichsam von ihrem steinernen Postament im Reiche der Wirklichkeit heruntenimmt und sie in dem beweglichen und glitzernden Wellenspiel seines Geistes schaukelt. So bewahrt er die Autonomie des Aufklärers, so rettet er sich vor jenem nüchternen und trostlosen Realismus, der in dem

deutschen Naturalismus zu Ausgang des 19. Jahrhunderts seinen grauen und steiffaltigen Schleier über die blühende Natur gezogen hat. Aber auch die Gefühlsweichheit seiner Seele, nicht nur die Beweglichkeit seines Verstandes, lebt in seiner Ironie. Sie hindert, als Güte, daß die Ironie je verletzend wird. Sein anmutiges Gedicht 'Musarion' enthält die Quintessenz dieser lächelnden und gelassenen Weisheit. Phanias, ein junger Athener, hat sein Vermögen, seine Freunde, seine Geliebte Musarion verloren. Nun zieht er sich, ein anderer Timon, auf das Landgut, das ihm einzig noch geblieben ist, zurück und lebt hier mit zwei Philosophen, einem Zyniker mit ungepflegtem Körper und einem Pythagoräer mit asketischer Weltverachtung, selber ein Philosoph, allen irdischen Genüssen entsagend. Da besucht ihn seine Geliebte Musarion in seiner Einsamkeit, und in der Glut ihres lächelnden Liebreizes schmelzen seine und seiner Freunde unnatürliche Entsagungsvorsätze wie Butter in der Sonne. Der Zyniker berauscht sich am Wein, und der Pythagoräer vergißt seine Heiligkeit in den Armen der Dienerin Musarions. Da lernt Phanias

schnell und sonder Müh'
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus aus Huld in rätselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Toren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet,
Den Irrenden bedaurt und nur den Gleisner flieht;
Nicht stets von Tugend spricht noch, von ihr sprechend, glüht,
Doch, ohne Sold und aus Geschmack, sie übet,
Und, glücklich oder nicht, die Welt
Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter
Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk sieht,
So lustig nie, als jugendliche Dichter
Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

Das polare Spiel von Hingabe und Selbstbewahrung, das in Wielands Ironie hin und her schaukelt, kennzeichnet auch die Problematik seines Schaffens. Wir haben gesehen, in der psychologischen Erlebnisform, die diese Problematik ideell und stofflich schafft, steht er Goethe nahe. In einem Jugendbrief sagt er einmal von sich: „Ich bin einer der zärtlichsten Menschen, die je ein Dichter phantasiert hat. Darunter ist aber eine solche Dosis Kaltsinn, daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin." Das ist die Formel für Wielands ironischen Realismus. Sie bedeutet, daß er weich genug ist, um den Dingen gegenüber widerstandslos zu sein. Daß er aber auch selbstsicher genug ist, um sich von ihnen nicht unterkriegen zu lassen. Auch diese Zweipoligkeit erinnert an die Goethes. Nur liegt sie bei Wieland nicht in so mystischen Seelentiefen wie bei Goethe. Sie spielt immer auf der verstandesmäßig-sinnlichen Oberfläche. Die Zweipoligkeit gibt auch der Problematik seines Erlebens und Schaffens die bestimmende Richtung. Immer stellt er, wie er selber den Sieg des kühlen und besonnenen Verstandes über Jugendschwärmerei, Wahn und Empfindsamkeit erlebt hat, Vorgänge der Heilung von Gefühlswahn dar, ob nun, wie meist in der Jugend und den Mannesjahren, sich dieses Spiel zwischen der Fesselung des Ich durch die Gefühlsmächte und seiner Befreiung durch sittlich-geistige Überlegenheit auf das Liebesleben des Individuums beziehe, Sinnlichkeit hier im körperlichen Sinne gemeint sei, oder ob, wie mehr und mehr im Alter, der Begriff Sinnlichkeit vergeistigt werde und das Sinnliche das Trübe, Ungesund-Schwärmerische, Abergläubig-Befangene sei, dem gegenüber der Mensch seine geistige Kraft behaupten muß.

In dem Romanerstling 'Don Silvio von Rosalva' (1763), den Wieland nach der Rückkehr nach Biberach geschrieben hat, sind programmatisch die beiden Fragestellungen vereinigt. Don Silvio ist ein verliebter Schwärmer, wie es der junge Wieland selber gewesen ist, der an Feen glaubt und sein Zimmer mit farbigen Schmetterlingen austapeziert, wie er seine Phantasie mit bunten Träumen schmückt. Als er einmal im Walde einen wunderschönen blauen Falter trifft, meint er, eine verwandelte Fee oder Prinzessin stecke in ihm, und verliebt sich in das zauber-

hafte Wesen. Nun braucht er nur noch ein Medaillon mit dem Bilde einer jungen Schönen im Walde zu finden, so ist er schon felsenfest davon überzeugt, daß das Porträt jene Prinzessin darstelle. Sein Suchen nach der Ersehnten führt ihn wirklich zu einer Geliebten, aber so, daß er zuerst eine Entzauberung, eine Befreiung von seinen Illusionen erlebt. In einem Schlosse lernt er Donna Felicia kennen. Ihr gehört das Medaillon. Sie hat es verloren. Aber der Falter ist ein wirklicher Schmetterling. Auch die zweite Desillusionierung erlebt Don Silvio in dem Schlosse. Ein erfahrener Weltmann beweist ihm mit der Geschichte von dem Prinzen Biribinker, daß die Wurzel aller schönen und verliebten Gefühle der sinnliche Trieb ist, entsprechend einem Worte, das in einer Schrift der Zürcher Zeit, dem 'Theages', eine kluge Frau zu ihrem Freunde sagt: „Verlassen Sie sich darauf, die beiden Amors [die geistige und die sinnliche Liebe] sind einander nahe verwandt, und es ist schon oft geschehen, daß sie ihre Kleidung gewechselt haben und daß der leibhafte Cupido erschienen ist, das Wort zu halten, welches der Platonische Sylphe gegeben hatte."

Es gibt Werke Wielands, in denen der Realismus so gründlich ist, daß dem sinnlichen Triebleben durchaus die Herrschaft über das geistige Gesetz zugewiesen scheint, so in der 'Wasserkufe', jener mit französischer Eleganz erzählten Novelle von dem Einsiedler, dessen Sinnlichkeit von einer tugendhaften Frau gezüchtigt werden muß. Aber gerade seine reifsten Dichtungen zeigen, daß er die Leitung des Lebens nicht dem Sinnlichen, sondern dem Sittlichen zuerkennt. So ist der Vorgang der Desillusionierung im 'Agathon' (1766/67) dargestellt, dem reifsten Erziehungsroman der deutschen Aufklärung. Die heilige Pythia, die Priesterin zu Delphi, verliebt sich in den jungen Agathon. Es zeigt sich, daß hinter ihrer äußerlichen Heiligkeit die Sinnlichkeit lauert. Agathon zieht in die Welt hinaus und wird ein Führer der Athener. Aber immer noch ist er ein unverbesserlicher Idealist. Erst die herben Erfahrungen als Sklave in Smyrna und die handfeste Belehrung durch die Hetäre Danae öffnen ihm die Augen, und später, nachdem er am Hofe des Dionysius Gunst und Ungunst der Mächtigen erfahren

hat, bekehrt er sich zu einer von Selbsttäuschung freien, überlegen-ironischen Betrachtung des Lebens und zu der Herrschaft der Vernunft über alle Triebe. Der Mensch, so erkennt er, besteht aus zwei entgegengesetzten Naturen, einer tierischen und einer geistigen. „Durch jene hange ich auf tausendfache Weise von allem, was außer mir ist, ab, bin den Bedürfnissen, die allen Tieren gemein sind, unterworfen und selbst in der tätigen Äußerung meiner Triebe an die Gesetze der Bewegung, der Organisation und des animalischen Lebens durch eben dieselbe Notwendigkeit gefesselt, welcher jedes andere Tier untertan ist. Durch diese fühle ich mich frei, unabhängig, selbsttätig, und bin nicht nur Gesetzgeber und König einer Welt in mir selbst, sondern auch fähig, mich bis auf einen gewissen Grad zum Herren über meinen Körper und über alles andere, was innerhalb der Grenzen meines Wirkungskreises liegt, zu machen."

Darin nun zeigt sich der ironische Realismus Wielands, daß nicht, wie im Christentum und bei Kant, unbedingt die Herrschaft des sittlichen Gesetzes über die sinnliche Natur gefordert wird, sondern, im Sinne der Shaftesburyschen Ethik, die schöne Ausgleichung beider Mächte dem Wesen des irdischen Lebens entspricht. Wenn nun doch einmal, schließt Agathon, diese Vereinigung des Tierischen und des Geistigen das ist, was den Menschen zum Menschen macht, „worin könnte die höchste denkbare Vollkommenheit der Menschheit bestehen als in einer völligen, reinen, ungestörten Harmonie dieser beiden zu einer verbundenen Naturen!" Erst von der Anerkennung der Harmonie aus gelangt Wieland zur Forderung der Herrschaft des Geistigen über das Sinnliche, weil es doch widersinnig wäre, wenn der Blinde den Sehenden führte und der Verständige dem Unverständigen gehorchen müßte. Der tierische Teil, so meint er, laufe dann doch nicht Gefahr, in seinen rechtmäßigen Forderungen von dem geistigen beeinträchtigt zu werden, weil die vernünftige Einsicht des geistigen Teils ja gerade darin besteht, daß er dem tierischen nichts versagt, was zum gemeinsamen Besten des Menschen gefordert wird und was die Natur zu einer Bedingung seiner Erhaltung und seines

Wohlseins gemacht hat. Man sieht, das sittlich-geistige Gesetz ist hier, im Sinne naturalistischer Ethik, aus einem transzendenten Gebote eine Regel des gesunden Menschenverstandes geworden, eine Ordnung des natürlichen Lebens aus dessen Bedingungen heraus. Agathon erkennt: ein rastloser Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit ist das einzige Mittel, wodurch der Verderbnis unserer Natur abgeholfen werden kann. Und dieser innerliche Krieg muß in jedem Menschen solange dauern, „bis das zum Dienen geborene Tier die weise und gerechte Herrschaft der Vernunft anerkennt und willig dulden gelernt hat“. Sehr hübsch veranschaulicht dieses natürliche Sittengesetz die Handlung des 'Oberon'. Hüon und Rezia haben sich vergangen in der Leidenschaft ihrer Liebe. Die Schicksalsfolge ist ihre Trennung. Aber in den Kämpfen und Gefahren, die sie beide erdulden müssen, bewahren sie sich die Treue, widerstehen allen sinnlichen Versuchungen durch andere und zeigen also, daß ein sittliches Band, nicht nur die Sinnlichkeit der Inhalt ihrer Liebe und das Gesetz ihres Handelns ist. So führt der Himmel sie denn auch wieder zusammen, und der Zank Oberons und Titanias wird geschlichtet, weil sie erkennen, daß es tatsächlich eine sittliche, nicht nur eine sinnliche Liebe gibt.

Im 'Goldenen Spiegel' (1772) hat Wieland den Versuch gemacht, die Forderung der Lebenslenkung durch weises Wohlwollen als Gesetz der staatlichen Ordnung aufzustellen. Der Herrscher soll der aufgeklärte Vater des Volkes sein, der als der vernünftige und gute Wille die Masse des unmündigen Volkes leitet, Gesetzgeber zugleich und Vollzieher der Gesetze. So wirkt er als die Verkörperung Gottes auf Erden, und wie nach Leibniz die bestehende Welt die beste aller möglichen ist, so gedeiht auch das Land eines solchen Herrschers so gut, wie ein irdisches Land überhaupt gedeihen kann: der Aberglaube wird bekämpft, die Macht der Kirche beschränkt; die Kinder werden zur Weisheit erzogen; Toleranz, Freiheit des Denkens und Handelns herrscht; die Gewerbe blühen; das Volk ist glücklich.

Die Geschichte ist nicht den Weg gegangen, den Wieland ihr gewiesen hat. Wieland hat wahrnehmen müssen, wie jene

Mächte, die er ein Leben lang bekämpft, gegen den Schluß des Jahrhunderts hin mit blindem Aberglauben die Köpfe umnebelten. Seitdem Hamann, Herder, Lavater und der junge Goethe aufs neue die irrationalen Kräfte geweckt und die Fruchtbarkeit der Leidenschaft gegen die Ordnung der Vernunft aufgerufen, steigert sich die Vernunftfeindlichkeit zum Glauben an Gespenster und Geister. Schillers 'Geisterseher' zeigt die gefährliche Verwirrung, die dieser Gespensterglaube in schwachen Köpfen anrichtete, und die Kirchen suchen am Schlusse des Jahrhunderts diese mystische Welle in ihr Bett zu lenken. Jetzt fühlte Wieland sich durch den „Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben," gedrungen, den Kampf für die Klarheit der Vernunft in die Verwirrung des religiösen Lebens hineinzutragen. Wie soll man, das ist die Frage, mit der sich die Schriftsteller der Aufklärung immer wieder auseinandergesetzt haben, den schwärmerischen Glauben an übersinnliche Mächte, wie er im besondern das Wunder schafft, beurteilen? Wieland hätte nicht der bewegliche und wahrhafte Denker sein müssen, wenn er nicht mit fortschreitender Zeit seine Ansichten gewandelt hätte. In dem Roman 'Peregrinus Proteus' (zu Ende der achtziger Jahre entstanden) stellt er den religiösen Schwärmer durchaus als den haltlosen und blinden Menschen dar, den andere zu ihren eigennützigen Zwecken mißbrauchen, weil er die Kräfte seines eigenen Ich nicht kennt. Während er meint, in die Mysterien der Venus Urania eingeweiht zu werden, wird er das Opfer einer irdischen Buhlerin. Später benutzt ein christlicher Bischof seinen sittlichen Fanatismus, um durch ihn große Finanzoperationen durchzuführen. Schließlich bleibt ihm nichts anderes übrig, als, angeekelt von dem Treiben der Welt, durch den Feuertod aus dem Leben zu scheiden — auch dies ein Irrwahn: er meint dadurch die Menschen zu erlösen.

Zehn Jahre später hat Wieland in dem Roman 'Agathodämon' (1799) das Problem neu gewandelt. Der Neupythagoräer Apollonius von Tyana, dessen Leben er darin schildert, ist ihm nun nicht mehr ein durch die Arglist der andern betrogener Schwärmer, sondern selber ein Betrüger. Aber ein Be-

trüger, der das Leben und die Menschen kennt, der um die Macht des Irrglaubens weiß und weise genug ist, sie in den andern anzuerkennen und, da sie nun doch einmal da ist und die Gemüter beherrscht, sie zu heiligen und zu guten Zwecken zu benützen. Will das Volk Wunder, so soll es sie haben, wenn es nur durch sie gebessert wird oder Vorteile hat. Thessalische Bauern, Bewohner eines versumpften und steinigen Landstriches, beschuldigen einen Nachbarn, er habe ihnen ihre Äcker verhext. Agathodämon gibt ihnen Recht, in der Tat liegt ein Zauber auf ihren Feldern, ein milchweißer Stein. Sie sollen nach ihm graben und mit ihm alle andern Steine ausheben, die der weiße nicht in seiner Nähe duldet. Mit den ausgegrabenen Steinen sollen sie die Sümpfe ausfüllen. Sie werden den weißen nie erlangen; denn er sinkt jedes Jahr einen Fuß tiefer in den Boden. Aber je tiefer sie graben, um so fruchtbarer wird ihr Land werden. Sie gehorchen ihm, und das Wunder, das scheinbare Wunder, tut seine Wirkung.

Auch in dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit bekennt sich Wieland schließlich als Sohn der Aufklärung. In seiner Jugend hatte er, in den 'Briefen Verstorbener', die Abgeschiedenen ihr himmlisches Leben den Hinterbliebenen schildern lassen. Es hat auch zu Ende der siebziger Jahre eine Zeit gegeben, wo er geneigt war, an die Möglichkeit des Verkehrs der Seelen Verstorbener mit Lebenden zu glauben. 1788 starb Julie v. Bondeli in Bern, seine einstige Seelenfreundin und Verlobte. Gerade zur Zeit ihres Todes hatte er seiner Frau mit besonders heller Erinnerung von ihr erzählt. Als er die Nachricht von ihrem Tode erfuhr, bildete er sich ein, daß Juliens Geist ihm damals besonders nahe gewesen sei. Aber ein Vierteljahrhundert später, als er in seinen Gesprächen 'Euthanasia' (1805) die Frage wieder aufgriff, lehnt er die Möglichkeit der persönlichen Unsterblichkeit und den Verkehr mit Geistern ab. Leib und Seele sind eins, und mit dem Sterben des einen geht auch die andere dahin. Höher als die Athanasia, die Unsterblichkeit, steht die Euthanasia, das schöne Sterben aus dem guten Gewissen eines sittlich verbrachten Lebens.

Als Wieland den 'Peregrinus Proteus' veröffentlicht hatte,

schrieb Friedrich Schlegel seinem Bruder im Oktober 1791: „Wenn ich erwäge, was für ein Kunstwerk die Geschichte eines Schwärmers sein könnte, so hat Wieland sehr wenig davon geleistet.“ Schon hier scheiden sich die Generationen. Schon hier erkennt derjenige, der berufen war, in das aufstrebende Geschlecht der Romantiker die stärksten Samenkörner zu werfen, die Kluft, die sie von Wieland und der Aufklärung schied. 1799 hat dann Wilhelm Schlegel im zweiten Bande des 'Athenäums' jene berüchtigte Konkurserklärung über Wielands literarisches Werk veröffentlicht, die beweist, daß Wielands Zeit vorbei war. Schlegel warf ihm plagiatorische Ausbeutung alter und neuer Schriftsteller vor aus Mangel an schöpferischem Talent, Lüsternheit und matte Weitschweifigkeit. Wirklich, es war eine Weltwende. An dem Beispiel Goethes und Shakespeares dachten sich die jungen Romantiker in eine „progressive Universalpoesie“ hinauf, eine Dichtung von kosmischer Beziehungsweite und mystischer Tiefe, von lyrischer Hingerissenheit und überlegenster Vernunft. Auch Friedrich Schlegel pries die Ironie. Aber seine Ironie ist etwas anderes, Umfassenderes als die Wielands. Es sollte die völlige geistige Freiheit des Künstlers über seinem Werke sein, nicht ein psychologisches Spielen, auf dem Grunde moralischer Selbstbehauptung gewachsen, vielmehr, aus metaphysischen und kosmischen Höhen stammend, etwas Inbrünstig-Schöpferisches, der geistige Raum, worin das Werk in stetem Gleichgewicht schwebt wie die Weltkörper in der Unendlichkeit des Äthers, und zugleich der göttliche Geist, der die Weltkörper in den Raum gestellt und als ihr Gesetz bewegt. Wieland war nicht so unbescheiden. Er begnügte sich mit menschlichen Kräften und mit irdischen Maßen.

Und wir? Hat er uns heute noch etwas Wesentliches zu sagen? Die Antwort kann nicht ein freudiges und bedingungsloses Bekenntnis zu ihm sein, mindestens nicht für den Durchschnitt der Gebildeten. Aber was heißt Bildung? Es heißt, sein Ich behaupten im Kampfe des Tages, sein Leben so lenken, daß es reif wird, der Gemeinschaft zu dienen, selbstdenkende Einsicht in die Gesetze des Lebens. Dazu aber gehört das Wissen um das, was geworden und wie es geworden ist. Alles Schaffen

geschieht mit dem Blick nach rückwärts und dem Blick nach vorwärts. Wir können das tätige Wollen des Tages, die drängende Sehnsucht der Zukunft nicht verstehen ohne die Kenntnis des Vergangenen. Die Verdammung der Aufklärung ist heute ein billiges Schlagwort. Wissen die, die es gedankenlos nachschwatzen, was die Aufklärung war? Was sie dem deutschen Leben Großes geschenkt hat? Ich glaube, wenn man ihnen die Wahl eröffnete, aus den lichten Sälen der Aufklärung in die dumpfen Gelasse der früheren Zeit hinunterzusteigen, sie würden laut genug nach Luft und Licht rufen und sogar das hinnehmen, was unvoreingenommene Einsicht heute an der Aufklärung als flach und dürr ablehnt, ablehnen muß.

Wieland gehört zu den edelsten und klarsten Geistern der Aufklärung, zu den stärksten und wirkungsvollsten Verbreitern ihres vornehmsten Gedankengutes. Jugendlicher Übereifer hat ihn mehr als einmal einen Undeutschen gescholten. Er ist das nicht. Aber beweglich und weitgespannten Geistes, wollte er die Deutschen seiner Zeit aus engen Stuben der Hausbackenheit und Nüchternheit hinausführen in die Weite weltbeherrschender Geistigkeit. Er wollte sie, selber ein klarer und gütiger Mensch, lehren, über den Wechselfällen des Schicksals zu stehen. Vieles von dem, was er gelehrt, ist als unverlierbares Gut in unsere Bildung eingegangen. Ihn darum vergessen, weil er uns in eigentlichem Sinne nichts mehr nützt, wäre häßlicher Undank. Lassen Sie uns lieber zum Schlusse das Bild beschwören, das Goethe hier in dieser Stadt bei der Gedenkfeier des Toten am 18. Februar 1813 gezeichnet hat:

„Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publikum Rücksicht nehmen und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird umso interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften

verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmütig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch tut, zu tun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen."



48. Jahresbericht

(Berichtsjahr 1932/33)



Vorstand
und
Ortsausschuß der Goethe-Gesellschaft
zu Beginn des Berichtsjahres 1933/34

Vorstand

Präsident

Professor Dr. Julius Petersen, Berlin-Wannsee

Vizepräsidenten

Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig-Gohlis

Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe- und Schiller-Archivs, Weimar

Vorstandsmitglieder

Professor Dr. Ernst Bertram, Köln-Marienburg

Dr. h. c. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz

Professor Dr. Carl J. Burckhardt, Basel

Professor Dr. Werner Deetjen, Direktor der Landesbibliothek Weimar, Weimar

Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar

Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart

Dr. Fritz Klein, Schriftsteller, Berlin

Rechtsanwalt Dr. Hermann Kleinschmidt, Hamburg

Walter v. Molo, Schriftsteller, Berlin-Zehlendorf

Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Planck, Berlin-Grunewald

Oberregierungsrat a. D. Professor Dr. Eduard Scheidemantel, Weimar

Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin-Dahlem

Geh. Rat Professor Dr. Karl Voßler, München

Sektionschef a. D. Baron Wilhelm v. Weckbecker, Wien

Ortsausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf

Schatzmeister: Stadtfinanzrat Leopold Eisele, Direktor der Städt. Sparbank

Schriftführer: Bibliothekar Dr. Alfred Bergmann

Bankdirektor a. D. Hans Adlung

Prof. Dr. Werner Deetjen

Prof. Dr. Max Hecker, Archivar am Goethe- und Schiller-Archiv

Viktor Graf Henckel von Donnersmarck

Dr. Heinrich Lilienfein, Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung

Oberreg.-Rat a. D. Prof. Dr. Eduard Scheidemantel

Generalintendant Dr. Ernst Nobbe

Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius

Prof. Dr. Hans Wahl

Liste

der

Ortsgruppen der Goethe-Gesellschaft und ihrer Vorsitzenden

1. **Berlin:** Dr. h. c. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz, Albrechtstraße 33
2. **Chemnitz:** Studienrat Professor Dr. Otto Happach, Weststraße 56
3. **Dresden:** Ministerialrat Professor Dr. E. Menke-Glückert, Dresden-Blasewitz, Hochuferstraße 14
4. **Essen/Ruhr:** Buchhändler Erich Haake, Viehhoferstraße 16
5. **Hamburg:** Rechtsanwalt Dr. Hermann Kleinschmidt, Kellinghusenstraße 20
6. **Hannover:** Staatsanwaltschaftsrat Dr. Max Döring, Hannover-Waldhausen, Brandesstraße 10
7. **Jena:** Oberstudiendirektor Dr. Benno v. Hagen, Reichardtstieg 3
8. **Königsberg/Pr.:** Geheimer Regierungsrat Willy Preuß, Neue Dammgasse 12
9. **Leipzig:** Professor Dr. Hermann August Korff, Leipzig-Gohlis, Montbéstraße 21
10. **Weimar:** Sanitätsrat Dr. Walther Vulpius, Hoffmann v. Fallersleben-Straße 2
11. **Goethe Society of America:** Prof. Emanuel de Marnay Baruch, New York 57 East 77 Street.

Geschäftsbericht 1932/33

erstattet in der Hauptversammlung am 9. Juni 1933

Dem satzungsmäßigen Zweck unserer Gesellschaft, Goethes Wesen und Werk unserem Volke immer näherzubringen und die mit Goethe und seinen Mitstrebenden verknüpfte Literatur und Forschung zu pflegen, dienen in erster Reihe unsere jährlichen Buchveröffentlichungen, die zu Goethe und der klassischen Literatur in Beziehung stehen sollen. Der gewohnte Rhythmus im Erscheinen dieser Publikationen war im Vorjahr ja dadurch unterbrochen, daß die 'Schrift' für 1932: 'Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit' von Franz Koch, Wien, als eine Art Auftakt zur Reichsgedächtnisfeier schon im Frühjahr, statt wie üblich erst zu Weihnachten 1932 herauskam. Im August erschien das 'Jahrbuch'. Es enthielt, abgesehen von dem Sprangerschen Vortrag über 'Goethe als Greis' und den üblichen Verwaltungsberichten, ausschließlich eine Sammlung der wesentlichen Vorträge der Reichsgedächtniswoche mit einigen die Feiern des 22. März betreffenden Bildern. Da es somit im Zeichen der Weltgedenkfeier zu Goethes 100jährigem Todestage stand, erlaubten wir uns, dem Schirmherrn dieser Feier, Herrn Reichspräsidenten v. Hindenburg, ein Stück dieses 'Jahrbuchs' zu verehren und erhielten freundlichen Dank.

Das 'Jahrbuch' für dieses Jahr soll wiederum Ende August herauskommen, und zwar wenn möglich — aus Gründen der Portoersparung — zusammen mit der Schrift für 1933. Als solche ist in Aussicht genommen ein anmutiges Büchlein mit einer Reihe von Bildern zu Goethes 'Werther' von Schubert aus dem Jahre 1787, die im Archiv der Meißner Porzellanmanufaktur vor kurzem aufgefunden worden sind und von uns zuerst veröffentlicht werden.

Unsere Zusage, daß der Schlußband zu Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer nun bestimmt im Januar 1933 kommen werde, haben wir halten können. Der 'Meyer IV', von Max Hecker herausgegeben, ist erschienen und hat den Beifall der Sachverständigen gefunden. Die auf Subskription zu *RM* 5,50 aufgelegten 1000 Exemplare sind größtenteils abgesetzt.

Für 1933 war bekanntlich auch ein Band Register zu den ersten 15 Bänden unseres 'Jahrbuchs' vorgesehen. Da der Vorstand inzwischen beschlossen hat, dieses Register gleich auf die 20 Bände zu erstrecken, die bis 1934 erschienen sein werden, so verschiebt sich die Herausgabe bis 1935, wo dann auch dieser Band zur Subskription aufgelegt werden soll.

Um den Absatz unserer älteren Veröffentlichungen im Mitgliederkreise zu heben, hatten wir den Preis dieser restlichen Bestände im allgemeinen erheblich herabgesetzt; es sind denn auch 375 'Schrift'-Bände und etwa 100 'Jahrbücher' abgesetzt worden. Auf weitere fortlaufende Einschränkung unseres großen Bücherlagers wird auch künftig Bedacht zu nehmen sein.

Noch einige Worte zur Förderung von Werken dritter Autoren durch uns. Zu dem Werke 'Der Minister Goethe vor der Römischen Reise. Seine Tätigkeit in der Wegebau- und Kriegskommission' von Hans Bürgin hatten wir einen Druckkostenzuschuß gewährt und dagegen eine Anzahl Stücke übernommen, die wir an unsere Mitglieder zum Selbstkostenpreis von *RM* 7,— abgeben. Auch von den schon im letzten Jahresbericht erwähnten Zelterliedern haben wir noch Stücke zu dem günstigen Vorzugspreis von 2,50 *RM* portofrei für unsere Mitglieder. Hingewiesen seien diese weiter auf das 'Welt-Echo des Goethejahrs' von Alfred Bergmann, das wir auch zum Vorzugspreis abgeben können. — Im Interesse der Sache haben wir schließlich dem Verlag von Breitkopf & Härtel beim Absatz des dort im Winter erschienenen 'Goethes Leipziger Liederbuch aus dem Jahre 1769' in unserem Kreise erhebliche Beihilfe geleistet.

Das bei der Thüringer Historischen Kommission in Arbeit befindliche amtliche Karl August-Werk förderten wir durch Gewährung eines einmaligen Zuschusses von 1000 *RM*.

Die japanische Goethe-Gesellschaft (Nihon Goethe Kyokai) erfreute uns durch Zusendung des prachtvoll ausgestatteten ersten Bandes ihres Jahrbuchs, der von herzlichen und freundschaftlichen Gruß- und Dankesworten des Schriftleiters Professor Sukiyama in Kyoto begleitet war. Der 'Wiener Goetheverein' schickte den neuesten Band seiner 'Chronik' mit wertvollen Aufsätzen über die vorjährige Wiener Goethegedächtnisfeier und unsern heimgegangenen Freund Hofrat Payer von Thurn. Von der Wilhelm Busch-, Schopenhauer- und Kleistgesellschaft erhielten wir ihre laufenden Veröffentlichungen im Austausch gegen die unseren. Auch mit dem 'Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen' in Prag stehen wir im Austauschverhältnis, und der 'Bücherei der Deutschen' in Reichenberg in Böhmen verehren wir unsere Neuerscheinungen.

Gerade im Vorjahr schickte man uns natürlich zahllose Bücher und Broschüren aus allen Teilen der Welt, die wir meist unserer Bücherei im Goethe- und Schiller-Archiv überweisen konnten, wobei sich allerdings die Anlegung einer Ecke für „Kuriosa" nötig machte.

Für den 'Deutschen Schillerbund' in Weimar wurde eine Ehrengabe von 100 *RM* in den diesjährigen Etat eingestellt.

An einer Goethegedächtnisausstellung, die im September 1932 in Buenos Aires eröffnet wurde, beteiligten wir uns durch Hingabe von Publikationen. — Mit der Karl Schurz Memorial Foundation in Philadelphia korrespondierten wir in Sachen eines von ihr veranstalteten studentischen Preisausschreibens.

Eingeladen wurde unsere Gesellschaft u. a. von der Stadt Köln für Juli vorigen Jahres zur Eröffnung der dortigen Ausstellung 'Goethe auf dem Theater'. Ferner von Ilmenau, zunächst zu einer Feier im Anschluß an unsere vorige Hauptversammlung im Mai; dann zum 28. August 1932 zu einer abschließenden Feier mit Einweihung eines Goethebrunnens auf dem Ilmenauer Friedhof, einer Weihestunde am Grabe Corona Schröters und einem Trachtenfest aus der Goethezeit auf Gabelbach. Frankfurt a. M. endlich bot die glanzvollen Festtage zu Ende August, mit denen die offizielle Goethe-Jahrhundertfeier zum Abschluß kam.

Einladungen kamen ferner aus den böhmischen Städten Elbogen, Bilin, Asch und Turn zur Weihe von Goethedenkmälern, -brunnen, -plaketten, und von der Landesbibliothek in Graz zur Eröffnung einer Roseggerausstellung.

Einem Ausschuß, der in Rovereto in Südtirol zum Gedächtnis an Goethes dortigen Aufenthalt im Jahre 1786 einen Denkstein aufstellen will, stifteten wir einen Beitrag.

Wir beteiligten uns weiter an einer Abschiedsgabe für den aus Weimar scheidenden Generalintendanten Dr. Franz Ulbrich in Form einer ihm von Freunden überreichten Porträtbüste. Wir haben mit dem stets hilfsbereiten und entgegenkommenden Theaterleiter auch einen bewährten Mitarbeiter im Ortsausschuß verloren.

Geburtstäger waren mehrfach zu feiern. Aus dem Kreise unserer eigentlichen Mitarbeiter hatten wir Herrn Spranger zum 50., die Herren v. Biedermann und Planck zum 75. Geburtstag zu begrüßen; wir beglückwünschten Gerhart Hauptmann zum 70., unsern so oft freundschaftlich bewährten Musikbeirat Max Friedlaender zum 80. Geburtstag. Hilfreich war uns auch Herr Karl Weißer vom Insel-Verlag, dessen 60. Geburtstag wir zum Anlaß nehmen konnten, für oft erteilten sachverständigen Rat bei unseren Veröffentlichungen zu danken.

Des Heimganges unseres lieben Freundes Strunk und der Herren Payer v. Thurn und Robertson hat schon unser Vorsitzender gedacht. Auch der Begründer und treue Hüter und Mehrer des Goethe-Friederike-Museums in Sesenheim, „Papa Gillig", dessen 85. Geburtstag wir im Vorjahr noch mit feiern konnten, ist nun heimgegangen. Ehre dem Andenken des wackeren alten Schreinermeisters und Gastwirts, dessen Werk seine betagte Witwe fortsetzen will.

Kranzspenden mit Widmungsschleifen in Goethischem Blau-Weiß wurden u. a. niedergelegt bei dem Festakt in Goethes Geburtszimmer am 28. August 1932 durch unsern Herrn Präsidenten; ferner zu Zelters 100. Todestag am 15. Mai 1932 bei der Feier der Berliner Liedertafel an Zelters Grab durch Geheimrat Friedlaender und zum 100. Todestage Heinrich Meyers am 14. Oktober 1932 durch mich an seinem Grabe auf dem Weimarer Friedhof.

Im Stabe unserer Mitarbeiter waren einige Veränderungen zu verzeichnen. Mit Ende 1932 hat Professor Max Hecker das fast 10 Jahre verwaltete Amt des Schriftführers wegen starker Inanspruchnahme durch berufliche Arbeit niedergelegt; Nachfolger wurde Dr. Alfred Bergmann, Bibliothekar am Goethe- und Schiller-Archiv, als guter und getreuer Nachbar unserer Verwaltung seit längerem wohlbekannt. Gleichzeitig schied Herr Stadtrat a. D. Gustav Raumer wegen vorgerückten Alters aus dem ebenfalls fast 10 Jahre verwalteten Amt des Rechnungsführers. Dem treuen und gewissenhaften Mitarbeiter verehrten wir beim Abschied die schöne Schadowsche Goethemedaille mit freundschaftlicher Widmung. Nachfolger wurde Herr Dyroff von der Städtischen Sparbank. — Die Einstellung einer weiteren Dame für einige Stunden am Tage in der Geschäftsstelle wurde trotz gebotener Sparsamkeit unvermeidlich, weil Korrespondenz und Zahlungsverkehr infolge der Wirtschaftsnot immer schwieriger und verwickelter geworden sind.

Unseren in der Geschäftsstelle wirkenden Mitarbeitern für ihre treue und unermüdliche Tätigkeit wärmstens zu danken, ist mir auch diesmal ein herzliches Bedürfnis!

Es ist mir eine Freude und Ehre, auch zu dieser Tagung eine stattliche Anzahl — über 100 — deutscher und ausländischer Studierender begrüßen zu dürfen. Vertreten sind die Hochschulen Halle, Jena, Kiel, Königsberg, ferner Danzig, Prag, Wien und Zürich. Schon mehrmals konnten wir deutschen Studenten in der Pfingstwoche die Wege nach Weimar ebenen; diesmal sind wir dem Auswärtigen Amt in Berlin

zu wärmstem Dank verpflichtet für eine Gabe, die uns auch die Einladung ausländischer Studenten wesentlich erleichtert hat.

Aus dem Finanzdepartement wird unser Herr Schatzmeister über Jahresrechnung und Vereinsvermögen berichten. Die Einnahme aus Mitgliederbeiträgen läßt heuer leider noch zu wünschen übrig; der unter Zugrundelegung eines Bestandes von 3700 zahlenden Mitgliedern errechnete Etatbetrag wird schwerlich erreicht werden. Der Frage einer zielbewußten Mitgliederwerbung muß die größte Beachtung zugewendet werden. Eine im Januar von uns eingeleitete kleinere Werbeaktion brachte zwar eine Anzahl neuer Mitglieder, aber damit sind die Ausfälle keinesfalls auszugleichen, die wir durch den allmählichen Abgang unserer ältesten Generation erleiden und durch zahlreiche Austritte, die fast immer mit schwerer wirtschaftlicher Not begründet werden. Auch die erhoffte Wirkung der 25%igen Herabsetzung des Mitgliedsbeitrages war nicht stark genug, die Ungunst der Gesamtlage zu überwinden. Immerhin erfreuten uns, meist wiederholt, auch diesmal verschiedene Mitglieder durch erhöhte Beitragsleistung, worunter nur genannt seien: Herr Ernst Maaß, Berlin, der A.H.-Verband farbentragender Sängerschaften (Weimarer C.C.), Herr F. A. Buncke in Zeyst mit je 50 *RM*; H. A. Kupper in Arlington, U.S.A., mit 40 *RM*; Geheimrat Steinthal, Berlin, und Staatsministerium Stuttgart mit je 30 *RM*. — Als erfreuliche Spende erhielten wir den Betrag von 50 Dollar, die Professor Richard Jente von der Washington University in St. Louis, ein früherer Hörer unseres Präsidenten, bei einer dortigen Goethefeier zusammengebracht hat.

Herzlich danke ich allen verehrten Gebern namens unserer Gesellschaft, und ich richte an alle unsere Mitglieder die Bitte, unsere Bemühungen um Erhaltung eines ausreichenden Mitgliederbestandes nach Kräften zu fördern. Unsere Ausgaben bestehen zum großen Teil in festen laufenden Zuschüssen, deren Wegfall die Verwaltungen verschiedener klassischer Stätten Weimars sehr empfindlich treffen würde. Auch der jetzige ansehnliche Stand unserer Veröffentlichungen ist an eine relativ hohe Auflage gebunden, weil sonst die Kosten des einzelnen Bandes zu hoch würden. Je geringer die Mitgliederzahl, desto teurer wird schließlich verhältnismäßig auch die Verwaltung.

Nicht ganz ohne Hintergedanken haben wir deshalb auch unsere diesjährige Mitgliedskarte mit einem Appell versehen, der in den Worten der Goethischen Maxime liegt: „Es ist nicht genug, zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug, zu wollen, man muß auch tun!" Nur dann, wenn wir alle vom rein platonischen Wissen und Wollen zum resoluten Tun vorschreiten, nur dann vermag unsere Gesellschaft den ihr vorgezeichneten bedeutsamen Aufgaben dauernd gerecht zu werden, auf daß das schöne Wort unseres lieben alten Eckermann immer mehr zur Wahrheit werde:

„Und so gehen denn alle wissenschaftlich und künstlerisch Strebenden bei reichbesetzten Tafeln seiner Werke zu Gaste, und in ihren Wirkungen zeugen sie von der allgemeinen Quelle eines großen Lichtes und Lebens, aus der sie geschöpft haben."

Ortsgruppenberichte für 1932/33 sind eingegangen aus Chemnitz, Hamburg, Hannover, Königsberg, auch ein englischer Bericht der Goethe Society of America.

Aus diesen Berichten sei folgendes auszugsweise wiedergegeben:

1. Chemnitz: Am 26. Oktober 1932 kehrten wir 'Im Salon der Schopenhauerin' ein und sahen manchen bekannten Gast ein- und ausgehen. Am 23. November zeigte ein umfangreicher Lichtbildervortrag 'Wie sah Goethe aus?' Am 14. Dezember feierte die Ortsgruppe zum ersten Male ein geselliges Beisammensein an Stelle eines Vortrages. Klaviervorträge und ein Stimmungsbericht über die Veranstaltungen der Gedächtniswoche sowie die Hauptversammlung, von Frau Gruner gegeben, umrahmten das Spiel 'Paläophron und Neoterpe', von Mitgliedern und Freunden der Ortsgruppe trefflich dargestellt. Am 25. Januar 1933 nahmen wir Anteil am Schicksal 'Ottiliens von Goethe und der Ihren'. Alle diese Vorträge bot der 1. Vorsitzende der Ortsgruppe, Professor Happach. Lehrer Roßberg beschenkte die Versammlung mit einem Vortrage 'Goethe und Zelter, eine Freundschaft', Konzertsänger H. Simmel fügte Zeltersche Lieder dazu. Die 'Kleine Nachtmusik' Mozarts leitete die Jahresfeier der Ortsgruppe im Kaufmännischen Vereinshaus am 23. März ein: Frau Mayerhoff-Wittich trug die 'Zueignung' vor, Schubert und Mozart schlossen den I. Teil ab. Im II. stand die Festrede des 1. Vorsitzenden über 'Im alten Frankfurt zur Goethezeit', sie wurde unterbrochen durch entsprechende Stellen aus Briefen, aus 'Dichtung und Wahrheit' sowie der 'Theatralischen Sendung', die Frau Mayerhoff vortrug, so daß ein lebendiges Bild der Knabenheimat entstand. Haydns 'Kaiserquartett' beschloß die gutbesuchte Feier. — Das Schicksal der Schwester Goethes trat den Mitgliedern im Vortrag des 26. April entgegen: 'Cornelia, ein Frauenschicksal'; am 23. Mai wurde die Winterarbeit der Ortsgruppe abgeschlossen durch den Vortrag 'Minchen Herzlieb und die Wahlverwandtschaften' des 1. Vorsitzenden. Damit vollendete sich ein Kranz von Vorträgen mit dem Gesamttitel 'Im Schatten des Titanen'. Die Mitgliederzahl hielt sich dank treuem Zusammenstehen auf etwa 60; ihre Ämter versahen, von der Versammlung wieder betraut, als 1. Vorsitzender Professor Happach, als 2. Frau Elisabeth Neubert, als Bücherwart Fräulein Sachse.

2. Hamburg: Die Hamburger Goethegedächtnisfeier am 22. März 1932 wurde von unserer Ortsgruppe gemeinsam mit der des 'Deutschen Schillerbundes' unter hervorragender Mitwirkung des Vorsitzenden dieser letzteren, Professor Dr. Geppert, ferner des Herrn Professor Dr. Petsch als Festredners, des regierenden Bürgermeisters Herrn Dr. Karl Petersen und des Generalmusikdirektors Herrn Dr. Karl Muck mit schönstem Gelingen durchgeführt bei folgender Vortragsfolge:

1. Rhapsodie aus Goethes 'Harzreise im Winter' für eine Altstimme, Männerchor und Orchester von Johannes Brahms, op. 53.
2. Ansprache Sr. Magnifizenz des regierenden Bürgermeisters Dr. Karl Petersen.
3. Gedenkrede von Dr. Robert Petsch, o. ö. Professor der Universität Hamburg.
4. 'Egmont-Ouverture' von Ludwig van Beethoven.

Musikalischer Teil: das Philharmonische Orchester und der Hamburger Lehrer-Gesangverein unter Leitung des Generalmusikdirektors Dr. Muck.

Solistin: Emmy Leisner, Berlin.

Den Beschluß des Feiertags machte eine vorzügliche Aufführung des 'Torquato Tasso' im Deutschen Schauspielhause. Ihr ging ein Vorspruch voran, den unser Hamburger Dichter Robert Walter gedichtet und der Direktor Karl Wüstenhagen gesprochen hat.

An den Arbeiten für die Sammlung zugunsten der Geburtsstätte Goethes waren der 1. Vorsitzende und der 1. Schriftführer der Ortsgruppe wesentlich beteiligt.

Nachdem der Beitrag von der Hauptgesellschaft in Weimar für das Jahr 1933 von *RM* 12,— auf *RM* 9,— herabgesetzt worden ist, hat die Vorstandssitzung am 23. September des Jahres beschlossen, den Ortsgruppenbeitrag von *RM* 5,— auf *RM* 3,— im Vorwege zu ermäßigen.

Weitere Vorträge im Berichtsjahr:

1. Herr Dr. Thyssen (Hamburg) am 16. Januar 1932: 'Krisenjahre des Genies'.
2. Herr Friedrich Castelle am 24. Februar 1932: Vortrag und Rezitation 'Raabe und Goethe'. (Auf Einladung der 'Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes' in Hamburg.)
3. Herr Professor Dr. Richard Alewyn (Berlin, jetzt Heidelberg) am 19. Juli 1932: 'Der Sinn der Werther-Krise'. (In Gemeinschaft mit der Philologischen Fachschaft an der Hamburgischen Universität.)
4. Herr Dr. Ludwig Kiehn (Hamburg) am 11. November 1932: 'Goethes Begriff der Bildung'.

An den Theatervorstellungen, die die Ortsgruppe Hamburg des 'Deutschen Schillerbundes' veranstaltet hat (Schauspiel und Oper), konnten unsere Mitglieder zu den ermäßigten Preisen teilnehmen.

3. Hannover: 29. August 1932: Goethe-Geburtstagsfeier. Vortrag von Johann Frerking (Hannover): 'Goethe und wir.' Rezitation: Lektor Paul Paschen (Hannover). Musikvorträge des Orchesters des Altherrenverbandes des Goethe-Gymnasiums. — 11. November 1932: Professor Dr. Wilhelm Böhm (Hannover): 'Goethe und die Frauen.' — 20. November 1932: Morgenfeier. Rezitationen aus Goethes Werken durch Lektor Paul Paschen. — 29. November 1932: Kirchenrat Dr. Walter Lampe (Hannover): 'Der unbekannte Goethe.' Rezitationen: Frau Emmy Backhaus und Werner Krynitz. Gesangvorträge: Frau Emely Schade, Fräulein Elisabeth Mühry. — 7. Februar 1933: Frau Alfriede Marioth (Hildesheim): 'Goethe im Bildnis' (mit Lichtbildern). Rezitationen: Werner Krynitz. — 7. März 1933: Rechtsanwalt Dr. Domke (Berlin): 'Goethe und Lichtenberg, Dilettant und Fachmann'. — 31. März 1933: Professor Dr. Georg Minde-Pouet (Berlin): 'Kulturpolitik unserer Zeit'. — 28. April 1933: Dr. Herbert v. Einem (Hannover): 'Goethes Kunstphilosophie.'

Am 2. Juli 1932 besuchten wir die Aufführung des 'Faust' (I. Teil) auf der Goethe-Freilichtbühne in Porta (Westfalen). Im Sommer 1932 unternahmen wir Ausflüge nach Wiedensahl zum Geburtshause Wilhelm Buschs und zur Besichtigung des Mustergutes Domäne Ruthe bei Sarstedt, im Herbst 1932 einen Ausflug nach Misburg bei Hannover zu dem v. Beaulieu-Marconnayschen Forsthause, in dem unser Ehren-

mitglied Geheimrat Dr. Hermann Schmidt uns durch einen Vortrag über die Familie v. Beaulieu-Egloffstein bei dem genius loci einführte.
Unsere Arbeitsgemeinschaft setzte im Winter an sechs Abenden die Erläuterungen des 'Faust' (II. Teil, 1. und 2. Akt) fort.

4. Königsberg: Am 10. Mai 1932 fand die satzungsmäßige Mitglieder-Hauptversammlung im kleinen Sitzungssaale des Regierungsgebäudes statt, in der Herr Studienrat Dr. Schroeter über die von ihm besuchte Weimarer Festwoche und alle ihre Veranstaltungen im März 1932 sehr anschaulich und interessant berichtete.
Im Oktober 1932 führte Fräulein Maria Schade das 'Puppenspiel von Dr. Faust' in der von Oskar Schade herausgegebenen Weimarer Fassung auf.
Am 3. Dezember 1932 hielt Herr Studienrat Dr. Wahnes (Gumbinnen) in der Gesellschaft 'Börsenhalle' für deren Mitglieder sowie für unsere einen Vortrag über 'Goethe in Weimar' unter Vorführung einer großen Reihe von Lichtbildern, die von dem wissenschaftlichen Lichtbild-Institut in Weimar zusammengestellt waren.
Am 2. März 1933 endlich fand (unter Beteiligung des hiesigen 'Goethe-Bundes' und der hiesigen 'Kgl. Deutschen Gesellschaft') in einem großen Hörsaal der Universität ein Vortrag von Herrn Dr. Federmann von der Technischen Hochschule in Charlottenburg über 'Goethe als Zeichner' statt.
Auf Anregung von Herrn Dr. Ludwig Goldstein hier hat die Ortsgruppe aus ihrer Kasse 40 *RM*, zu der noch eine persönliche Spende des Herrn Dr. Goldstein dazugekommen ist, für Beschaffung einer Gedenktafel an dem Grabmal der Jenny v. Gustedt in Gr. Legitten, Kr. Labiau, dem Kirchdorfe ihres Sterbeortes, Rittergutes Lablacken, beigetragen.

5. Über die Tätigkeit der Goethe Society in New York in der ersten Hälfte des Vorjahres wurde schon im letzten Jahrbuch (S. 221) eingehender berichtet. Inzwischen ist die eine der dort erwähnten Goethebüsten (ein älteres Werk des Bildhauers Fischer) am 26. November 1932 im Bryant Park in New York in Gegenwart des deutschen Botschafters und des Mayors von New York, Herrn Mc Kee, enthüllt und in den Schutz der Stadt zu Händen des Mayors übergeben worden, wobei die genannten Herren und der Präsident der Society Emanuel de Marnay Baruch Ansprachen hielten.
Die Aufstellung einer weiteren Goethebüste, einer Vergrößerung der Rauchschen Büste, die ein Weimarer Künstler durch unsere Vermittelung geschaffen hat, wurde der Society durch den Amerikanischen Kongreß für die Bundeshauptstadt Washington genehmigt.
Ferner wird mitgeteilt, daß neben dem Zweigverein in Montreal (Kanada) ein solcher auch für Maryland und den Distrikt von Columbia gegründet werden konnte unter Führung der Professoren Feise und Kurrelmeyer.
Es folgen Berichte der Goethegedächtnisfeiern der beiden neugegründeten Gruppen, über die monatlichen Sitzungen der New Yorker Society und die Neugründung einer „Schiller-Sektion", schließlich über die Herausgabe eines Bandes „Goethes Verse and Aphorism", Herausgeber Professor Bruns, Univ. Wiskonsin, mit deutschem und englischem Text.

Dr. M. Donndorf.

Rechnungsabschluß für 1932

Der Rechnungsabschluß für das Jahr 1932 ergibt ein günstiges Bild. Die Einnahmen gliedern sich wie folgt:

1. Jahresbeiträge der Mitglieder	46 602,77	*RM.*
2. Erlös aus früheren Veröffentlichungen	3 393,65	„
3. Zinsen von Kapitalien	5 075,33	„
4. Verschiedene Einnahmen	1 145,38	„
Sa.	56 217,13	*RM.*

Die Ausgaben haben betragen:

1. Für das 'Jahrbuch', Bd. 18	9 624,52	*RM.*
2. Für die 'Schrift', Bd. 45	9 037,80	„
3. Für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft	1 500,—	„
4. Beitrag zur Verwaltungsgemeinschaft für das Goethe- und Schiller-Archiv einschließlich 1000 *RM* Zuweisung an das Goethe-Nationalmuseum	5 911,—	„
5. Sonstige Beihilfen (Landesbibliothek, Dornburger Schlösser usw.) sowie Druck verschiedener Schriften bzw. Beihilfen für diese	6 849,58	„
6. Ehrengaben und Vereinsbeiträge	1 991,31	„
7. Persönliche und sachliche Aufwendungen für die Geschäftsstelle	10 620,57	„
8. Aufwendungen für die Hauptversammlung	2 766,—	„
9. Desgleichen für die Reichsgedächtnisfeier (Gesamtaufwendungen in den Jahren 1931 und 1932 *RM* 3 942,83)	2 722,13	„
10. Verschiedene Unkosten und Aufwendungen	1 047,19	„
Sa.	52 070,10	*RM.*

Das Jahr 1932 schließt mit einem Überschuß in Höhe von 4 147,03 *RM* ab, der im wesentlichen durch einmalige Minderausgaben an Honoraren für das 'Jahrbuch' und die 'Schrift' entstanden ist. Für das laufende Geschäftsjahr kann nicht mehr mit einem Überschuß gerechnet werden, da nicht nur der Beitrag eine wesentliche Senkung (von 12 *RM* auf 9 *RM*) erfahren hat, sondern auch infolge der allgemeinen Wirtschaftsnöte eine nicht unbedeutende Zahl von Mitgliedern ausgetreten ist. In den Voranschlag für das Jahr 1933 ist bereits eine größere Entnahme aus den Kassenbeständen vorgesehen.

Für die Reichsgedenkfeier im Jahre 1932 ist eine besondere Rechnung gelegt. Die Einnahmen beliefen sich auf *RM* 36 445,21, die Ausgaben auf *RM* 38 705,75. Der Zuschuß in Höhe von *RM* 2 299,54 ist in der Abrechnung unter Nr. 9 (Aufwendungen für die Reichsgedenkfeier) enthalten.

Das Kapitalvermögen der Goethe-Gesellschaft betrug am 31. Dezember 1932	72 650,04	*RM.*
Hierzu kommt der Überschuß aus dem Rechnungsabschluß des Jahres 1932 mit	4 147,03	„
sowie der Wirtschaftsfonds und frühere Rückstellungen mit	7 352,12	„
Das gesamte Kapitalvermögen stellt sich auf	84 149,19	*RM.*

Es ist zinstragend in Wertpapieren, Hypotheken, Darlehen und als Bankguthaben angelegt.

Sämtliche Abrechnungen sind von dem Revisor der Goethe-Gesellschaft geprüft und mit den Büchern und Belegen in Ordnung befunden.

Bericht über die Goethe-Anstalten, die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft und die Dornburger Schlösser

Für das Goethe- und Schiller-Archiv war das Berichtsjahr von besonderer Bedeutung, fiel doch sein größter Teil in das Goethe-Jahr 1932. Für die Anstalt bedeutete das eine erheblich vermehrte Beanspruchung von außerhalb, eine erhöhte Aufmerksamkeit auf die literarischen Erscheinungen des Gedenkjahres in der ganzen Welt. Das gilt vor allem für die Bibliothek der Goethe-Gesellschaft, die sich im vergangenen Jahre um fast 1000 Veröffentlichungen vermehrt hat. Zusammengetragen wurden aber auch alle erreichbaren Berichte über die Goethe-Feiern, Goethe-Ausstellungen in allen Ländern der Erde, so daß das Archiv in der Lage war, noch vor Ablauf des Goethe-Jahres durch seinen Bibliothekar Dr. Alfred Bergmann eine als Dokument des Jahres wertvolle Übersicht in der Veröffentlichung: 'Das Welt-Echo des Goethejahres' vorzulegen. Die starke Vermehrung der Bibliotheksbestände wäre nicht möglich gewesen, hätten nicht Verfasser und Verleger in großer Zahl es als ihre Aufgabe betrachtet, ihre Veröffentlichungen der Bibliothek zu überreichen. Ihnen allen, deren Namen hier anzuführen nicht möglich ist, sei an dieser Stelle der herzlichste Dank des Archivs und der Goethe-Gesellschaft ausgesprochen. Hervorzuheben sind die Sammelbände der Deutschen Gesandtschaft in Rio de Janeiro für Brasilien; dem Deutschen Reichsministerium des Auswärtigen verdanken wir eine Reihe außereuropäischer Jubiläumsdruckwerke. Die Sammelarbeit in dieser Hinsicht ist noch nicht abgeschlossen, und es wäre sehr erwünscht, wenn wir weiterhin von den maßgebenden Stellen unterstützt würden.

Ersparnisse aus vergangenen Jahren ermöglichten den Ankauf ungedruckter Briefe Goethes an Peucer, Riemer, Göschen und Einsiedel, von Briefen über Goethe von der Hand Arnims, Falks, Herders, Knebels, des Dichters Gries, des Kupferstechers Lips und der Johanna Schopenhauer. Goethes Einleitung zur Übersetzung der Carlyleschen Schillerbiographie, ein kostbares Manuskriptfragment der 'Phädra' Schillers, 24 Briefe Hebbels an Dingelstedt, 3 Briefe Ottiliens v. Goethe an Alexander v. Humboldt u. a. konnten erworben werden.

Wir müssen leider in diesen Erwerbungen bis auf weiteres die letzten Bestandsvermehrungen des Goethe- und Schiller-Archivs sehen, da zu unserem großen Bedauern das Reichsministerium des Innern von einer Stärkung unserer Erwerbsmittel für 1933 absehen mußte, „weil in den beiden letzten Jahren die Mittel des allgemeinen Wissenschafts- und Kunstfonds in so erheblichem Maße herabgesetzt wurden, daß die vorhandenen äußerst knappen Mittel nicht mehr zur Befriedigung der laufend unterstützten allerdringendsten reichswichtigen Aufgaben ausreichen". So bedauerlich es ist, daß das Archiv abermals ohne die Hilfe des Reichs in das neue Jahr hineingehen muß, so wenig dürfen wir uns der Tatsache der allgemeinen Notlage verschließen; wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß das Archiv, das der wissenschaftlichen Forschung die bedeutendsten Nachlässe deutschen Schrifttums und Geisteslebens von Goethe bis Wildenbruch darbietet, bei der ersten Möglichkeit wieder die fördernde Hand des Reichs zu spüren bekommt.

An eigenen Arbeiten hat das Archiv im vergangenen Jahre weniger fördern können als sonst, da die schon erwähnte Erfassung der Goethe-

Verehrung der Kulturländer der Welt viel Zeit beanspruchte. Wir haben damit begonnen, die außerhalb des Goethischen Nachlasses in öffentlichem und privatem Besitz aufbewahrten Handschriften Goethes in Photographien zu sammeln und so in Ergänzung der nur abschätzbaren Bestände des Archivs ein 'Corpus Photographicum Goetheanum' zu schaffen. Es umfaßt heute schon 500 Blätter Handschriften-Photographien. Das Ziel ist die Inventarisierung aller Werk-Handschriften Goethes auf der ganzen Welt an der Stelle, wo sich der gesamte Nachlaß darbietet, und die Eingliederung fremden Besitzes in Nachbildungen in diesen Nachlaß. Bis jetzt sind wir 35 Besitzern, zumeist öffentlichen Anstalten, zu Dank verpflichtet. Die hauptsächlichsten Sammlungen Deutschlands, Englands, Österreichs, Nordamerikas, Frankreichs und der Schweiz sind bereits sachlich eingeordnet. Die Arbeit wird fortgesetzt. Unserm Dank an alle Institute und privaten Besitzer, die den Gedanken freudig aufgegriffen und gefördert haben, fügen wir hinzu die Bitte an uns etwa unbekannte Besitzer von Goethe-Handschriften, mit uns für dieses Werk in Verbindung zu treten.

Neben diesen Arbeiten hat das Archiv im Laufe des Jahres rund 50 Studien auswärtiger Gelehrter mit Material versehen: abgesehen von allgemeinen Goethe-Themen wurden die Briefwechsel Goethes mit Fernow, Bury, Hirt, Wolf, Nicolovius, Schlosser, Arthur und Johanna Schopenhauer, die Nachlässe von Wieland, Hebbel, Bertuch, Luise v. Goechhausen, Immermann, Otto Ludwig, Gottfried Keller, Wildenbruch, August v. Goethe, Falk, Karoline v. Wolzogen zur Verfügung gestellt, für das Karl August-Werk alles Material der Nachlässe aus klassischer Zeit.

Die Mainzer Goethe-Ausgabe, die gemeinsame Weltpublikation der Gutenbergstadt Mainz und des Goethe- und Schiller-Archivs brachte 1932 die beiden Faust-Bände; im Druck sind die Bände: 'West-östlicher Divan', 'Epen und Kantaten' und 'Wilhelm Meisters theatralische Sendung'. Die Ausgabe, in der sich letzte Textverantwortung auf Grund der Erfahrungen von Jahrzehnten mit edelster typographischer Gestaltung vereint, wird, jährlich um vier Bände vermehrt, bis zum 200. Geburtstage Goethes sein dichterisches Werk in endgültiger Gestaltung vorlegen: ein Denkmal gleichzeitig höchster geistiger und drucktechnischer Leistung Deutschlands vor der Welt.

Die Erweiterung der Bestände des Goethe-Nationalmuseums betraf der Zahl nach hauptsächlich die Abteilung 'Goethestätten', die diesmal um mehr als 50 prachtvolle Landschaften vermehrt wurde. Drei Handzeichnungen Goethes konnten erworben werden, darunter eines der schönsten Blätter der frühweimarischen Zeit ('Am Gartenzaun'). 18 Aquarelle Rambergs zu Goethes Gedichten traten zu der Abteilung: 'Illustrationen zu Goethes Werken'; aus den Bildnissen sind herauszuheben: Herzogin Luise von Klauer, Eichhorn von Klauer (Unikum), Goethe von Weißer (1807), wohl der früheste Ausguß, das Relief von Angelika Facius in der frühesten Form, Friedrich Heinrich Jacobi, Pastell von Weitsch, ein Ölporträt von Goethes Lateinlehrer Scherbius, zwei Landschaften von Charlotte v. Stein u. a. m.

Auch das Goethe-Nationalmuseum kann auf ein arbeitsreiches Jahr zurückblicken. Das Goethejahr brachte viele Benutzer des Goethischen Nachlasses auf allen Forschungsgebieten zur Kunst und Naturwissenschaft, besonders aber zahlreiche andächtige Besucher aus aller

Welt: Pilgerfahrten von Einzelpersonen und von Vereinigungen in großer Anzahl; Deutsche aller Gaue stellten sich ein, um ihre Verbindung im Geiste mit dem größten schöpferischen Genius des Deutschtums kundzutun.

Ihnen allen wäre es eine große Freude, ja eine Bestätigung der Dankbarkeit Deutschlands gewesen, wenn der für das Gedenkjahr geplante Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums Zeugnis abgelegt hätte für die unvergleichliche Arbeitsleistung Goethes, wenn jenes Denkmal deutscher Arbeit am Geiste am hundertsten Todestage erstanden wäre. Das amtliche Deutschland der vergangenen Jahre hat dem Vorhaben seine fördernde Teilnahme nicht zugewandt. Es war nicht nur für uns, sondern auch für viele Deutsche unbegreiflich, daß das amtliche Deutschland von 1932 für den Wiederaufbau eines abgebrannten Schlosses in Süddeutschland die gleiche Summe sofort zur Verfügung gestellt hat, die, jahrelang von uns erbeten, ausgereicht hätte, hier in Weimar ein Denkmal Deutschlands vor sich selbst und vor der Welt, das nationaler nicht gedacht werden kann, zu sichern. Um so dankbarer dürfen wir dem Herrn Reichsstatthalter und dem Herrn Volksbildungsminister von Thüringen dafür sein, daß sie diese deutsche Sache bei dem Herrn Reichsinnenminister vertreten haben, der als thüringischer Volksbildungsminister seinerzeit ihr seine fördernde Teilnahme nicht versagt hat.

Die Durchführung des Planes deckt sich vom ersten gebrochenen Stein bis zum letzten befestigten Ziegel vollkommen mit dem Begriffe der Arbeitsbeschaffung, die aufgewandten Mittel fließen restlos dem Handwerk im weitesten Sinne zu. Von den erforderlichen Mitteln kann mehr als die Hälfte als vorhanden gelten. Die Lotterie im vorigen Jahre hat nur ein Viertel dieser Summe erbracht, und zwar deshalb nur ein Viertel, weil erstens der damalige Reichsfinanzminister uns die von zuständiger Stelle bereits gewährte Steuerermäßigung wieder entzog und weil zweitens das damalige Preußische Wohlfahrtsministerium uns, entgegen auch der Stellungnahme des preußischen Kultusministeriums, zwang, über die Hälfte des preußischen Antragsanteils, mithin zwei Fünftel des Gesamtertrags, an das Frankfurter Goethe-Museum abzuführen: eine willkürliche Entscheidung deshalb, weil das Ministerium es ablehnte, die Zahl der tatsächlich abgesetzten Lose seiner Entscheidung zugrundezulegen. So erfreulich es für uns ist, zur Förderung der Ziele des Frankfurter Goethe-Museums beigetragen zu haben, so erwünscht wäre es uns doch gewesen, den bescheidenen Ertrag der ersten Goethe-Lotterie, vorbehaltlich späteren Ausgleichs, voll in unseren Haushaltsplan einzustellen, zumal da wir ja zugunsten der Durchführung der mehrjährigen Volksspende für Frankfurt die Lotterie von Termin zu Termin bis zu einem wirtschaftlich und politisch denkbar ungünstigen Zeitpunkte hinausschieben mußten.

Um so mehr ist es mir eine freudig erfüllte Pflicht, allen denen aus dem Kreise der Goethe-Gesellschaft und darüber hinaus für ihre tätige Hilfe am Werke herzlich zu danken. Wir werden auch jetzt nicht betteln gehen; denn wenn es sich um die Erfüllung einer letztwilligen Bestimmung Goethes handelt, ist betteln nicht am Platze. Wer überzeugt ist von der beispielgebenden und charakterbildenden Kraft, die in der Darbietung des Arbeits- und Lebensmaterials eines Goethe liegt, der bekenne sich zu uns und zu unserer nationalen Aufgabe und trete uns helfend zur Seite! Am schönsten wäre es, wenn das Reich den Weg zur Mitförderung dieses Doppelziels der Arbeitsbeschaffung und Kulturpropaganda im idealsten Sinne beschreiten würde.

Das Ziel ist, den Erweiterungsbau zur Pfingsttagung 1935, wenn die Goethe-Gesellschaft auf eine fünfzigjährige reiche Tätigkeit zurückblicken kann, feierlich der Öffentlichkeit zu übergeben und damit die musealen Aufgaben abzuschließen, die mit der Übernahme des Erbes im Jahre 1885, also auch vor einem halben Jahrhundert, dem Staat verpflichtungsgemäß erwachsen sind. Die Durchführung der sich aus der Erbschaft ergebenden schon weit geförderten wissenschaftlichen Aufgabe könnte dann ihrer Lösung entgegengehen.

Die Jubelfeier der Arbeit zweier Einrichtungen, die dem Lebenswerke Goethes geweiht sind, könnte nicht würdiger begangen werden als durch Beschaffung von Arbeit der Hand zur Darbietung größter deutscher Arbeitsleistung im Geiste.

Auch ein anderes kleineres Werk soll unsere Mitglieder im Jahre 1935 begrüßen: die in der Wiederherstellung vollendeten Dornburger Schlösser und Gärten. Stillschweigend haben wir im vergangenen Jahre den 10. Jahrestag der Übernahme dieses Erbes und der damit verbundenen Verantwortung vorübergehen lassen. Wir dürfen uns heute nicht ohne Stolz des Tages erinnern, an dem sich die Goethe-Gesellschaft schweren Herzens entschloß, die Erhaltung dieses erinnerungsschweren und naturbegnadeten Heiligtums, für das sich sonst kein Retter und Hüter fand, in ihre Hand zu nehmen. Es bleibt das historische Verdienst der Goethe-Gesellschaft, die Betreuung dieses schönen Stückes deutscher Erde auf sich genommen zu haben zugunsten der Allgemeinheit. Und es ist der Stolz des 'Kuratoriums der Schlösser zu Dornburg', daß es ohne Geldhilfe der öffentlichen Hand, ohne Belastung der Gesellschaft, aus eigenen Kräften in ehrenamtlicher Arbeit das Bestehende nicht nur erhalten, sondern durchgreifend in historischem Sinne erneuert und den Tagen Goethes wieder zugestaltet hat.

Das Kuratorium hatte in seiner letzten Sitzung im vergangenen Herbst beschlossen, nun auch das Goetheschloß als Gebäude wieder von Grund auf herzustellen. Das ist nun geschehen und gelungen. Das Schloß leuchtet wieder in rötlich-gelbem Ton, Fenster und Türen haben die alte ochsenblutrote Farbe bekommen, die Steinumrahmungen der Fenster sind wieder freigelegt, und das schöne Renaissanceportal, das mit vielfachem schwarzem Zementfarbenüberzug entformt worden war, zeigt wieder den schönen klaren Stein mit der deutlich lesbaren berühmten Inschrift. Bei der Durchführung dieser Arbeit hat mit Rat und Tat jederzeit uneigennützig unser Bausachverständiger, Herr Oberbaurat Dittmar, zur Seite gestanden, dem an dieser Stelle herzlicher Dank wiederholt werde.

Dankbar erinnert sich das Kuratorium aber nach zehnjähriger Arbeit auch eines bereits heimgegangenen Mitglieds, des Reichsbankvizepräsidenten Dr. v. Glasenapp, dem die tätige Förderung unserer Ziele bis zuletzt Herzensbedürfnis war. Meinen Konkuratoren, unserm Herrn Vizepräsidenten und Herrn Konsul Ernst Kritzler in Berlin konnte ich bei der letzten Sitzung meinen Dank aussprechen, den ich jetzt namens der Goethe-Gesellschaft erneuen darf.

Die Aufgabe, die wir uns nun gestellt haben, ist die Wiederherstellung und Ausgestaltung im Innern, vor allem des Rokokoschlosses, und die weitere Verbesserung der Terrassengärten. Auch ein kleines Dornburg-Museum ist im Entstehen. Zeitpunkt der Beendigung dieser Arbeiten ist das Frühjahr 1935! Sinn dieses Zeitpunktes: Empfangsbereitschaft zu Pfingsten 1935! Auf eigenem Grund und Boden möge die Goethe-Gesellschaft ihre 50. Jahrestagung dann festlich beschließen!

Möchte ein günstiges Geschick es uns vergönnen, daß an der Schwelle unseres neuen Halbjahrhunderts in Weimar die vollendete Werkstatt Goethes das Rüstzeug seiner Forschungsarbeit darbietet und daß hier die Werkstatt wie in Dornburg die Stätte letzter großer lebensüberschauender Rast Goethes in ihrer wiedererstandenen Schönheit uns und allen den Tausenden deutscher Volksgenossen, für die wir dieses Heiligtum der Nation pflegen und erhalten, dann ihren heute 325jährigen Gruß zuruft: Gaudeat ingrediens! Freudig trete herein! — Über beiden hohen Zielen aber walte bis dahin der Schluß des Dornburger Leitspruches:

Det bona cuncta Deus!

Hans Wahl.

Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft vom 8.—11. Juni 1933

Die diesjährige Hauptversammlung stand unter dem Zeichen Wielands, dessen Geburtstag am 5. September zum 200. Male wiederkehrt.

Donnerstag, den 8. Juni 1933.

Dank dem Entgegenkommen des Auswärtigen Amtes war es möglich gewesen, etwa 100 Studierende von deutschen Universitäten des In- und Auslandes als Gäste der Hauptversammlung einzuladen. Für diejenigen, die bereits am Donnerstag in Weimar hatten eintreffen können (es fehlten die Kommilitonen aus Halle und Jena), fand 21 Uhr im kleinen Saale der 'Weimarhalle' ein Begrüßungsabend statt, der durch die Anwesenheit Hans Carossas ausgezeichnet war. Der erste Vizepräsident, Herr Professor Dr. Kippenberg, hieß die Erschienenen herzlich willkommen und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß auch bei der Hauptversammlung dieses Jahres die Jugend nicht fehle. Nachdem man gemeinsam die erste Strophe des Deutschland-Liedes gesungen hatte, ergriff Professor Bertram aus Köln das Wort zu einer Ansprache, in der er von der Betrachtung ausging, ein wie schönes Sprachsinnbild es sei, daß „Gedenken" und „Danken" auf ein und dasselbe Stammwort zurückführe. Dieser Umstand lehre, daß Gedenken ein dankbar Gedenken, Erinnern schon eine Art von Danken sein solle. So sei auch für Goethe die Fähigkeit, dankbar zu sein, ein Beweis von Kraft, Undankbarkeit aber ein Zeichen von Schwäche gewesen. In diesem Goethischen Sinne betrachte die Goethe-Gesellschaft sich nicht als bevormundende Hüterin seines Erbes, möchte vielmehr eine Vereinigung von Dankbaren sein und sich gerade an diesem bedeutsamen Wendepunkt deutscher Volksgeschichte dankbar verjüngen. Goethe beharre nie und nirgends in unfruchtbarer Verneinung; die großen Lichtbringer seien immer auch die großen Jasager gewesen. Das bedeute nicht Allduldung, auch nicht im Reiche des Gedankens. Dankbar „Ja" zum Leben zu sagen, das dürfe unser mühseliges und beladenes Volk von Goethe lernen.

Im weiteren Verlaufe des Abends wechselte gemeinsamer Gesang mit den Ansprachen verschiedener Vertreter grenzlanddeutscher Studentengruppen, die ihrem Gefühl inniger Zugehörigkeit mit den Deutschen des Reiches leidenschaftlichen Ausdruck gaben. Zum Schlusse, lange nach Mitternacht, nahm noch Herr Sanitätsrat Dr. Vulpius das Wort, um ritterlich das Lob der Kommilitoninnen zu singen.

Freitag, den 9. Juni 1933.

Vizepräsident Kippenberg eröffnete nachmittags 4 Uhr in Vertretung des nach den Vereinigten Staaten beurlaubten Präsidenten Professor Petersen die im großen Saale der 'Weimarhalle' stattfindende 48. Hauptversammlung mit einer Begrüßung der zahlreich versammel-

ten Mitglieder und hieß namentlich willkommen Herrn Oberregierungsrat Stier als den Vertreter der Thüringischen Regierung, Herrn Oberbürgermeister Mueller als den Vertreter der Stadt Weimar, Herrn Generalintendanten Dr. Nobbe als den Vertreter des Weimarer Nationaltheaters und Herrn Mutzenbecher von der Kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, endlich auch mehrere Nachkomminnen Wielands. Er teilte mit, daß der Herr Reichsstatthalter von Thüringen durch Krankheit am Erscheinen verhindert sei.

Nachrufe widmete er den Toten des Jahres: Hofrat Payer von Thurn in Wien, Senator Strunk in Danzig und dem Präsidenten der English Goethe Society in London Professor John G. Robertson.

Sodann betonte er, daß in einer Zeit, da ein gewaltiges Ringen um neue Daseinsformen unseres Volkes begonnen habe, die Goethe-Gesellschaft, die seit fast einem halben Jahrhundert dem Vermächtnis unseres größten Dichters, der auch der deutschesten einer gewesen sei, verehrend diene, mit den heißesten Wünschen eine Bewegung begrüße, deren großes Ziel die staatliche, sittliche und soziale Erneuerung unseres Volkes sei. Er erinnerte an den früheren Präsidenten, Professor Roethe, der so manchesmal zu Zeiten, da vielen im Lande das noch ein Ärgernis bedeutete, den Geist von Potsdam heraufbeschworen und gezeigt habe, daß er nicht im Gegensatz stünde zu dem von Weimar, daß vielmehr in der Synthese der beiden sich das deutsche Wesen vollende. Heute, da der Geist von Potsdam neu erstanden sei, sei unsere Bitte an den Genius unseres Volkes, daß der Geist von Weimar ihm zugesellt bleiben möge.

Wie die Goethe-Gesellschaft praktisch dabei mitwirken wolle, deutete der Redner nunmehr an. Die Goethe-Forschung im engeren Sinne könne als abgeschlossen gelten; die Mainzer Ausgabe schreite erfreulich voran. Vom Jahre 1935 an gedenke man deshalb an Stelle des der reinen Forschung dienenden 'Jahrbuchs' eine Vierteljahrsschrift herauszugeben, in der zwar literarhistorische Abhandlungen nach wie vor ihren Platz finden würden, in der man sich aber außerdem aus dem Geiste der Goethischen Gedankenwelt heraus mit den Problemen unserer Tage auseinandersetzen könne. Sobald die Zeit es zulasse, werde man in Weimar mit den besten künstlerischen Kräften Deutschlands eine 'Faust'-Woche einrichten und auch außerhalb Weimars Goethe-Feste veranstalten.

Auf das Wieland-Gedenkjahr von 1933 werde 1834 ein Schiller-Jahr folgen, 1935 aber werde das Jubeljahr des fünfzigjährigen Bestehens der Gesellschaft werden. Dann hoffe man auch den Erweiterungsbau des Goethe-Nationalmuseums einweihen zu können, der 1932 nicht zustande gekommen sei. Man dürfe wohl voraussetzen, daß das Reich an der Erfüllung dieser Ehrenpflicht tätigen Anteil nehmen werde, da sich hier die seltene Gelegenheit biete, geistige und handwerkliche Interessen im Sinne des Arbeitsbeschaffungs-Programms miteinander zu verbinden.

Oberbürgermeister a. D. Dr. Donndorf erstattete den Geschäftsbericht über das abgelaufene 48. Geschäftsjahr (siehe S. 251), Stadtfinanzrat Eisele, der neue Schatzmeister, trug die Jahresrechnung vor und erhielt Entlastung.

Professor Wahl gab Rechenschaft von den ihm unterstehenden klassischen Stätten, dem Goethe- und Schiller-Archiv, dem Goethe-Nationalmuseum und den Dornburger Schlössern (S. 259).

Der Antrag des Vorstandes, den Jahresbeitrag im kommenden Jahre in der alten Höhe von *RM* 9,— zu belassen, wurde ohne Wider-

spruch angenommen. Andere Anträge lagen weder von seiten des Vorstandes noch der Mitglieder vor.

Am Abend fand auf der Kammerspielbühne der 'Weimarhalle' zu Ehren Wielands eine Aufführung seines Singspiels 'Alceste' in der Vertonung Anton Schweitzers statt, das seine Uraufführung am 28. Mai 1773 durch die Seylersche Truppe in Weimar erlebt hatte. Der Beifall der freudig gestimmten Hörer war überraschend herzlich. Der Aufführung voraus ging ein Vorspruch, gedichtet von Heinrich Lilienfein (siehe oben S. VII, VIII), vorgetragen von Max Brock.

Sonnabend, den 10. Juni 1933.

Die festliche Sitzung fand um 11 Uhr im Deutschen Nationaltheater statt. Professor Ermatinger aus Zürich hielt den Vortrag, und zwar über 'Wielands geistige Welt' (S. 221). Die Weimarische Staatskapelle unter der Leitung des Herrn Generalintendanten Dr. Nobbe umrahmte den Vortrag mit zwei Musikstücken: zu Beginn spielte sie die Ouverture der Herzogin Anna Amalia zu Goethes 'Erwin und Elmire', zum Schlusse Glucks 'Iphigenien'-Ouverture.

Das für den Nachmittag und Abend in Belvedere geplante Wielandfest erlitt durch die Ungunst der Witterung eine bedauerliche Störung. Auf die Darbietung einer Aufführung der Elfenszenen aus Shakespeares 'Sommernachtstraum', die bei günstiger Witterung nach Eintritt der Dunkelheit auf den Wiesen des Parks hätte vor sich gehen sollen, mußte verzichtet werden, und die Wirkung der Schloßbeleuchtung ging bei dem strömenden Regen fast völlig verloren. Man war auf den Aufenthalt in den mit frischem Grün geschmückten Räumen der Orangerie angewiesen. Dort spielten Mitglieder des Nationaltheaters Goethes 'Laune des Verliebten', das Schülerorchester der Staatlichen Musikhochschule brachte unter Heddergotts Leitung ein Menuett von Luigi Boccharini und Mozarts 'Kleine Nachtmusik' zu Gehör, Professor Dr. Deetjen plauderte über Wielands vielfältige Beziehungen zu Belvedere, Margarete Neff trug den fünften Gesang des 'Oberon' vor, zum Schlusse las Wilhelm Hinrich Holtz ein Kapitel der 'Abderiten'. Zu stimmungsvollem Abschlusse des reichen Tages öffneten sich gegen Mitternacht die Pforten des Wittumspalais, und man schritt durch den Raum, in dem einst Goethe seine Gedächtnisrede auf den Bruder Wieland gehalten hatte. Kerzen brannten, und die Klauersche Büste zierte ein Lorbeerkranz.

Sonntag, den 11. Juni 1933.

Am Sonntag Morgen fand sich eine kleine Gruppe zu gemeinsamem Besuche der Grabstätte Wielands in Oßmannstedt zusammen.

Alfred Bergmann.

Register

Im Hinblick auf das bevorstehende Gesamtregister der Bände 1—20 hält das folgende Teilregister des Bandes 19 nur die wichtigsten Namen fest

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe



Inhalt



Tafeln

Gedruckt in der Hof-Buchdruckerei zu Weimar





